

**Ernst Loewy**  
**Literatur unterm**  
**Hakenkreuz**

---

**Das Dritte Reich und**  
**seine Dichtung**

**Eine Dokumentation**

**Fischer**



# FISCHER

TASCHENBÜCHER



»Gerade ein Buch mit dieser Absicht und zu diesem Zweck fehlte bislang. Und es ist nicht nur nützlich, es ist auch nötig: für den Ideologiekritiker, den Zeit-historiker, den Germanistikprofessor, den Deutsch-lehrer. Es ist das erste Buch weit und breit und nach so langer Zeit, das bündig darstellt, wie die Literatur jener Jahre beschaffen war, die Literatur der Barden und Büttel.«

*Die Zeit*

»Loewys gründlich kommentierte Dokumentation liest ihre Ordnungsprinzipien jenen Weltanschauungsblasen ab, die den Schriftümlern wie Schaum vor den Mündern stehen. Das Register zeigt: Man-cher Mord-Barde brauchte auch nach 1945 nicht auf Ehren und Auflagen zu verzichten.«

*Der Spiegel*

ISBN N 3-596-24303-3

**Über dieses Buch** In dieser Wiederauflage der erstmals 1966 erschienenen Dokumentation ‚Literatur unterm Hakenkreuz‘ setzt sich Ernst Loewy mit der Literatur des Nationalsozialismus auseinander. Immerhin zwanzig Jahre nach Kriegsende lieferte Loewy damals die erste breit angelegte und kommentierte Anthologie «schöngeistigen Schrifttums», das den Maximen der Nazi-Ideologie gehorchte, streckenweise sie mit in die Welt gesetzt hat. Loewy stellt exemplarisch Texte zusammen, aus denen hervorgeht, welche Wurzeln das NS-Schrifttum in der deutschen Literaturgeschichte hatte und welche literarischen Strömungen vor 1933 besonders anfällig für den Nationalsozialismus waren. Und auch: In welcher Kostümierung sie bis in diese Tage fortwirken. Loewy nähert sich seinem Thema philologisch, soziologisch und zeithistorisch und baut seine Dokumentation im Schnittpunkt dieser Disziplinen auf. Er ordnet die Texte nach motivanalytischen Gesichtspunkten und gibt den Blick frei auf die Strukturen nationalsozialistischen Dichtens und Denkens und gleichfalls auf intellektuelle Fehlhaltungen, die sich die Demagogen nur zu leicht zu nutze machen konnten.

**Der Autor Ernst Loewy**, 1920 in Krefeld geboren, emigrierte 1936 in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina und schloss sich einem Kibbuz an; ab 1938 Buchhandelslehre in Tel Aviv, anschließend verschiedene Tätigkeiten, zuletzt als Bibliothekar beim Regierungspresseamt in Tel Aviv. Ende 1956 Rückkehr in die Bundesrepublik Deutschland. Ab 1957 Leiter der Judaica-Abteilung der Frankfurter Stadt- und Universitätsbibliothek. Studierte daneben Germanistik, Politikwissenschaft und Soziologie. 1964 bis 1983 Referent im Deutschen Rundfunkarchiv, Frankfurt am Main. Lebt als Autor und Publizist in Frankfurt am Main.

Neben zahlreichen Aufsätzen und Rundfunkbeiträgen veröffentlichte er unter anderem: ‚Thomas Mann – Ton- und Filmaufnahmen. Ein Verzeichnis‘ (in: Thomas Mann – Gesammelte Werke. Supplementband) und ‚Exil. Literarische und politische Texte aus dem deutschen Exil 1933 – 1945‘ (unter Mitarbeit von Brigitte Grimm, Helge Nagel und Felix Schneider). Die ‚Exil‘-Anthologie ist in drei Bänden im Fischer Taschenbuch Programm lieferbar (Bd. 6481-6483).

Ernst Loewy

# **Literatur unterm Hakenkreuz**

**Das Dritte Reich und seine Dichtung**

Eine Dokumentation

7.-8. Tausend: Januar 1987

Ungekürzte Ausgabe  
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, November 1983

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der Europäi-  
schen Verlagsanstalt, Frankfurt am Main

© 1966 by Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main

Umschlagentwurf: Jan Buchholz/Reni Hinsch

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 1280-ISBN-3-596-24303-3

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

# Inhalt

|  |     |
|--|-----|
| Einleitung   | 11  |
| <b>I. Bodensatz der Romantik</b>   | 37  |
| A. Die diffamierte Ratio<br><i>1. Das mythische Kollektiv (51) – 2. Wider den undeutschen Geist, gegen intellektuelle Entwurzelung (54) – 3. Vom Rauschen der deutschen Seele (57)</i>           | 48  |
| B. Mythen aus der Retorte<br><i>1. Die Ahnen im Blut (63) – 2. Im Dämmer der Vorzeit (66) – 3. Urglaube (70)</i>   | 60  |
| C. Die «höhere Ordnung»<br><i>1. Das Organisch-Gewachsene (81) – 2. Die Urgewalt des Elementaren (84) – 3. Tod und Märtyrium (86) – 4. Schicksal und Vorsehung (90) – 5. Entscheidung (91)</i>   | 76  |
| D. Autoritätsgläubigkeit<br><i>1. Führer und Gefolgschaft (98) – 2. Herrenrecht (101)</i>  | 95  |
| <b>II. Triumph der Provinz</b>   | 103 |
| A. Das total platte Land<br><i>1. Zurück zur Schoile (114) – 2. Bauernfäuste (117) – 3. Blut und Boden (118) – 4. Segen des Geschlechts und reinen Blutes (121) – 5. Schoss der Mütter (124)</i> | 110 |

- B. Vom «Volkhaften» zum «Völkischen» 129  
 1. *Gesund und gerade gewachsen (135)* – 2. *Deutsches Wesen und deutsche Art (137)* – 3. *Gehorsam, Treue, Manneszucht (141)* – 4. *Segen der Arbeit (143)* – 5. *Volksgemeinschaft (146)* – 6. *Völkische Wachheit (153)*

### III. Der militante Nationalismus 159

- A. «Feuer und Blut» 166  
 1. *Krieg – heilige Flamme (172)* – 2. *Männerherzen, Mämmerfäuste, Männertaten (175)* – 3. *Frontgeist (178)* – 4. *Blutopfer (181)* – 5. *Im Felde unbesiegt (185)*

- B. Mythos Deutschland 189  
 1. *Deutsche Not (197)* – 2. *Aufbruch der Nation (200)* – 3. *Deutscher Glaube – deutsches Gebet (203)* – 4. *Das Dritte Reich (206)* – 5. *Der neue Staat (211)* – 6. *Preussischer Sozialismus (213)* – 7. *Die verschworene Gemeinschaft (216)* – 8. *Blutzeugen der Bewegung (219)* – 9. *Die totale Mobilmachung (221)*

- C. «Lebensraum» 224  
 1. *Deutsche Tüchtigkeit (229)* – 2. *Volk ohne Raum (230)* – 3. *Grenzlandschicksal (233)* – 4. *Nach Ostland wollen wir reiten (236)* – 5. *Retter des Abendlands (238)* – 6. *Feinde ringsum (245)* – 7. *Europäische Sendung (248)*

### IV. Der stilisierte Terror 253

- A. Furor Teutonicus 258  
 1. *Blitz, Donner und Sturm (259)* – 2. «*Entbrenne, brenn ungeheuer!*» (261) – 3. *Gerechte Hände und granitne Stärke (263)*

- B. «Die braunen Bataillone» 266  
 1. *Fahnenwald (268)* – 2. *Die dumpfe Trommel (271)* – 3. *Die Gassen hallen (273)*

- C. «Dem Führer» 277  
 1. *Der Eine (277)* – 2. *Heil! (281)* – 3. «*Brüder, was bleibt...*» (287)

Exkurs über die Rechtfertigungsliteratur 291

Kurzbiographien (zugleich Register) 301

## Einleitung

### I.

Die Geschichte der Nazi-Literatur ist noch nicht geschrieben worden; es fragt sich, ob es sie zu schreiben lohnt. Versteht man unter Literaturgeschichte die Aneinanderreihung dessen, was wahrhaft tradierungswürdig ist, so ist die Frage zweifellos zu verneinen, ja sie wird sich gar nicht erst stellen. Zu weit ist dieses «Schrifttum» von allem entfernt, was man gemeinhin mit dem Begriff Literatur verbindet.

Literaturgeschichte, die sich auf eine Art Höhenwanderung beschränkt, verdient diesen Namen freilich zu Unrecht. Eine allein an ästhetischen Gesichtspunkten orientierte Betrachtungsweise mag allenfalls bestimmten didaktischen Erfordernissen genügen; für die Literaturgeschichtsschreibung reicht sie nicht aus. Zu ihrer Aufgabe gehört es nicht nur, die «Gipfel» der literarischen Entwicklung darzustellen, sondern ebenso auch ihre Täler und Niederungen – kurz: die gesamte Literaturlandschaft einer Epoche als ein Ganzes zu begreifen, selbst wenn sie von so trostloser Öde ist, wie die des Dritten Reiches es war. Auch der Schwund ästhetischen und sprachlichen Vermögens ist ein literaturgeschichtliches Phänomen, ebenso wie der Missbrauch des Wortes als Mittel kruder Propaganda, der Ersatz künstlerischer Wahrheit durch bloße Fungibilität im Dienste aussenpolitischer Aggression und innenpolitischen Terrors, die Degradierung des Schriftstellers zum politischen Schulungsbeamten. Dass eine unter solchen Vorzeichen entstandene «Literatur» ihrem Begriff nur sehr bedingt entspricht, versteht sich von selbst. Das Wort «Schrifttum», dessen sich die Nazis mit Vorliebe bedienten, scheint uns in der Tat ein weit geeigneterer Ausdruck dafür. Diesem Schrifttum gegenüber würde eine rein literaturgeschichtlich-immanente Betrachtungsweise allerdings noch weniger ausreichen, als dies ohnehin der Fall ist. Die Literaturgeschichte wird sich hier nicht nur der Erkenntnisse der Soziologie und politischen Wissenschaft zu bedienen, sondern streckenweise hinter diese zu-



rückzutreten haben. Die Aufgabe, auf die sie sich am Ende reduziert sieht, ist die: die Zerstörung deutscher Literatur zu konstatieren.

Mit einem solchen Diktum indessen wäre es keineswegs getan. Wäre der NS nichts als ein blosser «Unfall» der deutschen Geschichte gewesen, so würde man sich allenfalls damit begnügen können. Eine solche Einschätzung der Dinge entspräche jedoch den Tatsachen nicht im Entferntesten. Der NS war durchaus nicht die Folge historischer «Zufälle»; vielmehr war er einmal das Ergebnis konkreter sozioökonomischer Umstände und politischer Machtverhältnisse, zum anderen – vornehmlich was seine spezifische Ausformung betrifft – das Resultat von Entwicklungen, die nur eine eingehende Analyse der deutschen Geschichte erhellen kann. Da hier nicht vom NS schlechthin, sondern von der Nazi-Literatur die Rede ist, wird sich eine solche Analyse vornehmlich, wenn auch nicht ausschliesslich, an die Literaturgeschichte halten müssen. Man wird sie ebenso heranzuziehen haben, um etwas über die Quellen der Nazi-Literatur auszumachen, wie man auch die Nazi-Literatur selbst bemühen muss, will man bestimmten Tendenzen der deutschen Literaturgeschichte, gerade weil sie hier ad absurdum geführt worden sind, mit der gebotenen Kritik begegnen.

Der Ungeist wurde weder mit der «Machtübernahme» der Nationalsozialisten geboren, noch verschwand er mit dem unseligen Ende des «Tausendjährigen Reiches». Die rein deskriptive Behandlung der Zeit und ihres Geistes ist zwar bequemer als die Frage nach dem Woher und Wohin. Mit der blossen Mumifizierung der Historie ist jedoch ihrer Erkenntnis nicht gedient. Die Verweisung der Nazis in ein Raritätenkabinett ist der beste Dienst, den man ihnen, der schlechteste freilich, den man der so viel beschworenen Vergangenheitsbewältigung erweisen kann. In seinem Essayband *Vor und nach Hitler* spricht Harry Pross von den Leuten, die sich zwar intensiv darum kümmern, wie es im Dritten Reich gewesen ist, aber darüber vergessen, irgendwelche Konsequenzen aus ihren Studien zu ziehen:

«Sie memorieren, repetieren, kolportieren und kommen doch nicht weiter, weil sie eben den Block Drittes Reich oder Nationalsozialismus als etwas methodisch Abgegrenztes behandeln, nicht als etwas, das mit tausend Fasern mit dem Vorher und dem Nachher verbunden ist. Es unterliegt leider keinem Zweifel, dass die zeitgeschichtliche Forschung zu einem erheblichen Teil diesen Weg bevorzugt und damit ihren aktuellen Auftrag versäumt, hier und heute aufklärend zu wirken.<sup>1</sup>»

Die NS Kulturpolitik gehörte lange Zeit zu den Stiefkindern der Forschung.

---

<sup>1</sup> Harry Pross: *Vor und nach Hitler. Zur deutschen Sozialpathologie*. Olten und Feiburg 1962. S. 144.

Erst in den letzten Jahren ist auch auf diesem Gebiet ein Wandel eingetreten; der Nazi-Literatur wandte sich, wenn wir von Walter Muschgs streitbarem Essayband über die *Zerstörung der deutschen Literatur*<sup>2</sup> absehen, als erster Franz Schönauer mit einem aus Rundfunkvorträgen erwachsenen und von der Kritik heftig umstrittenen Buche zu<sup>3</sup>. Ihm folgte eine Darstellung der NS Literaturpolitik von Dietrich Strothmann<sup>4</sup>. Schönauer ist mit den Fakten etwas grosszügig umgegangen, mit den Urteilen sehr pauschal verfahren. Er gibt dem Laien ein zwar abgerundetes, aber eben nur summarisches Gesamtbild; sein essayistisch-pamphletistischer Stil sollte aber gerade diesem ersten engagierten Versuch, der im Kern das Richtige trifft, nicht zum Vorwurf gemacht werden. Strothmann hingegen wendet sich mehr an den Fachmann als an das grosse Publikum; überdies beschäftigt er sich weniger mit der Literatur selbst als mit der Gängelungs- und Überwachungstechnik der parteiamtlichen Instanzen. Er untersucht das Terrorsystem und nicht das unter seinem Zwang hervorgebrachte «Schrifttum». Auch Joseph Wulf ist es in seiner Dokumentation *Literatur und Dichtung im Dritten Reich*<sup>5</sup> sichtlich mehr um den Apparat als um die Literatur selbst zu tun. Das von ihm vorgelegte Material entstammt zumeist erhalten gebliebenen Akten, etwa der Preussischen Akademie der Künste, oder den Zeitschriften der NS-Zeit. Es handelt von der Literatur; nur selten werden literarische Texte selbst herangezogen. Dieses im Rahmen einer fünfbandigen Dokumentation über die Kunst im Dritten Reich erschienene Buch ist zudem das Werk eines Politwissenschaftlers, der erst gar nicht den Versuch macht, seinen Gegenstand als Objekt germanistischer Forschung zu begreifen. Auch reduziert der Verfasser den Wert des Werkes durch die kritiklos übernommene Gleichung Nationalsozialismus = Kommunismus, durch die er den restaurativen Tendenzen in der Bundesrepublik auf die bedenklichste Weise Vorschub leistet. Über die politischen und ideologischen Quellen des Nazi-Schrifttums erfahren wir am meisten aus jenen Büchern, die sich mit dem autoritären Denken in der Weimarer Zeit auseinandersetzen, selbst wenn sie die Literatur nur gelegentlich streifen. Vor allem sei hier auf die ausführliche Darstellung von Kurt Sontheimer über das *Antidemokratische Denken in der Weimarer Republik*<sup>6</sup> hingewiesen, dem das vorliegende Buch eine Fülle von Anregungen verdankt. Hingewiesen sei ebenfalls auf die

---

2 Walter Muschg.: *Die Zerstörung der deutschen Literatur*. 3., erw. Aufl. Bern und München 1958.

3 Franz Schönauer: *Deutsche Literatur im Dritten Reich. Versuch einer Darstellung in polemisch-didaktischer Absicht*. Olten und Freiburg 1961.

4 Dietrich Strothmann: *Nationalsozialistische Literaturpolitik*. Bonn 1960.

5 Joseph Wulf: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Gütersloh 1963.

6 Kurt Sontheimer: *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. München 1962.

Schrift von Hans-Jochen Gamm über den *Braunen Kult*<sup>7</sup>, sowie auf das Buch von Hildegard Brenner über die *Kunstpolitik des Nationalsozialismus*<sup>8</sup>. Auch verdient hier die *Spiesser-Ideologie*<sup>9</sup> von Hermann Glaser erwähnt zu werden. Das Nazi-Schrifttum erscheint in diesem provozierenden Buch freilich in grösserem Zusammenhang: als das schlechthin Exemplarische einer Geisteshaltung, die der Verfasser – leider nicht immer mit der erforderlichen Differenzierung – als Konstante einer 150jährigen Fehlentwicklung deutscher Geistesgeschichte herauszuarbeiten versucht.

Während der Arbeit an der Erstausgabe des vorliegenden Buches erschien die erste wissenschaftliche Monographie, die sich mit Teilaspekten der Nazi-Literatur befasst. Rolf Geisslers *Dekadenz und Heroismus*<sup>10</sup> behandelt den nationalsozialistisch-völkischen Roman, der mit dem, was die NS Literaturkritik als Dekadenz-Literatur bezeichnete, konfrontiert wird. Der Verfasser deckt dabei wesentliche Grundstrukturen der Nazi-Literatur auf, indem er in konkreten Werkanalysen auf ihren hohlen Gestus verweist. Einen literatursoziologischen Aufriss der deutschen faschistischen Literatur, von ihren Ursprüngen im neunzehnten Jahrhundert bis in die Gegenwart, lieferte kürzlich Günter Hartung in den *Weimarer Beiträgen*.<sup>11</sup> Im Anschluss an eine kritische Würdigung der bisher in der Bundesrepublik veröffentlichten Literatur über diesen Gegenstand unternimmt es der Verfasser, den faschistischen Strang in der deutschen Literatur blosszulegen und an exemplarischen Erscheinungen zu analysieren. Es ist dies der bisher umfassendste und gelungenste Versuch, nicht nur die Nazi-Literatur im engeren Sinn, sondern die faschistische deutsche Literatur überhaupt, wenn auch zunächst skizzenhaft, abzuhandeln.

In den genannten Büchern werden zwar gelegentlich auch Texte als Belege zitiert; die Quellen selber sprechen zu lassen, ist jedoch in grösserem Umfang noch nicht versucht worden. Diese Lücke zu füllen, hat sich die vorliegende Dokumentation zur Aufgabe gemacht. Es versteht sich von selbst, dass es sich dabei nicht um eine kommentarlose Zusammenstellung handeln konnte; es kam vielmehr darauf an, die Texte ebenso durch eine «sprechende» Anordnung wie durch eine laufende Kommentierung zu einem Gesamtbild zu-

---

7 Hans-Jochen Gamm: *Der braune Kult. Das Dritte Reich und seine Ersatzreligion*. Hamburg 1962.

8 Hildegard Brenner: *Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus*. Reinbek 1963 (rde. Bd. 167/68).

9 Hermann Glaser: *Spiesser-Ideologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes im 19. und 20. Jahrhundert*. Freiburg i. Br. 1964.

10 Rolf Geissler: *Dekadenz und Heroismus*. Stuttgart 1964. Vom gleichen Verfasser stammt auch der kurze Abriss *Dichter und Dichtung des Nationalsozialismus* in Hermann Kunischs *Handbuch der deutschen Gegenwartsliteratur*. München 1965.

11 Günter Hartung: *Über die deutsche faschistische Literatur*. In: *Weimarer Beiträge*. 1968, Heft 3, S. 474-542, Sonderheft 2, S. 121-159, Heft 4, 677-707.

sammenzufügen, welches sie als das erkennen lässt, was sie wirklich sind: der verbalisierte Terror.

Die Vokabel «Nazi-Literatur» bzw. «Nazi-Schrifttum» wird auch in diesem Buch nicht allzu eng verstanden; nicht ohne guten Grund wurde ihr gegenüber dem einschränkenden Begriff «nationalsozialistische Literatur» der Vorzug gegeben. Zum Nazi-Schrifttum jedenfalls haben auch Autoren beigetragen, die der NSDAP nie angehörten, ja solche, die für ihren Beitrag mit einem Fusstritt bedacht wurden. Aus dem Besitz oder Nichtbesitz des Parteiabzeichens allein lassen sich keine Schlüsse ziehen; unter denen, die es trugen, waren Autoren, deren literarische Produkte weniger enragiert erscheinen als die mancher parteilosen Mitläufer. Als Nazi-Literatur wird man andererseits nicht nur die betont politischen Schriften bestimmter Autoren zu bezeichnen haben. Selbst die lautstärksten unter ihnen haben nicht nur Marsch- und Kampflieder, Führerhuldigungen und Thingspiele hervorgebracht; sie haben sich nicht nur als Verfasser von nordischen Heldenmythen und «*Blut- und Boden*»-Geschichten, sondern gelegentlich auch von «harmloser» Feld-, Wald- und Wiesen-Lyrik hervorgetan. Dass sie in der vaterländischen Dichtung exzellierten, versteht sich am Rande. Man geht deshalb kaum fehl, wenn man auch in den scheinbar unpolitischen Schriften der Nazi-Dichter die Spuren faschistischen Geistes vermutet. Dieser weiss sich nun einmal in viele Formen zu hüllen; die gefährlichsten sind nicht immer die, durch die er sich unmittelbar zu erkennen gibt. Im Übrigen wird sich ein Buch wie dieses nicht auf die Nazi-Literatur allein beschränken; will man diese untersuchen, so kann man nicht umhin, auch die präfaschistischen und faschistoiden Erscheinungen der deutschen Literaturgeschichte mit in die Erörterung einzubeziehen.

Eine Geschichte dieses «Schrifttums» kann und will dieses Buch nicht ersetzen. Vielleicht kann es jedoch dazu beitragen – vor allem im Bereich der staatsbürgerlichen Erziehung und des Deutschunterrichts – die zu partielle Kritik am NS zu überwinden und eine kritische Sensibilität gegenüber alten und neuen faschistischen oder faschistoiden (oder bloss «autoritären») Denkweisen sowie ihrem Niederschlag in der Literatur zu fördern.

## II.

Am 10. Mai 1933 loderten in Deutschland die Scheiterhaufen auf. In ihren Flammen versanken die Werke von Heinrich Mann und Heinrich Heine, Tucholsky und Ossietzky, Remarque und Kästner, Karl Marx, Sigmund

Freud und vieler anderer deutscher Autoren. Es war der freie Geist, dem das Autodafe bereitet wurde; seine Manifestationen sollten aus dem Bewusstsein des deutschen Volkes getilgt werden.

Was damals in Deutschland herauf kam, konnte dergleichen in der Tat nicht gebrauchen. Rücksichtslos wurde die deutsche Literatur von allem «gesäubert», was den Nationalsozialisten nicht genehm war.

«Eine Umwälzung», schrieb der Nazidichter Hanns Johst, «vom geschichtlichen Ausmass der nationalsozialistischen Revolution durfte und konnte nicht haltmachen vor den Tischen, an denen gedichtet und geschrieben wird; denn ihr jugendlicher Rhythmus klang unüberhörbar auch in die geheiligten Tempel der Muse hinein. Es war daher ganz selbstverständlich, dass die dringlichste Aufgabe nach Ergreifung der Macht in einer radikalen Säuberung des deutschen Schrifttums von artfremden und damit zersetzenden Elementen bestand<sup>12</sup>.»

Was am Tage der Bücherverbrennung in Berlin geschah, nimmt sich in einem zeitgenössischen Bericht wie folgt aus:

«Der Opemplatz war in weitem Umfang abgesperrt und von einer dichten Kette von Zuschauern umsäumt. Um 11 Uhr trafen die ersten des Zuges im Braunhemd und Couleur, an deren Spitze der neue Ordinarius für politische Pädagogik in Berlin, Professor Dr. Alfred Bäumler marschierte, auf dem Opemplatz ein. Sie marschierten auf dem weiten Platz auf und warfen ihre Fackeln in den in der Mitte errichteten Scheiterhaufen, auf dem die Flammen in wabernder Lohe emporschlügen. Von der Seite der Behrensstrasse her beleuchteten riesige Scheinwerfer den ganzen Platz. Von den Wagen, die das undeutsche Schriftmaterial bis zum Opemplatz in die Nähe des Scheiterhaufens gebracht hatten, bildete sich eine lange Kette von Studenten, und von Hand zu Hand gingen die Bücher, die dann dem Feuer überantwortet wurden. Unter dem Jubel der Menge wurden um 11.20 Uhr die ersten Bücher der mehr als zwanzigtausend, die heute auf diesem Scheiterhaufen als symbolischer Akt verbrannt werden, in die Flammen geworfen. Cand. jur. Herbert Gutjahr ergriff das Wort zu einer kurzen Ansprache an die deutschen Studenten und Volksgenossen. Während der Verbrennung der Bücher spielten SA- und SS-Kapellen vaterländische Weisen und Marschlieder, bis neun Vertreter der Studentenschaft, denen die Werke nach einzelnen Gebieten zugeteilt waren, mit markanten Worten die Bücher des deutschen Ungeistes dem Feuer übergaben.

1. Rufer: Gegen Klassenkampf und Materialismus, für Volksgemeinschaft und idealistische Lebenshaltung! Ich übergebe der Flamme die Schriften von

<sup>12</sup> Zit. nach: *Das Wort*. Moskau 1937, Heft 4-5, S. 12.

Marx und Kautsky. 2. Rufer: Gegen Dekadenz und moralischen Verfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner. 3. Rufer: Gegen Gesinnungslumperei und politischen Verrat, für Hingabe an Volk und Staat! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Friedrich Wilhelm Förster. 4. Rufer: Gegen seelenzerfasemde Überschätzungen des Trieblebens, für den Adel der menschlichen Seele! Ich übergebe der Flamme die Schriften des Sigmund Freud. 5. Rufer: Gegen Verfälschung unserer Geschichte und Herabwürdigung ihrer grossen Gestalten, für Ehrfurcht vor unserer Vergangenheit! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Emil Ludwig und Werner Hege- mann. 6. Rufer: Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbereite Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff und Georg Bernhard. 7. Rufer: Gegen literarischen Verrat am Soldaten des Weltkrieges, für Erziehung des Volkes im Geiste der Wehrhaftigkeit! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Erich Maria Remarque. 8. Rufer: Gegen dünn- lichte Verhöhnung der deutschen Sprache, für Pflege des kostbarsten Gutes unseres Volkes! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Alfred Kerr. 9. Rufer: Gegen Frechheit und Anmassung, für Achtung und Ehrfurcht vor dem unsterblichen deutschen Volksgeist! Verschlinge, Flamme, auch die Schrif- ten der Tucholsky und Ossietzky<sup>13</sup>.» Folgeschwerer als der äussere Druck, dem sich die Schriftsteller im Dritten Reich ausgesetzt sahen, erwies sich die innere Bereitschaft vieler, sich dem neuen Kurs zu unterwerfen oder sich gar als Bannerträger der NS «Weltanschauung» hervorzutun. Schändlicher als der Zwang war die Freiwilligkeit, ja Begeisterung, mit der selbst namhafte Autoren nicht-nazistischer Provenienz sich dem Regime zur Verfügung stell- ten.

Bei den Autoren, die 1933 bereits Nationalsozialisten waren oder diesen nahe- standen, kann von einem «Umfall» natürlich nicht die Rede sein; wären nur sie es gewesen, die der «Erhebung» zu jubelten, so hätten die Dinge einen wesentlich anderen Verlauf genommen. Das Schockierende lag vielmehr in dem Verhalten jener zumeist unpolitischen oder konservativen Intellektuel- len, die plötzlich ihr Herz für die Politik oder gar die «Revolution» entdeck- ten. Ihr Ästhetizismus oder Konservativismus, die ihnen bislang jedes Enga- gement für eine bessere Sache verboten hatten, hinderten sie nicht, sich jetzt der schlechtest möglichen zu verschreiben. Die ein politisches Engagement bis dahin als geistloses Literatentum zurückgewiesen hatten, verfielen, als die

---

<sup>13</sup> Bericht des *Neuköllner Tageblatts* vom 12. 5. 1933; zit. nach: Leon Poliakov und Joseph Wulf: *Das Dritte Reich und seine Denker*. Berlin 1959. S. 120 f.

Politik sich ihrer bemächtigte, nun in der Tat dem Ungeist. Er war das, wovor eine als «zersetzend» und «undeutsch» apostrophierte Literatur seit Langem gewarnt hatte.

Es ist hier nicht der Ort, einzelne Autoren namhaft zu machen; Texte aus ihren Werken bietet der dokumentarische Teil dieses Buches. Angaben zur Person enthält der biographische Anhang, gelegentlich auch der die Texte begleitende Kommentar. Allein um das Verhalten deutscher Intellektueller im Entscheidungsjahr 1933 an einem Einzelfall darzutun, sei das folgende Gedicht bereits hier zitiert; es stammt von Ernst Bertram und war als «Weihespruch» dieses Dichters und Germanisten anlässlich der Bücherverbrennung gedacht:

### *«Feier der Jugend*

Lasst euch nicht irren: tragt  
Nur Reisig für euer Gericht!  
Allzu dulddend besteht  
Jugend nicht vor dem Herrn.

Verwerft, was euch verwirrt,  
Verfemt, was euch verführt!  
Was reinen Willens nicht wuchs,  
In die Flamme mit was euch bedroht!

Aber zu sondern wisst  
Den heilig fremderen Keim:  
Flamme des Dankes dereinst  
Lodert Geschontem hinauf<sup>14</sup>.»

Das Versagen, durch das im Jahre 1933 ein Grossteil der deutschen Intelligenz Hitler den Weg zu seinem durchschlagenden Erfolge ebnete, hat kaum seinesgleichen in der europäischen Geistes- und Literaturgeschichte. Ein verfehelter Idealismus und ein verqueres Weltbild gehörten ebenso zu den Komponenten dieses Versagens wie der Opportunismus und die Angst, die Gesinnungslosigkeit und die schiere Dummheit. Wenn die Machthaber eines verstanden, so war es die vollkommene Beherrschung einer Apparatur, auf die all diese Komponenten mit der gleichen Zuverlässigkeit ansprachen. In

<sup>14</sup> Zit. nach: Hildegard Brenner: *Die Kunstpolitik, des Nationalsozialismus*, a.a.O. «Schonung» hatte sich Bertram etwa für Thomas Mann erhofft, mit dem ihn eine langjährige Freundschaft verbunden hatte.

den Tagen der «Machtergreifung» wäre sie freilich noch wie ein Kartenhaus zusammengestürzt, hätten sich der Demagogie die nötige Einsicht, dem Terror die erforderliche Zivilcourage entgegengestellt. Noch war die Terrormaschine weniger vollkommen als die Bereitschaft, sich ihr zu unterwerfen. Wenig später freilich war es zu spät; es hätte übermenschlicher Anstrengungen bedurft, um das Gefängnis aufzubrechen, das man sich selbst gebaut und in das man sich freiwillig eingemauert hatte.

Die Bücherverbrennung jedenfalls war ein Alarmzeichen, deutlich genug, um von denen, die es anging, verstanden zu werden, vor allem also von den Schriftstellern selbst. In der Tat verstanden es auch die meisten von ihnen, jedenfalls auf ihre Weise. Die einen schlossen sich im Glauben, ihr Tag sei gekommen, der «Bewegung» an, soweit sie es nicht bereits getan hatten. Die anderen – und es braucht kaum betont zu werden, dass es diejenigen waren, die sich mit Recht als die berufenen Vertreter der deutschen Literatur betrachteten – gingen den dornenreichen Weg des Kampfes oder wenigstens den des stummen Protestes. Der Weg des Kampfes, der für viele nicht erst 1933 begann, führte mit den schwindenden Möglichkeiten des Widerstandes im eigenen Land zwangsläufig ins Exil. Nur hier war es dem Schriftsteller möglich, sich ganz dem Zwang zu entziehen, der Verblendung entgegenzuwirken, auch weiterhin sich des freien Wortes zu bedienen, das auszusprechen, was den Menschen in der Heimat verwehrt war.

Der Frage, warum der eine ging, der andere blieb, oder: warum der eine gehen musste, während der andere bleiben konnte, wird hierzulande auch heute noch vielfach ausgewichen. Man bringt den Zufall ins Spiel, dichtet dem NS ein blindwütiges Dreinschlagen an, das den einen traf, den anderen verschonte. So einfach lagen die Dinge indessen nicht; versucht man ihnen nachzugehen, so wird man auch hier Methode in der scheinbaren Willkür erkennen.

Werfen wir nur einmal kurz den Blick auf die Situation, die sich gegen Ende der Weimarer Zeit, also zu Beginn der 30er Jahre in Deutschland herausgebildet hatte und auch das Gesicht der Literatur bestimmte: Die deutsche bürgerliche Gesellschaft war in ein Stadium getreten, das durch Wirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit und Not bestimmt war, bereits Formen einer Katastrophe anzunehmen drohte und für alle Einsichtigen deutlich mit den Charakterzügen des Endzeitlichen behaftet schien. Nicht zuletzt die Schriftsteller waren es, die die sozialen Erschütterungen spürten und in ihren Werken widerspiegeln, sei es, dass sie diese bloss seismographenhaft registrierten, hilflos und passiv, sei es, dass sie sie bewusst zum Ausdruck brachten. Sie reagierten



entweder mit apokalyptischen Visionen, mit ätzender Zeitkritik und qualvollem Sichaufbäumen (etwa im Stile Brochs oder Musils), oder aber sie verstanden dieses Endzeitliche als etwas durchaus Transitorisches, jenseits dessen ihnen die Ufer einer neuen gesellschaftlichen Ordnung, einer neuen Humanität erschienen. In diese Richtung deutet übrigens nicht nur das Werk jener Schriftsteller, die sich der Linken verpflichtet fühlten wie etwa Brecht, sondern auch das noch ganz im Erbe des bürgerlichen Humanismus wurzelnde Schaffen Thomas Manns.

Was sich in Deutschland im Jahre 1933 breitmachte, konnte von all dem nichts akzeptieren, weder die Verzweiflung, die Kritik, noch die Hoffnung. Das Bestehende sollte stattdessen mit terroristischen Mitteln, d.h. unter Opferung des liberalen und demokratischen Staates, aufrechterhalten werden. Das deklassierte Kleinbürgertum hatte dabei den Büttel zu spielen, ökonomisch entmachteter, konnte es dennoch den Dingen seinen ideologischen Stempel aufdrücken; es sollte eine Welt vortäuschen, die in Wahrheit längst nicht mehr bestand. Die sich in der Wirklichkeit und im Denken seit Langem vollziehende Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft wurde im Bewusstsein des Kleinbürgers in ihr Gegenteil umgefälscht. Vorgegaukelte «Werte», eine konstruierte und befohlene «Volkhaftigkeit» waren die Tünche, hinter der das Regime des Schreckens die von ihm selbst forcierte Liquidation aller diskutablen Werte vollzog und mit der es seine Pseudorevolution als den Anbruch eines «tausendjährigen Reiches» herausstellte. Dass sich das als «anti-bürgerlich» verstanden wissen wollte, war freilich reine Demagogie; nicht eine nachbürgerliche, sondern eine spätbürgerliche Zeit, die für den Liberalismus keine Verwendung mehr hatte, wurde durch dieses Geschehen signalisiert.

Sollte man nicht annehmen, dass die deutsche Literatur sich dieser Situation stellte, so wie sie eben beschaffen war, d.h. dass sie je nach Richtung und Strömung verschieden auf diese Lage reagierte? Was z.B. die geistige Linke betraf, so musste sie gehen. Ihre Bedrohung hatte mit dem Tag der «Macht-ergreifung» sofort akuten Charakter angenommen – Köpfe sollten rollen und ihre zuerst. Sie wanderte so gut wie geschlossen aus. Auch Demokraten und Liberale aller Schattierungen gingen einer nach dem andern ins Exil. In literaturgeschichtlichen Kategorien ausgedrückt, ist hier sowohl von den engagierten Realisten die Rede wie von den Avantgardisten. Letztere vor allem waren die Schöpfer dessen, dem jetzt das Etikett des Entarteten angeheftet wurde. Beide waren dem NS gleichermassen als «Kulturbolschewisten» verdächtig. Dass bei Schriftstellern jüdischer Herkunft diese allein genügte, um sie ins Exil zu treiben, versteht sich von selbst.

Und die «arteigene» Literatur, wie es damals hiess: wer war es, der dem

«Trommler» folgte? Aus welchen literaturgeschichtlichen Strömungen und Richtungen rekrutierten sich die Nazi-Barden? Ferner: wer konnte sich überhaupt in Deutschland halten? Wer wurde von den Machthabern zum mindesten geduldet? Wer durfte es noch wagen, unter den neuen Bedingungen seiner literarischen Arbeit nachzugehen?

In einer Schrift, die 1938 in Paris erschien, hatte schon Alfred Döblin eine Antwort auf diese Frage zu geben versucht<sup>15</sup>. Döblin sah die deutsche Literatur im ersten Drittel dieses Jahrhunderts durch drei Strömungen bestimmt, die er folgendermassen charakterisierte:

«... eine konservative mit feudalistischen, agrarischen und grossbürgerlichen Zeichen, eine Gruppe, die rückwärts blickt und zum Klassizismus hinneigt, eine mittlere humanistische Gruppe mit fortschrittlicher Tendenz, bürgerlich versöhnlich,

eine geistesrevolutionäre Gruppe, sehr gegenwärtig, bald politisch, bald unpolitisch, bald rationalistisch, bald mystisch<sup>16</sup>!»

Die dritte dieser Gruppen fand Döblin allerdings in ihrer Gänze gespalten; einzig allein in ihrer ablehnenden Haltung gegenüber dem 19. Jahrhundert, teilte sie sich in einen linken und einen rechten Flügel, der jeweils von grundsätzlich anderen Vorstellungen geprägt war. Der NS fand nur in diesem rechten Flügel sowie in der ersten, d.h. konservativen Gruppe, einen fruchtbaren Boden. Während die Anhänger der zweiten sowie des linken Flügels der dritten Gruppe in ihrer Mehrzahl das Land verliessen, richteten sich die andern häuslich in dem neuen Staat ein.

Das Schema hat etwas Bestechendes. Sein Mangel liegt freilich darin, dass es sich mehr an dem Modell des Generationenwechsels als an literaturgeschichtlichen bzw. literatursoziologischen Kategorien orientiert. Zum mindesten bedarf es weiterer Differenzierung.

Fragt man konkret nach der Herkunft derjenigen, die sich 1933 zur Verfügung stellten oder es doch wenigstens zuliessen, dass man ihren Namen missbrauchte, so wird man unschwer feststellen, dass sie vor allem in vier literaturgeschichtlichen Richtungen beheimatet waren. Die jüngste dieser Richtungen ist die nationalsozialistische in des Wortes engstem Sinne; sie ist auf dem Boden der «Bewegung» entstanden und hat nichts hervorgebracht, was sich mit dem Begriff «Literatur» auch bei seiner weitherzigsten Auslegung verknüpfen lässt. Die zweite Richtung ist jene, die heute unter dem problematischen Etikett einer «Konservativen Revolution» Gegenstand der Geistes- und Literaturgeschichte geworden ist.

---

15 Alfred Döblin: *Die deutsche Literatur (im Ausland seit 1933)*. Paris 1938.

16 ebenda. S. 5-6.

Von den Schriftstellern, die sie unmittelbar repräsentieren, sind einige gleichsam als die «Klassiker» des antidemokratischen Schrifttums zu bezeichnen; als «nationale» Schriftsteller gelangten sie vielfach erst im Dritten Reich zu Ruhm und Ehren, selbst wenn sie – wie Hans Grimm – nie Mitglieder der NSDAP gewesen sind. Die massgeblichen Werke dieser Autoren entstanden fast ausnahmslos bereits vor 1933. Die dritte Richtung ist die der «Heimatlidung», während die vierte, wie zu zeigen sein wird, als ein Strang, eine epigonenhafte Variante der Neuromantik anzusehen ist. Einige Autoren freilich kommen auch aus anderen Richtungen, z.B. jener fragwürdigen der «Arbeiterlidung», die sich viel eher um die Verherrlichung der Arbeit als um eine Kritik der Gesellschaft bemühte – in einem Sinn und einem Jargon, der schon vor 1933 handwerklich-kleinbürgerliche Lebenswerte in einer Weise aufputzte, die die 1. Mai-Propaganda der Nazis fast unverändert übernehmen konnte. Auch der Expressionismus hat, bei aller grundsätzlichen Ablehnung desselben durch die Nationalsozialisten, einige der uns hier interessierenden Dichter hervorgebracht. Literarhistorisch wird man diese Tatsache als, freilich bemerkenswertes, Randphänomen einer Entwicklung zu betrachten haben, die, sofern man nur ihre Hauptlinie zurückverfolgt, von den eigentlichen Nazi-Schriftstellern über die Autoren der Konservativen Revolution und der Heimatlidung bis an die Peripherie der Neuromantik zurückreicht.

Zweifellos bedeutet die Bücherverbrennung nicht den Anfang, sondern gleichsam den Höhepunkt einer Entwicklung – der Entwicklung autoritären Denkens und einer von diesem Denken geprägten Literatur. Zwar musste dieses Denken nicht mit Notwendigkeit im NS kulminieren; aber gewiss ist, dass dieser im Keim schon darin angelegt war. Von einem gewissen Strang deutscher Geistesgeschichte ist hier die Rede, den der NS nicht erfand, sondern den er vorfand und den er mit seinem Versinken auch keineswegs endgültig unter sich begrub, den vielmehr vom NS «Ballast» zu befreien nicht wenige der Vergangenheits-»Bewältiger« heute eifrigst bemüht sind.

Anstatt die Nazi-Literatur von ihren Vorfahren mit allzu peinlicher Genauigkeit abzugrenzen, gilt es deshalb vor allem, sich der wichtigeren, wenn auch weniger dankbaren Aufgabe zu unterziehen, sie zusammen mit jenen Fäden zu untersuchen, die sie an respektablere Erscheinungen binden; genauer: dem Platz nachzuforschen, den – als Paradoxon ausgedrückt – diese Manifestation des Ungeistes in der deutschen Geistesgeschichte einnimmt. Jedenfalls kann nicht übersehen werden, dass die Nationalsozialisten, bemüht, sich geistiger Ahnen zu versichern, die deutsche Literaturgeschichte

mit Beschlag belegten und das Erbe deutscher Kultur für sich zu reklamieren suchten. Nichts wäre misslicher, als dieses «Anliegen» im nachhinein zu rechtfertigen. Denn dass schon der Wagnerkult, den sie betrieben, problematisch, ihre Usurpierung Nietzsches bereits eine Unverschämtheit war, bedarf kaum der Betonung. Zu tief ist der Abgrund, der die radikale Geistfeindschaft noch von dem an sich selber irre gewordenen Geist und seinen gelegentlich absonderlichen Abwegen trennt. Diese Tatsache sollte dennoch niemandem den Blick dafür verschliessen, dass die Nazi-Literatur in einer bestimmten deutschen Denkweise wurzelt und dass in dem synkretistischen Gemisch, aus dem die sogenannte Weltanschauung der Nazis bestand, sich viele Brocken davon fanden, ja dass sie zuweilen von den Repräsentanten dieser Denkweise selbst naiv und ahnungslos in den NS miteingebracht worden sind.<sup>17</sup>

Wie problematisch jede literaturgeschichtliche Erörterung der Nazi-Literatur auch sein mag, so kann der Meinung von Glaser, derzufolge das NS Denken und Dichten allein auf ein zeitloses, gleichsam anthropologisch verstandenes Spiessertum zurückzuführen ist, doch unmöglich beigepflichtet werden.

Sicherlich hat das Spiessertum, wie es sich in einer neben oder ausserhalb der gehobenen Literatur sich entwickelnden Trivilliteratur manifestiert, zur Entstehung des Nazi-Schrifttums erheblich beigetragen. Die Trivilliteratur ist einmal aber nur als «Ausfall», als Bodensatz der Literaturgeschichte zu begreifen (von der sie gleichzeitig ein untrennbarer Bestandteil ist), zum anderen aber haben sich die Fehlentwicklungen der Literaturgeschichte durchaus nicht allein auf der untersten Ebene vollzogen, sondern ebenso auch auf dem Boden literarischer Respektabilität (etwa im Werk Wagners, Georges, Jüngers oder Benns). Vom Fragwürdigen zum Verderblichen ist es unter entsprechenden Umständen immer nur ein Sprung. Man wird deshalb die «Vorgänger» des Nazi-Schrifttums nicht zu «Schuldigen» zu stempeln haben, aber doch immerhin als Glieder einer Kausalkette begreifen müssen, die zu ihm hinführte. Dass sie dahin führte, ist freilich nicht allein diesen Vorgängern anzulasten; es konnte nur geschehen, weil eine konkrete politische und soziale Konstellation das von ihnen hinterlassene Erbe auf so erschreckende Weise aktualisierte.

Um den Dingen auf den Grund zu kommen, müsste die Analyse das ganze 19. Jahrhundert ausleuchten. Das ist im Rahmen dieser Dokumentation nicht möglich. Ihr Zeitraum ist bewusst eng gehalten; er ist im Wesentlichen durch

---

<sup>17</sup> Dass auf dem Gebiet der kulturpolitischen Publizistik eine direkte Linie von Lagarde über Gobineau, Langbehn (den «Rembrandtdeutschen») und Chamberlain bis zu Rosenberg führt, ist allgemein bekannt; dieses Buch beschränkt sich im Wesentlichen auf das «schöngeistige» Schrifttum der Nazis und seine Wurzeln in der deutschen Literaturgeschichte.

die Zäsur, die das Ende des Ersten Weltkrieges bedeutete, nach rückwärts begrenzt. Mehr als das wäre zuviel, weniger, etwa eine Beschränkung auf die dreissiger Jahre, zu wenig gewesen. So immerhin haben wir den Zeitraum vor uns, in den ein entscheidender Teil des Lebens und Wirkens der prä-nazistischen, nazistischen oder gleichgeschalteten Autoren fällt, in dem also der Faschismus gleichsam in statu nascendi studiert und aus seinen Elementen abgeleitet werden kann.

Eine Sache ist es, der geistigen Herkunft der hier zu diskutierenden Autoren nachzugehen, eine andere und wichtigere, die Nazi-Literatur selbst auf ihre geistes- und literaturgeschichtlichen Wurzeln hin zu befragen. Welchen dieser beiden Wege wir auch wählen, die Antwort bleibt sich nahezu gleich: die Untersuchung fördert eine Geisteshaltung zutage, die sich uns – entwicklungs-geschichtlich – bereits als eine Aufeinanderfolge literarhistorischer Richtungen oder Strömungen zu erkennen gab, sich jetzt aber auch – strukturell – als aus verschiedenen «Schichten» zusammengesetzt erweist. Auch eine Auffächerung dieser Schichten macht die historischen Entwicklungsstadien der autoritären Ideologie erkennbar; es erscheint deshalb angebracht, dass wir uns bei der Analyse der ideologischen Struktur der Nazi-Literatur eines aus der Literaturgeschichte entlehnten begrifflichen Instrumentariums bedienen.

Die gleichsam unterste Schicht, die eine solche Analyse zusetzen lässt, kann nur als «romantisch» bezeichnet werden; sie bildet das abstrakte, «metaphysische» Fundament, auf dem das Nazi-Schrifttum basiert. Sein Irrationalismus, sein Pseudohistorismus, seine Autoritätsgläubigkeit sind in dieser Schicht verankert. Sie ist von einer zweiten überlagert, deren Wesensmerkmal der Provinzialismus ist. In ihr gewinnt das Romantische jenen volkhaf-ten Akzent, der für das Nazi-Schrifttum eigentümlich ist; in ihren Niederun-gen ist auch die «Blut- und Boden»-Ideologie angesiedelt. Diese zweite Schicht hat ihren Ursprung vor allem in der «Heimatsdichtung» sowie – den Begriff des Provinzialismus im übertragenen Sinne genommen – auch in der «Arbeiterdichtung». Die dritte Schicht ist durch ihren militanten Nationalis-mus gekennzeichnet; durch ihn gibt sie sich als Teil und Folge der «konser-vativ-revolutionären» Bewegung zu erkennen. Die vierte, «oberste» Schicht schliesslich ist die im eigentlichen Sinne nationalsozialistische. Der Irratio-nalismus, der dem Ganzen anhaftet, ist auf dieser Ebene aufs Operativ-Zweckdienliche reduziert. Er erschöpft sich in einer pseudo-revolutionären Kampf-stimmung und kultischen Führer-Verehrung; seine lyrischen Manife-stationen wirken wie der Beifall von gedungenen Claqueuren. Die «Bri-sanz», die nach Hanns Johst diesen Produkten eigen ist, zeigt hier und da freilich auch Merkmale des Expressionismus. Es ist ein gewisser, von Tho-mas Mann einmal als «expressionistischer Seelenschrei» bezeichneter Ge-

stus, den die NS Kampf-»Lyrik« gelegentlich kopierte; richtungslos, wie der Expressionismus seinem Wesen nach war, liess er sich selbst für diese Zwecke missbrauchen.

«Geistig gesehen», sagt Sontheimer, «waren die Nationalsozialisten reine Epigonen. Von ihnen selbst ging kein originärer Beitrag zum antidemokratischen Denken der Zeit aus<sup>18</sup>.»

Eine gewisse Geschlossenheit kann man freilich der NS «Weltanschauung» nicht absprechen. Trotz ihres Synkretismus und ihres je nach taktischen Bedürfnissen wechselnden Appeals, mit dem sie einmal diese, ein andermal jene Gesellschaftsschicht anzusprechen versuchte, kreiste sie um eine Reihe fixer Prinzipien. Als Erbstücke unterschiedlicher ideologischer Schichten wurden diese durch den NS einem Integrationsprozess unterworfen, der sie auf ein bestimmtes Ziel hin ausgerichtet und ihnen innerhalb seiner «Weltanschauung» einen bestimmten Platz zugewiesen hat. Es ist der Stellenwert dieser Prinzipien innerhalb der Nazi-»Weltanschauung«, mit dem allein wir uns hier zu befassen haben.

Wenn Literatur und Weltanschauung hier so oft in einem Atem genannt werden, so geschieht das nicht ohne Grund. Es hat kaum jemals eine so offensichtliche Weltanschauungsliteratur gegeben, wie es die nationalsozialistische war. Dabei ist es eine der Eigentümlichkeiten dieses Schrifttums, dass in ihm die «Weltanschauung» kaum je auch nur den Versuch einer wirklichen Gestaltung erfährt; sie tritt in den Texten zumeist als blosse Lehrmeinung auf. Die Figuren sind Sprachrohre des lizenzierten Zeitgeistes; statt sich in Menschen und Handlungen zu realisieren, findet er seinen Niederschlag in kruden Traktätchen, die – analog den Spruchblasen der Comic strips – den gestikulierenden Helden wie Schaum vor dem Munde stehen. In dieser Gesinnungsliteratur war es das «Bekenntnis», das zählte; es war in den Augen der Oberen der alleinige Massstab, der über die Qualifikation des jeweiligen Autors entschied. Diese Umstände legen es nahe, in einer Dokumentation dieses Schrifttums, den «weltanschaulichen» Faktoren erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken und auch nicht-literarischen Auslassungen der betreffenden Autoren einen beträchtlichen Platz einzuräumen. Zwischen einer Literatur, die ihrem Wesen nach sowieso immer ins Räsonierende abgeleitet, d.h. sehr oft zu «Dichtung» ausgewalzte «Weltanschauung» ist, und den rein publizistischen oder politischen Verlautbarungen dieser Autoren besteht kaum noch ein prinzipieller Unterschied.

Das Räsonierende rückt freilich nicht nur äusserlich die «schöne Literatur» in bedenkliche Nähe zur parteipolitischen Sonntagsrede, sondern korrumpiert

---

18 Kurt Sontheimer: *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*, a.a.O. S. 171.

auch ihre Sprache und ihren Stil weit über das Mass des Erträglichen. Den Nazi-Dichtern geht es um pure Überredung; sie wollen Emotionen mobilisieren und ihre Leser den Zielen der Despoten gefügig machen. Ihre Sprache ist entweder rührselig-sentimental oder auf monumentale Effekte abgestellt; sie soll dem kleinen Manne schmeicheln und ihn gleichzeitig einschüchtern. Die verbalen Mittel, mit denen das geschieht, sind zumeist primitiv. Sie erschöpfen sich in der Regel im Gebrauch stereotyper Metaphern und Phrasen, von denen diejenigen, die dem Bereich des Sakralen entstammen, sich besonderer Vorliebe erfreuen. «Dass über allem Glocken läuten, dass Gott in deutschen Kirchenburgen haust», gehört nach Glaser zum Grundbestand der deutschen Spiesser-Ideologie<sup>19</sup>. *Altäre, Choräle, Kathedralen, Dome*, vor allem aber der *Gral* werden auch in den Texten der Nazi-Dichter immer wieder beschworen; ihnen gesellen sich die *Burgen* und *Mauern* als Relikte eines sagenumwobenen mittelalterlichen, die *Hünengräber* und *Runen* als Überreste eines geheimnisvollen vorgeschichtlichen Daseins. Auch die *Eichenwälder* müssen in diesem Zusammenhang genannt werden. Wie die sakralen und archaisierenden Metaphern dienen sie dazu, Grösse, Strenge und Hoheit vorzutäuschen, wo sich in Wirklichkeit die Gartenlaube, jetzt braun-lackiert, verbirgt.

Zu einer anderen Kategorie gehören die Metaphern, die, wie die *Erde* und das *Korn*, die *Gebälerin* und der *Mutterschoss*, als Symbole der Fruchtbarkeit zu verstehen sind. Sollen die archaisierenden Floskeln das behandelte Sujet mit der Patina höherer Weihe oder ualter Würde versehen, so sollen ihm die naturhaften den Anstrich urwüchsiger Kraft und ewigen Lebens verleihen.

Stil- und Vernunftwidrigkeit charakterisieren die Metaphorik, Unbestimmtheit und Verschwommenheit den Ausdruck des Nazi-Schrifttums. Das kritische Vermögen wird untergraben, auf dass sich in dem entstehenden Vakuum das Denken am Marschtritt der braunen Kolonnen ausrichte. Dabei dringt das Militärische nicht nur in das Vokabular des Nazi-Schrifttums ein; es bestimmt auch seinen Duktus und seinen Stil. Das Rhetorische wird ins Imperative gesteigert. Die Häufung von Tautologien einerseits, von «brisanten» Rhythmen und Alliterationen andererseits soll die Steigerung sinnfällig machen. Erst wird der «Volksgenosse» mit schwülstigem Pathos beschworen, «seinem Führer» zu folgen; ist es einmal so weit, so genügt das Kommando, in knappem Befehlstone pausenlos in ihn hineingehämmert, ihn für die Dauer «auf Vordermann» zu bringen<sup>20</sup>.

---

<sup>19</sup> Glaser, a.a.O. S. 58.

<sup>20</sup> Vgl. hierzu: Eugen Seidel und Ingeborg Seidel-Sloty: *Sprachwandel im Dritten Reich*. Halle (Saale) 1961;

Die deutsche Literatur dieser Jahre zeigt freilich alle Spielarten, die zwischen dem blutrünstigen Draufgängertum und einem gelegentlichen Lippenbekenntnis möglich sind. Auch die hier wiedergegebenen Texte sprechen deshalb nicht alle die gleiche Sprache. Nicht immer ist es der bedingungslose Glaube an den NS, der aus ihnen spricht; einige der Beiträge erwecken eher den Eindruck, als ob sie nur zögernd und unter Vorbehalten verfasst worden seien. Aus vielen spricht ein naiver Glaube oder pure Dummheit, aus anderen Angst und Opportunismus, aus manchen das Bemühen, die Machthaber (und sich selbst) davon zu überzeugen, dass man ein würdiger «Volksgenosse» ist (so wenn Benn für den Expressionismus oder Bertram für die Antike wirbt). In der Regel verliert das «Engagement» für den NS an Überzeugungskraft, je weiter der Autor in unserer literaturgeschichtlichen Skala vom reinen Partei-Schrifttum entfernt ist; gewisse, für das Nazi-Schrifttum typische Züge verpflichten sich dabei. Manche Autoren liessen sich überhaupt nur auf nicht-literarischem Gebiet «gleichschalten», sei es indem sie Ergebnisadressen an den «Führer» mitunterzeichneten, oder dass sie gelegentlich die Hand zum Hitlergruss erhoben oder die Hakenkreuzfahne an ihrem Haus hissten. Gerhart Hauptmann z.B. mag, indem er sich von Goebbels feiern liess, sich als Staatsbürger nicht immer so verhalten haben, wie man es von ihm erhofft und erwartet haben mochte; in seinem Werk jedoch hat er dem NS kaum Zugeständnisse gemacht, es sei denn, man betrachte schon den Verzicht auf offen ausgesprochenen Protest als ein solches Zugeständnis.

Will man der ganzen Wahrheit die Ehre geben, so muss man freilich die Dinge auch *so* betrachten.

«Ein Land», schrieb Tucholsky in der Emigration an Arnold Zweig, «ist nicht nur das, was es *tut* – es ist auch das, was es verträgt, was es duldet<sup>21</sup>.»

Die Tragödie der deutschen Literatur unter dem NS besteht deshalb auch nicht allein darin, dass sich ein Teil der deutschen Schriftsteller offen prostituiert hat; sie besteht (von der Tragik der Emigranten ganz zu schweigen) ebenso darin, dass ein anderer Teil, um einen Rest und Schein von Integrität zu wahren, sich in die Innerlichkeit zurückgezogen hat. Auch einen Rückzug dieser Art anzutreten, muss man prädisponiert sein; am leichtesten fiel er jenen Autoren, die im bürgerlichen Traditionalismus befangen waren. Für die

---

Cornelia Berning: *Vom «Abstammungsnachweis» zum «Zuchtwart»*. *Vokabular des Nationalsozialismus*. Berlin 1964; Victor Klemperer: *Lingua Tertii Imperii*. *Aus dem Wörterbuch eines Philologen*. Berlin 1947; Dolf Sternberger, Gerhard Storz, W.E. Süskind: *Aus dem Wörterbuch des Unmenschlichen*. München 1962.

21 Kurt Tucholsky: *Ausgewählte Briefe*. Reinbek 1962. S. 336.



engagiert-demokratischen und linksorientierten Schriftsteller hingegen kam er kaum in Frage. Allerdings folgte die Scheidung zwischen faschistischer und demokratischer Literatur nicht einfach der Linie, die die Daheimgebliebenen von den Emigranten trennte. Unbestritten jedoch ist die Tatsache, dass nur in der Emigration der Protest offen vorgetragen werden konnte; im Reich galt es, sich der Sklavensprache zu bedienen. Es war dies das Los der «inneren Emigranten»; ihr Protest musste in einem Masse getarnt sein, dass er den Zensurbehörden nicht auf fiel. Er musste deshalb auch praktisch wirkungslos bleiben. Einiges von dem, was im Dritten Reich erschien, hatte den Charakter chiffrierter Botschaften; sie richteten sich an einen kleinen Kreis Eingeweihter, die diese Zeichen verstanden. Das meiste indessen, was die inneren Emigranten produzierten, trug das Signum des Nicht-Engagiertseins, der totalen Unverbindlichkeit. Es fragt sich, wem die Autoren damit den grösseren Dienst erwiesen: ihrem eigenen Gewissen oder der Despotie. Denn auch dieser musste, wollte sie ihrem Handwerk ungestört nachgehen, wenigstens an der Aufrechterhaltung eines Scheins von kultureller Freiheit gelegen sein. Er diente ihr dazu, die skeptischeren Teile der Bevölkerung zu neutralisieren, indem er ihnen etwas vorgaukelte, was in Wahrheit längst nicht mehr bestand. Manche der Autoren, die vielleicht guten Willens das Schlimmste verhindern wollten, trugen auf ihre Weise zu seiner Etablierung und Stabilisierung bei. Zu einem Kompromiss gehören immer zwei. Solange des Gesetz des Handelns nur einer Seite gegeben ist, lässt sich von einem echten Kompromiss kaum reden; das Resultat wird dem Stärkeren immer mehr zugute kommen als dem Schwachen. Gewiss haben die inneren Emigranten etwas von dem Abscheu wachgehalten, den ein Teil der deutschen Bevölkerung gegenüber den Praktiken der Nazis bewahrte. Sie haben während des allgemeinen intellektuellen Ausverkaufs einen Rest von «Kultur» erhalten und der totalen Gleichschaltung, wenn auch keineswegs ihrer In-Dienstnahme, entzogen. Wo sie allerdings, wie Wiechert oder Carossa, ihren Lesern die Flucht ins Erbauliche, in die Innerlichkeit, in einen sterilen Traditionalismus empfahlen, trugen sie sogar wesentlich dazu bei, dass sich diese mit dem NS abfanden. Sie vermittelten ihnen die Illusion einer ganz persönlichen, innerseelischen Freiheit, überliessen jedoch die wirkliche Welt weiterhin den NS Machthabern. Freilich heisst es zu scheiden zwischen denjenigen, die ihre «Innerlichkeit» hätschelten, weil ihnen jede andere Haltung fremd war, und jenen «Stillen im Lande», deren Stillhalten den Wissenden nur das gequälte und verbissene Schweigen der Entrechteten verriet. Gewiss gebührt jedem, der sich ohne völlige Preisgabe seiner selbst aus dem

Dilemma herauszuwinden suchte, das ihm nur die Wahl zwischen totalem Schreibverbot und partieller Unterwerfung liess, das Verständnis einer Nachwelt, die es besser hat. Wenig Verständnis indessen verdienen jene apologetischen Versuche von Autoren und Literaturbeflissenen, all das als «innere Emigration» zu bezeichnen, was zu irgendeinem Zeitpunkt im Nazi-Reich einmal aufgemuckt, sich über irgendein Detail mit den zuständigen Kulturfunktionären gestritten oder kurz vor oder gar erst nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes sich die ersten Gedanken über sein Wesen gemacht hat. Auch das Bemühen, innere Emigration und geistigen Widerstand auf eine und dieselbe Stufe zu stellen, kann nicht unwidersprochen hingenommen werden. Gewiss, es hat auch wirklichen Widerstand, allerdings nur von einer verschwindend kleinen Anzahl deutscher Schriftsteller im Reich, gegeben. Günther Weisenborn und Jan Petersen sind hier zu nennen; auch Werner Bergengruen und Reinhold Schneider wird man zu diesen rechnen müssen. Ein Teil dessen, was diese beiden Autoren in den letzten Jahren des Dritten Reichs verfasst und in abgezogenen Exemplaren von Hand zu Hand verbreitet haben, war mehr als das, was die Goebbels- und Rosenbergleute eben noch erlaubten. Dies erlaubten sie nicht und die das schrieben, setzten damit mehr als ihre Berufsausübung aufs Spiel. Einige, wie Albrecht Haushofer, kostete der Widerstand das Leben.

Die inneren Emigranten haben sich in der Regel mit weniger gefährlichen Unmutsäusserungen begnügt. Freilich war auch der Verzicht auf öffentliche Anerkennung oder die Gefahr, als «unerwünschter» Autor eingestuft und mit gelegentlichen Schreibverboten belegt zu werden, ein Opfer. Ermordet wurde man zwar nicht, nur weil man «unerwünscht» war, vorausgesetzt, man war «Arier» und politisch ungefährlich. Allerdings konnte man auf andere Weise zugrunde gehen: Oskar Loerke zerbrach an der Schmach, die man Deutschland und ihm selber angetan hatte. Man wird deshalb die echten inneren Emigranten in Schutz zu nehmen haben vor all jenen, die sich nachträglich selbst dazu ernannten (z.B. Hans Friedrich Blunck), wie auch vor jenen, die sich, erst nachdem sie sich erfolglos angebietet hatten oder sich missverstanden glaubten, in die «innere Emigration» zurückgezogen haben. Ungern wird man auch den Begriff des «inneren Emigranten» auf Ernst Jünger oder Ernst v. Salomon angewendet wissen wollen. Beiden hat der «Führer» nicht gepasst, obwohl ihnen die Richtung vertraut war, ihre Bücher in grossen Auflagen erschienen und in ihrer Mehrzahl keineswegs «unerwünscht» waren. Was an Benns Rückzug ins Militär, den er als «aristokratische Form der Emigration» bezeichnete, aristokratisch war, bleibt unerfindlich; es war ein Akt purer

Selbsterhaltung. Dass ihm nur noch der Rückzug möglich war, spricht zweifellos für Benn, nicht jedoch, dass er ihn ideologisch verbräunte.

Auch nach Abzug der Dinge, die man, zu Recht oder zu Unrecht, unter dem Kennwort der «inneren Emigration» zu subsumieren pflegt, mag man im Schrifttum des Dritten Reiches noch nach Nuancen spähen. Die Suche ist legitim, wenngleich sie wenig Bemerkenswertes zutage fördert. Will man v. Salomon Glauben schenken<sup>22</sup>, so waren die alljährlichen Dichtertreffen, zu denen Hans Grimm seine Freunde in den Lippoldsberger Klosterhof lud, Versammlungen freier Geister – eine Verharmlosung, die auch dann noch grotesk anmutet, wenn man weiss, dass sich auf diesen Tagungen mehr (parteilose) Edelnazis als skurpellose Scharfmacher einfanden.

Auch die Zeitschrift *Das Reich*, jene während des Krieges entstandene und für die «deutsche Kultur» werbende Wochenzeitung für gehobeneren Ansprüche, kam über die Grenzen nie hinaus, die ihr das Propagandaministerium gesteckt hatte. Gewiss erschienen hier gelegentlich auch unverfängliche, d.h. unpolitische Beiträge, und zwar genau in jener Dosis, die man für notwendig erachtete, um den kulturpolitischen «Anliegen» dieser Zeitschrift zu genügen. Einige der «inneren Emigranten» (etwa Wilhelm Lehmann, Karl Kroll, Georg Britting) wie auch der noch nicht exponierten Nachwuchsschriftsteller (Albrecht Goes, Max Bense, Franz Fühmann) fanden hier eine Art von vorübergehendem Refugium. Wo immer sie allerdings politisch und «weltanschaulich» wurde, hob sich auch diese Zeitung kaum von anderen ab. Der vor einigen Jahren veröffentlichte *Facsimile-Querschnitt*<sup>23</sup> dieses Blattes gibt noch einmal Gelegenheit, dies festzustellen. Walter und Inge Jens wiesen in einer Besprechung des Bandes in der *Ze/denn* auch auf die ideologische Uniformität der meisten Jte/cA-Artikel hin. Die so oft behauptete «Opposition» der Feuilletonschreiber gegen den Tenor der Goebbelschen Leitartikel konnten sie in dieser Zeitschrift jedenfalls nicht entdecken.

«Im Gegenteil, man stützt und sichert ab, so gut es geht, sucht – von Jahr zu Jahr mehr – auf dem Felde der Innenpolitik tätig zu werden und orakelt von Buch und Leier an der Seite des Schwertes und vom «Kraftquell der Kunst' [...] Die Lektüre ist nicht gerade erquickend» Erholungspausen gibt es kaum, im Gegenteil, die Floskeln der Sklavensprache bestätigen nur, statt es zu neutralisieren, das Pathos der Goebbels-Artikel: ‚[...] aber als das Festlichste er-

---

22 Ernst v. Salomon: *Der Fragebogen*. Reinbek 1961. S. 196 ff.

23 *Das Reich*. Hrsg. von Hans Dieter Müller, eingel. von Harry Pross. München-Bern-Wien 1964 (*Facsimile-Querschnitt*).

wies sich doch' – so Manfred Hausmann – ‚der Vortrag Hermann Burtes, der am Sonntagmorgen nach der Begrüßungsansprache des Reichsstatthalters aus dem schwermütigsüssen Largo des Händelschen Concerto grosso sich erhob. Es galt, die europäische Sendung der deutschen Dichtung darzutun'<sup>24</sup>.» Die vorliegende Dokumentation hält sich an Texte. Man muss sie so nehmen, wie sie sind, gleichgültig, ob sie auch so gemeint waren, wie sie sich geben. Die Sklavensprache nivelliert selbst die Unterschiede zwischen dem Sogemeinten und dem aus taktischen oder anderen Erwägungen heraus nur Sogesagten fast bis zur Unkenntlichkeit.

Fast! Wer möchte freilich behaupten, dass es sie nicht dennoch gab!? Auch Inge und Walter Jens haben auf sie aufmerksam zu machen versucht. «Es ist», heisst es in ihrem Aufsatz, «zu bedenken, dass es nicht nur verschiedene Negationsmöglichkeiten, sondern auch verschiedene Grade der Zustimmung gab: Von der Dämonie der Maschine, der menschlichen Gefährdung durch das Tote und Abstrakte zu reden, war etwas anderes, als einen Hymnus auf das Innere Reich verfassen. Ein Hymnus aufs Innere Reich wiederum brauchte noch nicht faschistisch zu sein. Die Übergänge sind fließend, die Worte wollen beklopft sein. Erst nach exakter Analyse des Sprachmaterials werden jene Artikel erkennbar, in denen der Schreiber aus Überzeugung oder, schlimmer noch, Opportunismus weit mehr als den geforderten Tribut entrichtete<sup>25</sup>.»

### III.

Bei der Überlegung, nach welchen Gesichtspunkten das Textmaterial dieses Buches zu ordnen sei, kristallisierten sich zwei Möglichkeiten heraus: es konnte von den Autoren, es konnte jedoch auch von den Texten selbst ausgegangen werden.

Da es dem Verfasser weniger auf die Urheber dieses Schrifttums als auf seine Resultate, weniger auf die Autoren als auf die Texte ankam, wählte er den zweiten Weg. Zwanzig Jahre nach dem Untergang des Dritten Reiches schien es zu billig, einzelnen Personen den Prozess zu machen; die Nazi-Literatur galt es zu analysieren, ihrem Wesen und ihrem Ursprung nachzugehen. Auch diese Absicht liess zwei Verfahrensweisen zu; die Anordnung konnte aufgrund stilkritischer, sie konnte ebenso aufgrund motivgeschichtlicher Ge-

---

<sup>24</sup> Inge und Walter Jens: *Das Blatt zur Verklärung der Gewalt. Der Facsimile-Querschnitt durch eine sich vornehm gebende Zeitung des Dritten Reiches*. In: *Die Zeit*. 4. Dez. 1964.

<sup>25</sup> ebenda.

sichtspunkte erfolgen. Die Wahl der stilkritischen Methode hätte die im Nazi-Schrifttum nachweisbaren Sprachschichten freigelegt, vielleicht auch auf ihre Ursprünge verwiesen. Sie hätte jedoch – wenngleich auf Umwegen – dem einzelnen Autor wiederum einen prominenten Platz innerhalb dieser Dokumentation zugewiesen. Denn wie die jeweilige Handschrift eines Menschen, so führt auch seine Sprache ein zähes Eigenleben; selbst die grotesken Auslassungen Benns aus den Jahren 1933 und 1934 verraten noch den Dichter. Lersch zeigt seine proletarische Faust noch da, wo er – im Doppelsinne des Wortes – den Arbeiter verrät. Ina Seidel offenbart ihre neuromantische Herkunft selbst in Gedichten, in denen sie den «Führer» preist und den Aufmarsch der braunen Mordkolonnen zu einem weihevollen Zeremoniell verklärt. Eine Beschränkung der Analyse auf Sprache und Stil hätte zwar die Autoren auf der Ebene dingfest gemacht, auf der sie «zu Hause» waren. Doch hätte eine solche Methode den Ort, an den sie gelangten – sei es durch Überzeugung oder nur den Druck der Verhältnisse –, im Hintergrund belassen. Das Bild des Syndroms jener zwar vielschichtigen, aber unter dem Einfluss der Gleichschaltungsmechanismen starr ausgerichteten Literatur des Dritten Reiches hätte an Plastizität verloren, es wäre hinter dem zurückgeblieben, was bestenfalls eine Skizze seiner Entstehung gewesen wäre.

Alle Abstufungen und Unterschiede zwischen den einzelnen Autoren und Faktoren, die an dieser Literatur Anteil hatten oder ihr Entstehen begünstigten, können nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Resultat die Nuancierungen, wenn auch nicht aufhob, so doch – jedenfalls vorübergehend – ihrer Bedeutung beraubte. Die Gleichschaltung war nahezu perfekt, nicht in dem Sinne freilich, dass nun alle Nuancen verschwanden, doch in dem, dass sie «verwertet», d.h. im Sinne der Funktion des Ganzen operativ «eingesetzt» wurden. Das zu demonstrieren, schien hier nicht weniger wichtig, als die Stufen aufzuzeigen, auf denen die deutsche Literatur sich abwärts bewegte. Eine Anordnung der Texte nach Motiven, ihre Subsumierung unter bestimmte Motivkreise sowie die zwanglose Zuordnung der Motivkreise zu den bereits genannten literaturgeschichtlichen «Schichten» oder Strömungen schien dem Verfasser für diesen Zweck das geeignete Verfahren<sup>26</sup>.

Niemand wird allerdings behaupten wollen, dass jedes der Motive (und je-

---

<sup>26</sup> Unbedingte Exaktheit bei der Benutzung des Begriffs «Motiv» wurde in dieser Untersuchung nicht angestrebt; so musste auf feinere Unterscheidungen – wie zwischen Motiven und Topoi oder Handlungs- und Denkschemata – zugunsten eines praktikablen «Aufhängers» für die Texte verzichtet werden. Diesem konnte der Motivbegriff häufig nur in seiner populären, nicht jedoch immer in seiner poetologischen Bedeutung zugrunde gelegt werden.

der der entsprechenden Texte) nur an der gewählten Stelle bzw. nur in dem betreffenden Kapitel untergebracht werden konnte. Keines der Motive lässt sich strikt an einem Ort «lokalisieren». Der aus dieser Tatsache resultierenden Schwierigkeiten ist sich der Verfasser wohl bewusst. In der Regel versuchte er, die zu einem Motivkreis gehörenden Texte an einer Stelle zusammenzufassen. Gelegentlich erschien es ihm aber auch notwendig, ein Motiv in verschiedenen Zusammenhängen zu demonstrieren; es erscheint dann freilich in jeweils abgewandelter, verschieden akzentuierter Form. Wo es anging oder zweckdienlich schien, wurde deshalb von Motiv auf Motiv bzw. von Abschnitt auf Abschnitt verwiesen<sup>27</sup>. Tauchen ähnliche Motive an verschiedenen Stellen auf, so werden sie jedenfalls auch auf verschiedene Qualitäten hin untersucht, gleichsam verschiedenen Reagentien ausgesetzt. Was sich in einem Fall noch als Randmotiv darstellen mochte, kann sich im zweiten möglicherweise zum Kermotiv entwickelt haben. Es darf vielleicht auch von einer Aszendenz und Deszendenz des Motivbesitzes gesprochen werden; so wie das Nazi-Schrifttum auf ältere Motive zurückgriff, so nahmen diese schon etwas von dem vorweg, was erst unter dem NS eine extreme Ausprägung erfuhr. Noch im «Endprodukt» dieser Entwicklung ist ihre Entstehungsgeschichte «aufbewahrt». Es ist der Wunsch des Verfassers, dieses Buch möge auch hiervon einiges sichtbar machen.

Indem der Verfasser sich für ein so komplexes Verfahren entschied, sah er sich allerdings auch Schwierigkeiten gegenüber, die zu lösen nicht in seiner Macht standen. Er fand sie weniger in dem interferierenden Charakter der dargestellten Schichten und dem Wunsch nach tunlichster «Trennschärfe», sondern vor allem darin, dass einmal die einzelnen Autoren im Laufe ihrer Entwicklung verschiedene Phasen durchliefen, zum anderen, dass die Texte selbst, jedenfalls die grösseren, in der Regel verschiedene Motive enthalten. Das Gebot der «Trennschärfe» galt auch und vor allem hier; es versteht sich, dass es nicht immer ohne Gewaltigkeiten einzuhalten war. Was die Autoren betrifft, so erschien es notwendig, sie – unabhängig von ihrer stilgeschichtlichen Herkunft und der durch diese bedingten sprachlichen Signatur – überall dort auftreten zu lassen, wohin die in den zitierten Texten zutage tretenden Motive sie verwiesen. Dieses Verfahren mag damit gerechtfertigt werden, dass der Zeitraum der hier dokumentierten Literaturentwicklung weniger als ein Menschenleben umfasst und die mit Texten vertretenen Autoren

---

27 Die unter einzelnen Abschnitten des Kommentars angebrachten Ziffern (Beisp.: II/B-6) stellen derartige Verweisungen auf motivähnliche Texte an anderen Stellen des Buches dar. Dabei bezeichnet die römische Ziffer das entsprechende Kapitel, der Buchstabe den betreffenden Abschnitt, die arabische Ziffer schliesslich das jeweilige Motiv, auf das verwiesen wird.

in der Mehrzahl – wenn auch in verschiedenem Masse – an mehreren der dargestellten Strömungen partizipierten.

Nicht nur die Autoren indessen waren an verschiedenen Stellen zu plazieren; es mussten vielmehr auch einzelne Texte zerpfückt werden, um die jeweils interessierenden Stellen herauspräparieren zu können. Es galt, kurzum, die Texte nach motivlichen Schwerpunkten einem Schema unterzuordnen, das der Verfasser im ganzen zwar als stimmig empfindet, dessen Problematik im Einzelnen er freilich nicht bestreiten will.

Dieses Buch dokumentiert das Versagen deutscher Dichtung, aber auch, da sie das Werk von Menschen ist, das Versagen deutscher Dichter. Es will deshalb nicht nur zeigen, wie die Nazi-Literatur beschaffen war, sondern wenigstens auch andeuten, wer an ihr partizipierte, ihr Vorschub leistete oder wider besseres Wissen in ihren Sog geraten ist. Vollständigkeit konnte hier freilich nicht angestrebt werden. Es war weder die Absicht des Verfassers, mit möglichst vielen Namen aufzuwarten noch den «Beitrag» der einzelnen Autoren zu der hier dokumentierten Literatur erschöpfend zu behandeln.

Nicht jeder der Autoren, die in diesem Buch vertreten sind, war Nazi im wörtlichen Sinne oder in gleichem Masse. Einige waren es erwiesenermaßen nie. Wenn sich trotzdem in dieser Dokumentation Autoren wie Benn, Jünger oder Carossa in der Gesellschaft von Leuten wie Anacker, Zöberlein und Dwinger befinden, so möge der Leser diese Tatsache denen anlasten, die sich selbst in eine solche Lage brachten. Eine individuelle Würdigung der Autoren kann weder der Textteil noch der Kommentar dieses Buches bieten; ihnen einzeln gerecht zu werden, wurde im biographischen Anhang dieses Buches versucht.

Nicht nur den Stoff sinnvoll einzuteilen, sondern auch ihn sinnvoll einzugrenzen war ein Gebot, das eine Fülle von Problemen aufgab. Was war zu dokumentieren, was nicht? Was sollte aufgenommen werden, was unberücksichtigt bleiben? Als Faustregel schwebte dem Verfasser vor, Texte aufzunehmen, die sich eindeutig als faschistisch zu erkennen geben. Bewusst wird hier auf die Vokabel *nationalsozialistisch* verzichtet; das Wort *faschistisch* impliziert mehr und gibt auch gewissen pränazistischen und faschistoiden Tendenzen Raum. Nur in Ausnahmefällen wurde auf Texte zurückgegriffen, die sich zwar als reaktionär oder autoritär, aber noch nicht als faschistisch bezeichnen lassen.

Vom Stoff her betrachtet, erhielten die politischen Texte den Vorrang; sie sind es schliesslich, die das Gesicht dieser Literatur bestimmen. Da es die spezifische Motivik des Nazi-Schrifttums ist, die die Anlage dieses Buches bestimmt, mussten unspezifische Motive im Hintergrund bleiben. Gewiss produzierten die Nazi-Autoren (etwa Blunck oder Anacker) auch Liebesge-

dichte. Ihnen auf die faschistische Spur zu kommen, hätte es der Anwendung einer philologisch ausgerichteten Methode bedurft. Sie schien dem Verfasser für seine Absicht nicht geeignet.

Gedacht wurde zudem nur an Texte von Autoren, die 1933 in Deutschland blieben, sich gleichschalten oder wenigstens vorübergehend einspannen liessen oder sich mit dem Regime irgendwie zu arrangieren versuchten. Auch Ernst Jünger, der sich den Machthabern entzog, liess sich von ihnen missbrauchen, indem er es zuliess, dass seine Werke (vor allem die älteren) in hohen Auflagen erschienen; sie passten dem Regime nur allzu gut ins Konzept, wenn auch die Nazis nicht mehr in das seine.

Dokumentiert wurden – von Ausnahmen wiederum abgesehen – nur Autoren, die ihren Platz in den landläufigen Literaturgeschichten auch nach 1945 beibehalten haben. Von den reinen Parteidichtern finden sich in diesem Buch nur wenige; sie stehen hier stellvertretend für den Rest. Zeitlich gesehen beschränkt sich diese Dokumentation keineswegs auf Texte, die während der Zeit des Dritten Reiches entstanden sind, und zwar schon deshalb nicht, weil sonst die Bücher der «Kampfzeit» hätten unberücksichtigt bleiben müssen. Zudem sind die dem Geist des NS verpflichteten bzw. sich annähernden Schriften (etwa der Grimm, Blunck, Kolbenheyer, Dwinger, Beumelburg u.a.) fast alle vor 1933 erschienen. Unter der Herrschaft des NS waren selbst die Nazi-Dichter von bemerkenswerter Unproduktivität. Der Begriff des *Dritten Reiches*, wie er im Untertitel dieses Buches erscheint, ist deshalb in seiner Doppelbedeutung zu verstehen: einmal als die NS-Zeit selbst, zum andern aber auch als jene pervertierte Utopie, wie sie etwa von Möller van den Bruck verstanden und von seinen geistigen Erben, den echten wie den falschen, aufgegriffen und mit Beschlag belegt wurde.

Ist von Eingrenzung des Gegenstandes dieser Dokumentation die Rede, so soll auf die Bedeutung wenigstens hingewiesen werden, die einer Ausweitung desselben für die Germanistik zukäme. Einmal wäre es wichtig, die deutsche Literaturgeschichte weiter nach rückwärts zu verfolgen und der hier aufgezeigten Fehlentwicklung auch in ihren zeitlich weiter zurückliegenden Ansätzen nachzugehen. Wichtiger wäre es, ihr Nachleben und Nachwirken in der Gegenwart aufzuzeigen, auch dort, ja vor allem dort, wo sie – unter dem Zwang neuer Umstände – gleichsam bereinigt und modifiziert in Erscheinung tritt. Die Analyse des Anti-Intellektualismus darf sich natürlich nicht nur auf jene Motive und Topoi beschränken, die seinen Stempel so offen zur Schau tragen, wie es in den Texten dieses Buches der Fall ist. Seinen sublimeren Formen beizukommen, ist um nichts weniger wichtig als den Sumpf, den man bereits als solchen erkennt, ein für allemal trocken-zulegen.



Dieses Buch hat sich vergleichsweise bescheidene Ziele gesetzt: den Weg des Irrsinns nämlich, auf den sich die deutsche Literatur begab, und die Unmenschlichkeit, die ein verbrecherisches Regime ihr abverlangte, mit einiger Akribie und systematisch darzustellen. Wir müssen es uns hier versagen, über das hinauszugehen, was eindeutig als Gift identifizierbar ist, wohl wissend, dass das Dargestellte nur der Höhepunkt einer Entwicklung war, die ebenso hinter das zurück- wie über das hinausgeht, was hier belegt werden kann.

Bei den ausgewählten Textstellen handelt es sich, abgesehen von einigen Gedichten, ausnahmslos um Ausschnitte, so dass auf eine Kennzeichnung durch [...] am Anfang und Ende in der Regel verzichtet werden konnte. Auslassungen innerhalb der Textstellen jedoch sind durch [...] markiert, Gedichtstropfen immer in eigener Zeile, Prosaabschnitte nur dann, wenn auf eine Lücke im Handlungsablauf hingewiesen werden soll.

## **I. Bodensatz der Romantik**

Ihrem eklektischen Charakter zum Trotz wird man der Nazi-»Weltanschauung« eine gewisse Kohärenz nicht absprechen können. Diese zeigt sich nicht allein in ihren politischen Motiven und Topoi, sondern auch in einer Reihe pseudometaphysischer Positionen, die untrennbar mit ihr verbunden sind und die man in den faschistischen Geistesprodukten mit monotoner Regelmässigkeit vorgetragen findet. Die allgemeine Rückwendung zum Irrationalen, zum Anti-Intellektualismus, zu einer schwammigen Gefühlseligkeit gehört ebenso zu dieser «Weltanschauung» wie ihr penetranter Pseudo-Historismus, die Vorstellung einer *höheren Ordnung schicksalhafter* oder *blutmässiger* Art nicht weniger als die einer hierarchischen Gesellschaftsstruktur, die angeblich die Herrschaft von Menschen über Menschen, von Völkern über Völker begründet.

Mit diesen Ideen freilich steht die Nazi-»Weltanschauung« nicht ausserhalb, sondern in einer geistesgeschichtlichen Tradition, wenngleich sie diese pervertiert und ad absurdum führt. Es ist die romantische Tradition, die zu Beginn dieses Jahrhunderts noch einmal eine bedeutende Blüte erlebte und in der Neuromantik zu einem säkularen Ereignis der deutschen Geistes- und Literaturgeschichte wurde.

Diese Feststellung mag zunächst überraschen, assoziieren sich doch mit den Begriffen Romantik und Neuromantik Namen und Schöpfungen, die man gerechterweise nicht gern mit dem Gegenstand dieser Untersuchung in Zusammenhang gebracht sehen möchte.

Dass dies dennoch nicht ohne Grund geschieht, mag zunächst ein Beispiel verdeutlichen.

Das Gedicht stammt von Stefan George. George war – wie bekannt – nicht nur kein Freund der Nationalsozialisten; er ist vielmehr 1933 im Schweizer Exil gestorben.

«Der sänger aber sorgt in trauer-läuften  
Dass nicht das mark verfault, der keim erstickt.  
Er schürt die heilige glut die über-springt

Und sich die leiber formt, er holt aus büchern  
Der ahnen die Verheissung die nicht trägt  
Dass die erkoren sind zum höchsten Ziel  
Zuerst durch tiefste öden ziehn dass einst  
Des erdteils herz die weit erretten soll. [...]  
Und wenn im schlimmsten jammer letzte hoffnung  
Zu löschen droht: so sichtet schon sein Aug  
Die lichtere Zukunft. Ihm wuchs schon heran  
Unangetastet von dem geilten Markt  
Von dünnem hirngewebe und giftigem flitter  
Gestählt im banne der verruchten jahre  
Ein jung geschlecht das wieder mensch und ding  
Mit echten maassen misst, das schön und ernst  
Froh seiner einzigkeit, vor fremden stolz,  
Sich gleich entfernt von klippen dreisten dunkels  
Wie seichtem sumpf erlogner brüderie  
Das von sich spie was mürb und feig und lau  
Das aus geweihitem träumen tun und dulden  
Den einzigen der hilft den mann gebiert...  
Der sprengt die ketten fegt auf trümmerstätten  
Die Ordnung, geisselt die verlaufnen heim  
Ins ewige recht wo grosses wiederum gross ist  
Herr wiederum herr, zücht wiederum zücht, er heftet  
Das wahre Sinnbild auf das völkische banner  
Er führt durch sturm und grausige signale  
Des frührots seiner treuen schar zum werk  
Des wachen tags und pflanzt das neue reich<sup>28</sup>.»

Die Interpretation dieses Gedichtes sei dem Leser überlassen; es wird ihm schwerlich entgehen, dass die Metaphorik, deren sich George hier bedient, der NS bedenklich nahekommt, sie gleichsam vorwegnimmt. Zweifellos meinte George nicht das, was die Nazis aus diesem und ähnlichem Gedankengut machten; aber dass sie überhaupt etwas daraus machen konnten, ist immerhin bezeichnend<sup>29</sup>.

Der literaturgeschichtliche Ort, an dem sich der Übergang der bürgerlichen

---

28 Stefan George: *Das Neue Reich*. Berlin 1928.

29 Als Kuriosum verdient hier die Tatsache vermerkt zu werden, dass Goebbels während seines Heidelberger Studiums fleissig die Vorlesungen Friedrich Gundolfs besuchte. Zweifellos stand er eine Zeitlang unter Gundolfs Einfluss. Goebbels schrieb seine Doktorarbeit über einen wenig bekannten Dramatiker der deutschen Romantik. Dass er bei Gundolf promoviert habe, ist jedoch ein Gerücht, das der Nachforschung nicht standhielt.

Ideologie in die faschistische Weltanschauung vollzog, scheint hier jedenfalls nicht fern. Auf alle Fälle wird man gut daran tun, den Einstieg in unser Problem an dieser Stelle zu versuchen, nicht übrigens ohne sich auch nach rückwärts umzusehen und den Weg, der die deutsche Literatur an diese Stelle führte, mit in die Untersuchung einzubeziehen.

Der Neuromantik war, wie hundert Jahre früher schon der «romantischen Schule», ein anti-aufklärerischer Grundzug zueigen; sie wurde – wie auch jene – von teils konservativen, teils restaurativ-reaktionären Kräften gespeist und stellte in ihren politischen Bestrebungen zumeist offen, in ihren literarischen Manifestationen indirekt ein retardierendes Element im Kräftespiel der historischen Entwicklung dar. Hier wie dort vollzogen sich diese Bestrebungen im Gewand eines Aufbruchs, einer Bewegung der Jugend. Sie boten allen Glanz (und allen Flitter), allen Zauber (aber auch alle Tricks) auf, um den Anschein eines rauschhaften Erwachens hervorzurufen und zur Erneuerung des Geistes und des Vaterlandes anzuspornen. Freilich mischte sich bei der Neuromantik in dieses Bild viel Resignation und Müdigkeit. Die Räusche waren zumeist artifiziell, geniesserisch, der Zauber bewusst artistisch.

Zweifellos war dies kein Zufall. Schliesslich standen die neue und die alte Romantik – bei mancher Gemeinsamkeit – doch unter entschieden ungleichen Vorzeichen.

Die Zeit der alten Romantik war die Zeit des Rheinbundes, der französischen Besetzung Deutschlands, der Befreiungskriege und schliesslich auch der Restauration. Bezeichnend für sie (vor allem ihre Frühzeit) war jenes Zwieltichtige, Ambivalente, in dem sich nicht nur das Streben nach nationaler Selbstverständigung – politisch: nach nationaler Einheit und Unabhängigkeit – mit der Ablehnung des aus Frankreich importierten bürgerlichen und liberalen Geistes, sondern auch bürgerlicher Individualismus und bürgerliche Subjektivität mit dem Protest gegen die Prosa des bürgerlichen Alltags paarten. Das Ironische und Relativierende, das Laszive, Sensitive, Schwebende, Erotische, das psychologisch Verfeinerte, das ganze künstlerische Raffinement gehören ebenso zu ihr wie gewisse feudale Vorstellungen; aber was besagen diese mehr, als dass ein seiner eigenen Courage misstrauendes Bürgertum die Misere, aus der es sich selber herauszuarbeiten hatte, durch «mondbeglänzte Zaubernächte» und den Duft der «blauen Blume» zu verklären suchte?

Der Rückgriff auf das Feudale, den die Romantik im Geistigen vorexerzierte, sollte auch im Politischen noch lange wirksam sein. Während in Frankreich der Adel verschwand, sich in England der Adel verbürgerlichte, absorbierte das deutsche Bürgertum Reste der feudalen Institutionen und Züge der feudalen Ideologie; es verzichtete auf die Möglichkeit, demokratische Institutio-

nen und ein demokratisches Bewusstsein zu entwickeln. Der Aufbruch, von dem die Romantik träumte und bei dem sie weit eher Pate gestanden hat als der klassische Humanismus Goethes und Schillers, vollzog sich denn auch auf seine Weise: es war der Aufbruch in eine spezifisch deutsch gefärbte Variante des bürgerlichen neunzehnten Jahrhunderts.

Die Neuromantik indessen stand, und das war den Bedeutenderen ihrer Vertreter auch hinlänglich bewusst, am Ende dieses Zeitalters. Die bürgerliche Welt, gegen die die alte Romantik bereits ihre Proteste erhoben hatte, hatte sich inzwischen überlebt, nachdem sie, ohne in Deutschland jemals ihre positiven, d.h. liberalen und demokratischen Wesenszüge realisiert zu haben, ihre Schattenseiten krass zur Schau gestellt hatte. Längst waren im Schoss der bürgerlichen Gesellschaft neue Schichten, inmitten des bürgerlichen Geistes neue Gedanken herangereift und hatten ihre Anerkennung gefordert. Eine reale Neuordnung der Gesellschaft wurde von ihnen auf die Tagesordnung gesetzt.

Der neuromantische Protest gegen das «Bürgerliche» verlief indessen ganz in bürgerlichen Bahnen. Er entzündete sich nicht am sozialen Gefüge der bürgerlichen Gesellschaftsordnung, sondern an der Mittelmässigkeit und Kunstfeindschaft, die das Gesicht des bürgerlichen Alltags bestimmte. Er war ein Aufstand, der ausgetragen wurde im Zeichen der Elite gegen die Vermassung, der Kunst gegen das Leben oder auch des Lebens («blond und blauäugig») gegen den als zersetzendes Element begriffenen Geist. Die Jugendbewegung, die ebenso wie die neuromantische Bewegung, von der sie inspiriert war, auf diesem Boden wuchs, war Ausdruck des bürgerlichen Krisenbewusstseins, ein in vielem sehr ehrlicher und rührender Ausdruck, aber kein probates Mittel, die Krise zu beheben.

War es zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts durchaus noch möglich, aus romantischem Geist Politik, wenn auch – wie sich erweisen sollte – schlechte Politik zu machen, so war dies im zwanzigsten Jahrhundert schlechterdings nicht mehr der Fall. Sofern die Neuromantik dennoch den Ausbruch aus der ihr eigenen Esoterik, den Sprung aus der Kunst in die Wirklichkeit versuchte, musste ein absolutes Fiasko die Folge sein.

Dass übrigens die romantische Tradition in Deutschland nie abgerissen war, ist eine Tatsache, die ebenso zu den Eigentümlichkeiten der deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zählt wie die, dass diese Geschichte, verglichen mit der Geschichte anderer europäischer Literaturen, eine seltsame, ja gleichsam verräterische Lücke aufweist.

Ein in der europäischen Literatur hinlänglich Bewandelter, nur der deutschen Literatur Unkundiger, würde jedenfalls, sähe er sich veranlasst, diese Bildungslücke zu füllen, in der Entwicklung der deutschen Literatur des neun-

zehnten Jahrhunderts eine ihm sonst wohlbekannte Erscheinung so gut wie ausgespart finden. Mit einiger Bestürzung vermutlich würde er feststellen, dass dort, wo er erwartet hätte, die Werke eines gesellschaftskritischen bürgerlichen Realismus vorzufinden, wenig mehr als ein weisser Fleck zu finden wäre. Gewiss hatte Deutschland Heine und Büchner. Aber der eine wurde verleugnet, wo immer es ging. (Seine gefällige Lyrik fand allein den Beifall, den man seiner geschliffenen radikalen Prosa und seiner politischen Satire vorenthielt.) Der andere starb zu früh, um mehr als ein grosses Versprechen mit in das Grab zu nehmen. Gewiss hatte die deutsche Literatur ihren Gottfried Keller, aber der war Schweizer. Der alte Fontane, der am ehesten den Erwartungen unseres Literaturbeflissenen entgegenkäme, war ein Spätling, während Thomas und Heinrich Mann bereits dem zwanzigsten Jahrhundert angehören. Um einmal anzudeuten, was die deutsche Literatur *nicht* besass, sei nur auf folgende Namen hingewiesen: die Franzosen Stendhal, Balzac und Flaubert, die Engländer Dickens und Thackeray, die Russen Tolstoi, Dostojewski und Turgenjew. Diese Namen stehen stellvertretend für viele andere. Dem gesellschaftskritischen Realismus dieser Männer stand in Deutschland ein eher beschaulicher, «poetischer» Realismus gegenüber.

Es war die industrielle Revolution mit ihren Folgeerscheinungen (die rapide Entwicklung der Naturwissenschaft, die demokratischen Ansprüche des Bürgertums, die sozialen Ansprüche des Industrieproletariats), die im Ausland Gehalt und Gestalt der Literatur, vor allem des Romans, bestimmte. Während hier längst die Lokomotive und Dampfmaschine ihren Einzug gehalten hatten, bediente sich die deutsche Literatur sozusagen noch der Postkutsche. Die ländliche und kleinbürgerliche Idylle beherrschte das Feld. Über ihre Grenzen vermochten auch die bedeutendsten Autoren wie Storm und Raabe nur gelegentlich hinauszusehen.

Die Gründe hierfür sind bekannt. Die tragende Schicht des europäischen Realismus war ein seiner selbst bewusstes, aus den Quellen der Aufklärung und der Französischen Revolution schöpfendes, an modernen liberalen und demokratischen Ideen orientiertes Bürgertum. Ein solches hat es in Deutschland nur in Ansätzen gegeben. Die Reichsgründung als obrigkeitsstaatlicher Akt war wenig dazu angetan, eine bürgerlich-demokratische Gesinnung in Deutschland zu fördern. Im Gegenteil! Den Begriff der Freiheit verkehrte ein als Nation spät in die Geschichte eingetretenes Volk, indem es ihn mit aggressiven nationalistischen Tendenzen auflud, Tendenzen, die sich verhängnisvoll verstärkten, nachdem die staatliche Einheit, anstatt von demokratischen Kräften erkämpft worden zu sein, dem deutschen Volke von oben her zum Geschenk gemacht wurde.

Allerdings hatte Deutschland in ökonomischer Hinsicht – trotz bzw. hinter der Nebelwand rückständiger Ideologien – einen ausserordentlichen Aufschwung zu verzeichnen. Aber für den Preis rapider wirtschaftlicher Expansion zeigte sich das deutsche Bürgertum den alten Mächten politisch umso willfähriger. Wir wissen, dass diese Zeit nach 1871, die glorreichen Gründerjahre – mit «Sedan-Feiern» und «Heil Dir im Siegerkranz», mit all den steinernen Zeugen, die heute noch unsere Städte verunzieren –, alles andere als befriedete Zustände brachte. Die inneren Widersprüche der bald von schweren Wirtschaftskrisen heimgesuchten bürgerlichen Gesellschaft höhlten das labile Gefüge aus. Die auf dem Boden dieser Gesellschaft sich bildende Industriearbeiterschaft erwachte zu politischer Mündigkeit. Als ein, obgleich fernes und sehr vermitteltes Echo auf den unter dem Sozialistengesetz bedrängten und verbotenen, in der Illegalität aber erst recht gedeihenden und seinen Einfluss ausbreitenden Sozialismus, brachte der Naturalismus mit einem Mal wieder Bewegung in die deutsche Literatur, echte Töne, ein neues Leben, so wie es der «Sturm und Drang» hundert oder das «Junge Deutschland» fünfzig Jahre vorher getan hatten. Wie ein Unwetter platzte er in die behäbige Stille der deutschen Literaturlandschaft, ein reinigendes Gewitter, das alles Abgestandene hinwegzufegen schien.

Der Naturalismus hatte sich die Entzauberung der Kunst zur Aufgabe gemacht – analog zu der sich in den Krisen demaskierenden gesellschaftlichen Wirklichkeit selbst. Er war ein Protest gegen Heuchelei und Prüderie. Dem Banalen, Alltäglichen und Hässlichen zugewandt, erschloss er die Grossstadt und das Arbeiterleben der Literatur. Stilistisch ging seine Wirklichkeitstreue bis zum Dokumentarischen, zum photographischen und phonographischen Detail. Materialismus und Positivismus, Entwicklungslehre und Determinismus fanden in ihm ihren Ausdruck. Ein zwar kritischer, aber fortschrittsgläubiger Optimismus prägte ihn.

Allerdings währte die Ära des Naturalismus nicht lange. Mit der Aufhebung des Sozialistengesetzes (1890) begann der Nimbus der verfolgten Sozialisten allmählich zu verblassen, zumal sich innerhalb der Sozialdemokratie selbst immer deutlicher werdende Tendenzen zeigten, die den revolutionären Elan des Marxismus durch Reformen zu ersetzen trachteten. Was Wunder, wenn eine literarische Richtung, die selber kaum sozialistisch war, über kurz oder lang auf der Strecke blieb. Spätestens um die Jahrhundertwende war der deutsche Naturalismus als Richtung passé. Europäisches Format hatte er nie gewonnen, wenn wir von der einzigen überragenden Gestalt absehen, die er hervorgebracht hat, von Gerhart Hauptmann.

Dem Durchbruch des Naturalismus ist jedenfalls die Tatsache zuzuschrei-



ben, dass die deutsche Literatur aus ihrer Lethargie aufgeweckt und wieder mit europäischem Geist konfrontiert wurde. Die Impulse, die von ihm ausgingen, sind mannigfaltig und, trotz seiner Ablösung durch andere Strömungen, in der deutschen Literatur dieses Jahrhunderts bis auf die Gegenwart nachzuweisen.

Das Verschwinden des Naturalismus ging zeitlich parallel mit dem Aufkommen jener neuen Richtung, die wir zunächst vereinfachend die neuromantische genannt haben. In Wirklichkeit setzte sie sich aus verschiedenen Strömungen zusammen, die durchaus nicht alle dasselbe anstrebten, deren Intentionen sich aber teilweise deckten oder doch wenigstens überschnitten: Impressionismus, Symbolismus, Neuromantik, Neuklassik. Man kann diese Richtungen allenfalls auch als neuidealistische zusammenfassen. Nur der Impressionismus offenbart noch deutlich seine Herkunft vom Naturalismus; auf dem Höhepunkt der Neuromantik aber wird der Gegensatz zum offenen Bruch. Hier erweist die neue Kunst sich ganz als eine Rückwendung zum Irrationalen, zur Metaphysik, zur Mystik, zum Mythos. Allerdings ist schon dem Impressionismus ein pessimistischer Grundzug zu eigen, jene Lebensmüdigkeit und gelegentliche Todessehnsucht, die bei der eigentlichen Neuromantik vielfach in eine Anbetung der Kraft, eine Verherrlichung der Leidenschaft, der elementaren Gewalt, oft auch des Krieges umschlagen. Die Traditionen, das Althergebrachte, das Historisch-Gewordene gelangen wieder zu Ehren.

Das Vertrauen in die Ratio ist im Impressionismus der Skepsis, in der Neuromantik der Glaubenssehnsucht und Schicksalsgläubigkeit gewichen, die Helle des Bewusstseins dem Dämmer des Geheimnisses. Dem Alltagsleben und der Masse gilt die Verachtung. Der Feinnervigkeit der impressionistischen Stimmungskunst haftet bereits das Esoterische an. Die ideologischen Akzente indessen hat erst die Neuromantik gesetzt.

Wie hatten sich doch die Zeiten geändert! Vorbei war die Periode des scharfen Klassenkampfes. Das erste «deutsche Wirtschaftswunder» war hereingebrochen. Mit dem Sturz Bismarcks (1890) waren die Barrieren beseitigt, die einer offensiven Kolonialpolitik des Deutschen Reiches bis dahin im Wege gestanden hatten. Der ehrgeizige Machtanspruch Wilhelms II. korrespondierte mit den Ansprüchen einer expandierenden Wirtschaft: die Eroberung überseeischer Märkte sollte ihr wachsendes Potential absorbieren. Die Durchführung dieser Politik ermöglichte nicht nur, auf wachsender Stufenleiter zu produzieren und damit Krisen vorzubeugen, sondern auch die Arbeiter wenigstens soweit zu befriedigen, dass der Sozialreformismus an Boden gewinnen und radikalere Ansprüche neutralisieren konnte. Sie gab der Bourgeoisie genügend Spielraum, ihre wirtschaftlichen Interessen zu verfolgen, ohne sie der Gefahr einer ersten Kollision mit der Arbeiterschaft auszusetzen. Der ruhi-

gere Wellengang, in den nun eine von Reform-Ideen bestimmte Führung die organisierte Arbeiterbewegung steuerte, hatte denn auch bald die Kämpfe weitgehend vergessen gemacht, wie sie etwa in den achtziger Jahren um die Aufhebung des Sozialistengesetzes entbrannt waren. Zwar hatte die elegante Bezeichnung des «Tarifpartners» die des Klassengegners oder gar -feindes noch nicht abgelöst. Aber in die Gedankenkreise der bürgerlichen Intelligenz brach der proletarische Störenfried zunächst weder mahndend noch drohend mehr ein.

Indes ist hiermit nur eine äussere Sachlage umschrieben. Die «Sekurität» nämlich der zwei Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg, die dieser Entwicklung zugrunde lag, war eine scheinbare: die Sicherheit war eine auf Abruf und wurde zum mindesten dumpf auch so empfunden. Schon das Gefühl des «fin de siècle», das die Kunst und Literatur vom Impressionismus bis in die Neuromantik hinein in so erheblichem Masse bestimmte, deutet darauf hin. Das Geniesserische, Dandyhafte, die Freude am Erlesenen, überhaupt die Tatsache, dass man sich der Kunst um der Stimmung, der Leidenschaft, des Rausches, des Kultes, schliesslich des Priesterhaften oder auch einfach um ihrer selbst willen hingab – es waren herbstliche Erscheinungen letzten Endes, ein letztes Erglühen, um in der Sprache der Zeit zu sprechen.

Der Politik, den öffentlichen Angelegenheiten stand diese Literatur dem Anschein nach teilnahmslos gegenüber. Sie war zu introvertiert, zu vornehm, betrachtete die Dinge von zu einsamer Höhe (oder aus dem sprichwörtlich gewordenen elfenbeinernen Turm), als dass sie sonderlich Notiz davon hätte nehmen können. Dieses Désengagement war aber in der Tat nur scheinbar, insoweit nämlich, als es eine relative Stabilität der Verhältnisse zur Voraussetzung hatte. Es wurde durch diese bedingt und hatte nur in ihr seinen Halt. Das Wort Thomas Manns von der «machtgeschützten Innerlichkeit» traf den Sachverhalt in seinem Kern. Es war eine etwas seltsame Innerlichkeit; die sich zu ihr bekannten, scheuten sich nicht, einer radikal veräusserlichten Macht zu huldigen und sich einem mehr als fragwürdigen Herrschaftsapparat gefügig zu zeigen, indem sie ihn verklärten.

Nur in den Ritzen des Gefüges siedelte das Politische sich an. Es brach hervor, sobald jenes zu zerbrechen drohte. Nur von dem politisierten Romantizismus soll hier die Rede sein und auch hier nur von jenem Strang, der – nicht ohne Folgerichtigkeit – mehr oder weniger offen ins Faschistische mündete. Selbstverständlich ist es nicht unsere Absicht, die Neuromantik an sich zu verdächtigen, sie etwa generell zum Vorläufer des NS zu stempeln. Im Geor-

ge-Kreis etwa, zu dem übrigens eine nicht unerhebliche Anzahl von Juden gehörte, war die Wendung zum Faschismus durchaus nicht die Regel. Auch muss an die mutige Haltung von Ricarda Huch erinnert werden, die Widerstandskreisen nahestand und bereits 1933 ihre Berufung in die Sektion Dichtung der gleichgeschalteten Akademie der Künste ablehnte. Überhaupt waren es im Grunde eher Epigonen der Neuromantik, die in ihrer eigenen Person sich 1933 gleichschalten liessen, die Binding, Barthel, Ina Seidel, v. Münchenhausen. Auch Stehr, Ernst, v. Scholz gehören hierher, wenn man den Begriff der Neuromantik nicht allzu eng fasst und bereit ist, auch andere neu-idealistische Bestrebungen unter ihn zu subsumieren. Josef Weinheber wäre wohl ebenfalls zu nennen. Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, das Mass des nazistischen Engagements dieser Autoren zu untersuchen. Mehr Mitläufer als Repräsentanten des Regimes, belassen sie es meist bei Ergebnheits-Adressen und Führergedichten. Allerdings trugen sie nicht wenig dazu bei, dem neuen Regime die Salonfähigkeit zu attestieren, den noch zögernden Teil der bürgerlichen Intelligenz dadurch geistig zu entwaffnen und der völligen Manipulierbarkeit auszuliefern.

Nicht verleugnen indessen lässt sich die Bedeutung, die eine grosse Anzahl typischer Ideen und Gehalte, Motive und Topoi, Symbole und Bilder der Neuromantik im NS-Schrifttum spielen; man wird ihnen dort allenthalben begegnen. Freilich war ihr Sinngehalt im Bezugssystem des faschistischen Denkens und Dichtens ein anderer als der, der sich ursprünglich mit ihnen verband. Man wird sich den Bedeutungswandel, dem das romantische Denken ausgesetzt war, bevor es als abgestandener Bodensatz vom Faschismus usurpiert und instrumentalisiert werden konnte, in Etappen vorzustellen haben; es unterlag einer Entwicklung, der hier im Einzelnen nicht nachgegangen werden kann. Allein das Resultat dieser Wandlung ist es, das in diesem Zusammenhang interessiert und das die hier vorgelegten Texte dokumentieren.

## A. Die diffamierte Ratio

In seiner *Deutschen Ansprache, ein Appell an die Vernunft* konstatierte Thomas Mann 1930<sup>30</sup> eine «neue Seelenlage der Menschheit, die mit der bürgerlichen und ihren Prinzipien: Freiheit, Gerechtigkeit, Bildung, Optimismus, Fortschrittsglaube, nichts mehr zu schaffen haben sollte», einen «Rückschlag, der die allein lebensspendenden Kräfte des Unbewussten, Dynamischen, Dunkelschöpferischen auf den Schild hob, den Geist, unter dem man schlechthin das Intellektuelle verstand, als lebensmörderisch verpönte und gegen ihn das Seelendunkel, das Mütterlich-Chthonische, die heilig gebäuerische Unterwelt, als Lebenswahrheit feierte». Dass Thomas Mann hier, auch wenn er von einer allgemeinen «Seelenlage der Menschheit» sprach, vor allem das in Deutschland sich etablierende anti-demokratische und faschistische Denken im Auge hatte, ist offenbar. Der Anti-Intellektualismus war eines seiner hervorstechendsten Merkmale. Der Faschismus bedurfte seiner, um seinen Vormarsch einer rationalen, kritischen Beurteilung zu entziehen und ihm den Anschein einer vom *Schicksal* bestimmten *Notwendigkeit* zu verleihen. In seinem Buch über *Das anti-demokratische Denken in der Weimarer Republik* schreibt Kurt Sontheimer: «Jeder konnte sich nun befugt fühlen, kraft seiner Intuition und seiner subjektiven Wesensschau die wildesten politischen Spekulationen und die reaktionärsten Vorstellungen als neue Wahrheiten auszugeben und seine Zeitgenossen damit zu erleuchten. Die Abwertung der ratio führte dazu, dass man sich ungehindert in das Wesen aller Dinge versenken konnte, ohne dass es eine rationale Kontrolle der Ergebnisse solcher Tiefenschau gegeben hätte [...] Es genügte, ein gutes Herz und ein Gefühl für Tiefe zu haben, der Kopf war nicht mehr nötig<sup>31</sup>.» «Das Gehirn ist ein Irrweg», heisst es in diesem Sinne bei Benn. «Wir wollen den Traum. Wir wollen den Rausch<sup>32</sup>.» Ähnlich äussert sich in einem Brief

---

30 Thomas Mann: *Gesammelte Werke*. Bd. 12. Frankfurt a.M. 1960. S. 533 ff.

31 Kurt Sontheimer: *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. München 1962. S. 77.

32 Gottfried Benn: *Ithaka*. 1914. Zit. nach Franz Roh: «*Entartete Kunst*». Hannover 1962. S. 109.

der «Arbeiterdichter» Heinrich Lersch: «Dieser gewaltige Abend drang nämlich durch die sieben Sinne in den Leib und ins Blut ein. Das wird auch mal wieder lebendig, wenn es nottut. Vom Gehirn aus bin ich nämlich nicht zu erreichen, da hat der liebe Gott den Kontakt verpfuscht<sup>33</sup>.»

Die Einsicht in kausale Bezüge hätte die *Instinktsicherheit*, die das braune Schrifttum für sich in Anspruch nahm, freilich erheblich ins Wanken gebracht. Sie zu erhalten, musste die Vernunft, die für eine kritische Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit vonnöten war, zerstört werden. Das logisch-diskursive Denken wurde diskreditiert; die *Wesensschau*, die man an seine Stelle setzte, bedurfte des Verstandes nicht mehr<sup>34</sup>. Die Zugehörigkeit zur *Volkheit* genügte, um ihrer teilhaftig zu sein.

**1. Das mythische Kollektiv.** – Magische Ströme sind es, die das braune Schrifttum beschwört; Hans Friedrich Blunck hält der Ratio das Mysterium, das Übersinnliche entgegen (1a). Hanns Johst will im Theater eine Kulthandlung zelebriert sehen; sie soll die «Wiedergeburt einer Glaubensgemeinschaft» herbeiführen und zu einem «Erlebnis innerer Schau» verhelfen (1b). Bann begrüsst es, dass der «neue Staat gegen die Intellektuellen» entstanden ist; er preist die «Opferbereitschaft und (den) Verlust des Ich an das Totale, den Staat, die Rasse, das Immanente», die «Wendung vom ökonomischen zum mythischen Kollektiv». Ja, er glaubt gar das «Flügel schlagen einer transzendenten Tat» zu verspüren, wenn er der NS «Machtergreifung» das Wort redet (1c). Nicht unähnlich Dwinger: er sehnt einen «Umsturz aus dem Irrationalen» herbei. Er will einen Staat nicht aus der Ratio, sondern «aus der Seele» geschaffen sehen. Aufgegeben ist diese Tat der Jugend: «Verjüngen wir uns also – wenn's anders nicht geht – durch einen Schuss Barbarei!» Und mag dabei auch die ganze Zivilisation in die Binsen gehn (1d).

**2. Wider den undeutschen Geist, gegen intellektuelle Entwurzelung.** – Die Zensuren werden nach territorialen, wenn nicht gar rassistischen Gesichtspunkten verteilt: die Aufklärung – versteht sich – ist eine teils *welsche*, teils jüdische oder auch christliche Erfindung. Sie wird als *intellektuelle Entwurzelung* diskreditiert. «Kein wälscher Wein kann dein Gefühl verwirren», orakelt Burte in einem Gedicht, das, beinahe lückenlos wie ein Katalog, die Metaphorik des Irrationalen darbietet. «Die Füße im Germanenmeer», «an ei-

---

33 Heinrich Lersch: *Briefe und Gedichte aus dem Nachlass*. Hamburg 1939. S. 224-25.

34 Es ist der von Dilthey in die Geistes- und Literaturgeschichte eingeführte Begriff des «*Verstehens*», der hier – in grotesker Verflachung – wiederkehrt.

nen Hünenstein gelehnt die Stirn», verachtet das deutsche *Herz* alles Fremde, das abschätzig mit *Hirn* identifiziert wird. «Unfassbar für Byzanz und Rom» ist der «Wala Wissen», das, entsprungen aus *Blut* und *Musik*, den Deutschen in ihren «Eichenwäldern» geworden ist (2a).

Mit dem Westen (dem *Welschen*) wird der Humanismus in eins gesetzt. Ihn, wie auch jedes europäische Denken, gilt es als den Todfeind *deutschen* oder *germanischen Wesens* zu entlarven. Bertram wettet gegen die «humanistischen Verwalter des Wortes», «das selbstmörderische Europäertum» (2b). Wilhelm Schäfer sucht «Gott und Ewigkeit, Himmel und Holle, Tod und Teufel» gegen die «Gebildetensprache» mobil zu machen; sie sind für ihn das «Rettende [..] wider die Gefahr der Humanisten» (2c). In seinem Monstrepös *Die Sage vom Reich* stellt Blunck Juden, Marxisten und Ultramontane als die Feinde des «Volklands» hin. Sie bringen das «Heil der Vernunft», das «Glück der Gleichheit», den Intellekt, die Maschine; aber ach, dabei «zerätzen» sie «Glauben und Liebe», «Ahnen und Sinnen». Doch die Lagarde und Langbehn «warben die Jungen durch ihre zündenden Worte», und am Ende – wie sollte es anders sein? – «spross die Lehre [...] vom Reich» (2d). (Siehe auch II/B-6.)

**3. Vom Rauschen der deutschen Seele.** – Über den Topos *Reich* wird an anderer Stelle noch einiges nachzutragen sein. Hier interessiert zunächst das *Deutsche*, das dem *Welschen* oder Jüdischen oder Europäischen als das schlechthin Positive gegenübergestellt wird. Das *deutsche Wesen* manifestiert sich angeblich in der *Innerlichkeit*, die der Deutsche dem Rest der Menschheit voraus habe. Als *feinsinnig* und *kulturbewusst* wird das deutsche *Gemüt* gepriesen. Die *deutsche Seele* wird beschworen. Ihr *dunkles Rauschen* stehe über der Leichtigkeit und Anmut, die die romanischen Völker etwa aufzuweisen hätten. Aus ihr kommt – nach Brehm – die Musik, aus der «jene Kraft und Ordnung zu spüren» ist, an denen die Welt (durch Hitler natürlich!) genesen soll (3a). Aber nicht nur das Rauschen ist es, das des Deutschen Seele erfüllt (vor allem wenn er sich unter Eichen ergeht), sondern auch das Läuten der Glocken oder der Klang der Orgel. Mit den Glocken hatte Hans Grimm seinen dickleibigen Roman *Volk ohne Raum* ein- und ausgeläutet (3b); den Klang der Orgel liess er durch eine Halle brausen, in der vor Arbeitern deutschtümelnde Reden gehalten wurden (3c). Die hier gemeinte Seele hat allerdings einen Schönheitsfehler, von dem unsere Autoren nichts wissen; die *Tiefe*, die sie vortäuscht, ist bare Fiktion. Es ist die Tiefe der mit Rührseligkeit und Sentimentalität bis zum Besten beladenen Spiesserseele. Kanin-

chenzüchtend und menschenverachtend zugleich, war die mit ihr ausgestattete Spezies Mensch nicht Träger der Kultur, sondern der modernen Barbarei<sup>35</sup>. (Siehe auch I/B-3; II/B-3)

#### 1. DAS MYTHISCHE KOLLEKTIV

1a) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Volkstum und Dichtung*. In: *Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart*. Hrsg. Heinz Kindermann. Leipzig: Reclam 1933. S. 199

Ich glaube deshalb, dass es gut ist, wenn der Dichter auch hier auf Seiten der für ihr Volkstum Sorgenden steht, indem er der rechnenden klugen und klügelnden Ratio, die immer wiederkehren wird, kampffreudiger das Gefühl entgegenstellt, indem er sich alter, magischer Ströme, die Erde, Mensch und Himmel füllen, innefühlend und ihnen innebleibt, indem er der Ehrfurcht vor der Seele und den Wurzeln des Lebens verhaftet lebt. Er steht nicht auf dem Katheder, die Grenzen zwischen Wissenschaft und Kunst sind scharf gezogen. Der kritischen Philosophie hat er das Lebendige entgegenzusetzen; der Chemie und Physik das Mysterium, die Sinndeutung des Übersinnlichen.

Das bedeutet nicht, dass ihm das Flugzeug verwehrt sei, welches die Sage von Wieland wirklich macht; es bedeutet nicht, dass er den Untergang des Abendlandes vermuten darf, wenn er das Zeitgeschehen einmal nicht begreift. Es heisst aber, dass er aus dem Volkstümlichen, mit dem er verbunden ist, das Magische, das Urtümliche aufzudecken und lebendig zu erhalten habe.

1b) HANNES JOHST: *Vom neuen Drama*. In: *Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart*. Hrsg. Heinz Kindermann. Leipzig: Reclam 1933. S. 209 ff.

Das kommende Theater wird Kult werden müssen, oder das Theater hat seine Sendung, seinen lebendigen Ideengehalt abgeschlossen und wird nur noch als eine Art versteinte Fossilie in den Kulturschiebungen mitgeführt.

Das kommende Drama wird leben!

Die Not, die Verzweiflung, das Elend unseres Volkes braucht Hilfe. Und Hilfe kommt letzten Endes und tiefsten Sinnes nicht aus Betteleien mit Banknoten der Hochvaluta, sondern die Hilfe kommt aus der Wiedergeburt einer Glaubensgemeinschaft [...]

---

<sup>35</sup> Zur «Anthropologie» des deutschen Spiessers s. Hermann Glaser: *Spiesser-Ideologie*. Freiburg i. Br. 1964. S. 19 ff.

Goethe wie Schiller erkannten im griechischen Tempel die mütterliche Blutbindung für alles Theater der Welt, aber leider versuchten sie die griechische Vollkommenheit einfach auf den deutschen Kulturboden zu übernehmen. Ein Versuch, der zu ästhetischer Befriedigung geführt wurde (Iphigenie, Tasso, Braut von Messina), aber nie und nimmer der eigenwilligen und eigensinnigen deutschen Problematik zugute kommen konnte. Er blieb irgendwo Allegorie, Studium, Bildung, weil die Gottheit, der metaphysische Hintergrund in Deutschland ein anderes Gesicht trägt als in Griechenland.

Und dieser weltanschauliche Hintergrund, von dessen entschlossener Be-  
deutsamkeit aus alles Spiel Verhältnis, Beziehung, Gegensatz oder Harmonie erhält, dieser Aspekt der Seele erhöht und vertieft das Theater ja gerade aus dem zufälligen Gesellschaftsspiel zu dem Erlebnis innerer Schau [...]

Sie sehen, wie weit wir uns den Werkstätten einer naturalistischen oder auch nur realistischen Epoche entfremdeten. Statt vor einer vernunftgemässen Dramaturgie stehen wir vor einer gefühlsmässigen. Aus diesem Wesensgegensatz mögen Sie ersehen, wie ich zu der Forderung nach dem schöpferischen, metaphysischen, letzten Akt gelangte, der im Hinzuschauer zu spielen hat [...]

Das Theater will wieder, wie bei allen Naturvölkern und bei den Völkern der für uns grössten Kulturen (den Griechen etwa), die Gemeinschaft der Handelnden und Aufnehmenden bis vor das Mysterium einer übersinnlichen Weltanschauung führen.

1c) GOTTFRIED BENN: *Der neue Staat und die Intellektuellen*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1933. S. 9 f.

Der neue Staat ist gegen die Intellektuellen entstanden. Alles, was sich im letzten Jahrzehnt zu den Intellektuellen rechnete, bekämpfte das Entstehen dieses neuen Staates. Sie, die jeden revolutionären Stoss von Seiten des Marxismus begeistert begrüsst, ihm neue Offenbarungswerte zusprachen, ihm jeden inneren Kredit einzuräumen bereit waren, betrachteten es als ihre intellektuelle Ehre, die Revolution vom Nationalen her als unmoralisch, wüst, gegen den Sinn der Geschichte gerichtet anzusehen. Welch sonderbarer Sinn und welche sonderbare Geschichte, Lohnfragen als den Inhalt aller menschlichen Kämpfe anzusehen. Welch intellektueller Defekt, welch moralisches Manko, kann man schon an dieser Stelle hinzufügen, nicht in dem Blick der Gegenseite über die kulturelle Leistung hinaus, nicht in ihrem grossen Gefühl



für Opferbereitschaft und Verlust des Ich an das Totale, den Staat, die Rasse, das Immanente, nicht in ihrer Wendung vom ökonomischen zum mythischen Kollektiv, in diesem allem nicht das anthropologisch Tiefere zu sehen! Von diesen Intellektuellen und in ihrem Namen spreche ich nicht.

Ich spreche im Namen des Gedankens und derer, die sich ihm beugen. Wie sieht der Gedanke die heutige Lage an? Nicht der klägliche Gedanke, der lange genug im geschichtlichen Erbe als dem Nährgut der Nation herumschnüffelte, wo er einen Helden schwach und ein Opfer niedrig zeichnen könnte, sondern der notwendige Gedanke, diese überirdischste Macht der Welt, mächtiger als das Eisen, mächtiger als das Licht, immer in der Rufweite der Grösse und im Flügelschlagen einer transzendenten Tat [...]

Id) EDWIN ERICH DWINGER: *Die letzten Reiter*. Jena: Diederichs 1935. S. 174 f.

«Und darum müssen wir noch eine Revolution machen», fuhr Reimers fort, «können wir sie unserer Heimat nicht ersparen! Aber diesmal muss es ein Umsturz aus dem Irrationalen sein, in allen Punkten der Kläglichkeit des Letzten entgegengesetzt, der im Grunde nichts anderes als die Renten aus dem Zusammensturze retten wollte, der an den Neuaufbau des Kattunexports dachte, wenn er von Vaterland redete. – Und da scheint mir nun das Wichtigste, nicht nur wie bisher die Gesellschaft neu zu formen, sondern diesmal vor allen Dingen auch den Staat umzubilden, und auch den nicht aus der Ratio, sondern aus der Seele! Eine neue Weltanschauung müssen wir schaffen, die uns in gleicher Weise zum Staate führt, wie sie eure Jugend einst zum Volke führte! Nur so können wir unsere Nation gegen den Ansturm des Marxismus von Westen her, gegen den Ansturm des Bolschewismus von Osten her erhalten ...» Er hätte wohl noch lange weitergesprochen, der überschwingliche Student, wäre Langsdorff nicht plötzlich dazwischengekommen. Hatte er ihr Gespräch verfolgt, vielleicht sogar alles gehört? «In der Jugend ist letzten Endes alle Negation positiv», sagte er lachend, «und schon allein darum haben Sie recht! Seien wir glücklich, dass wir in jenem einzigen Lande leben, in dem in jedem Jahrhundert einmal die Jugend aufsteht, um das Alter mitleidslos von seinen kalkigen Sitzen zu ziehen – keine andere Nation kennt das in solcher Weise, das ist vor allem Deutschlands eigenste Art! Und im Übrigen: Zivilisation ist Alter – verjüngen wir uns also – wenn's anders nicht geht – durch einen Schuss Barbarei! Und wenn manches dabei in die Binsen fliegt, Zivilisation kann man immer wieder aufbauen, eine erdrückte Jugend bleibt für immer verloren!»

## 2. WIDER DEN UNDEUTSCHEN GEIST, GEGEN INTELLEKTUELLE ENTWURZELUNG

2a) HERMANN BURTE: *An Deutschland*. In: Burte: *Anker am Rhein*. Eine Auswahl neuerer Gedichte. Leipzig: Haessel 1938. S. 6

Du lagerst lass in Mitten fremder Frauen, An einen Hünenstein gelehnt die Stirn, Die Hände kühlen sich im Alpenfim, Die Füße im Germanenmeer, im grauen.

Kein wälscher Wein kann dein Gefühl verwirm,  
Kein Wind von Osten aus verstepten Auen, Der Wala Wissen blitzt um  
deine Brauen, Dein Herz ist mächtiger als Aller Him.

Aus Eichenwäldern zogst du in den Dom Und wobst in Steinen Ast und Wipfel wieder Gross wie der Gott, geduldig wie der Gnom.

Musik entsprang aus deinem Blut, ein Strom, Und wogte Lust am Tod in deine Lieder, Ewig unfassbar für Byzanz und Rom.

2b) ERNST BERTRAM: *Möglichkeiten deutscher Klassik*. In: Bertram: *Deutsche Gestalten*. Fest- und Gedenkreden. Leipzig: Insel-Verlag 1935. S. 305 ff.

[...] unsre Jugend hat nur erlebt, was wir selber an unserm Teil auch erlebt haben: dass gerade humanistische Verwalter des Wortes, vielleicht nicht gerade des akademischen Wortes, ihrem Land und Volk, dem Zorn und den Hoffnungen seiner besten Jugend sich entfremdeten, bis zu dem Grad, dass sie sich gegen dieses Volk zu wenden schienen, freiwillige Wortführer beinahe schon der Fremden, um nicht zu sagen der Feinde unseres Volkstums. «Unser Misstrauen ist ein Abwehrmisstrauen», sagt uns diese Jugend; «ein allzu gefährlicher Bundesgenosse ist uns dieser Humanismus; in seine Masken hat sich allzuoft der Todfeind germanischen und deutschen Wesens verlarvt; oder es hat sich die Unfähigkeit zur Verteidigung dieses Wesens in das selbstmörderische ‚Gute Europäertum‘ eines vermeintlichen Humanismus zurückgezogen.» Und, leider, sie bringt allzu lehrreiche Beispiele. Der Humanismus seinerseits, wirft unsrer neuen Jugend vor, sie wolle unsre höchste

Bildungsüberlieferung als «Gemeinschaft mit dem Westen» in Verruf bringen. Dazu wäre wohl zu sagen, dass die Verteidiger des Abendlandes unsrer Jugend nur allzuviel Grund zum Misstrauen gegeben haben gegen diesen «Westen» und die zweideutige Gemeinschaft mit ihm.

[. . .] das lebendige Gefühlsmisstrauen unsrer neuen Jugend gegen eine gewisse Art abendländisch-humanistischer Geistigkeit erscheint gerechtfertigt. Diese Dinge dürfen wir uns und ändern nicht unterschlagen; sie lehren, wovon der Humanismus, den wir nicht entbehren können noch wollen, sich zu wahren hat, und wohin zu verwandeln. Er darf sich nicht selber seelenblind machen für das Lebensrecht des deutschen Aufstandes gegen ein romantisches «Abendland», das wir nicht sind, nicht sein wollen, nicht sein werden.

2c) WILHELM SCHÄFER: *Wider die Humanisten*. Eine Rede, gesprochen am 7. Mai 1942 in der Wittheit zu Bremen. München: Langen/Müller 1943. S. 20

Die Zeiten aber sind vorüber, da wir lässig sein konnten. Es ist kein Traum der Menschheit mehr da, dem Einzelnen sein privates Dasein zu sichern oder ihn als Weltbürger vogelfrei zu entlassen. Das Volk hat uns hart in seinen Dienst gerafft. Nicht mehr um Wohlsein oder Wehleiden geht es und auch nicht darum, dass wir Raum und Macht, Rohstoff und Märkte erringen. Es ist überhaupt kein Haben, viel mehr ein Sein, zu dem wir aufgerufen wurden: dass wir wieder im Stolz unserer Vergangenheit und in der Verantwortung unserer Zukunft – vor Gott und der Welt im letzten Sinn dieser Worte – der deutsche Mensch sind.

Denn diesmal wollen wir dem Schicksal gewachsen sein und wissen, dass es immer um Gott ging, wo der deutsche Mensch gefordert wurde. Vor ihm muss das Kind beim Namen genannt werden. Gott und Ewigkeit, Himmel und Hölle, Tod und Teufel sind keine Namen für die Gebildetensprache, der besserwissen und abschätzig lächeln, zweifeln und spötteln mehr liegen als Einfalt und Gläubigkeit.

Es war unsere Friedenssprache; nun aber ist Krieg, der eine andere Sprache fordert. Kann dies alles wichtig sein, wo es um die Existenz, deutsch gesagt: um das nackte Dasein geht? Das ist die Frage, die er uns stellt; und dies ist unsere Antwort: Was anderes kann es sein? nicht essen und trinken und eine Schlafstelle haben, sondern dass die deutsche Gestalt wird.

Die Natur des Dichters ist, volkstümlich zu sein, in ihm wächst das Rettende nicht nur wider die Gefahr der Humanisten.

2d) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Sage vom Reich*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1941-42. Bd. 2, S. 435, 452 f.

Juden verkünden das Heil der Vernunft, sie brauchen Breites Gefolg, zerätzen Glauben und Liebe Mit dem Spott ihrer Lehre. Und gegen sie steht, Mit ihnen kämpfend wider verzagende Volkheit, Was von Rom bestimmt wird, von dort gepflegt. Zwei Parteien, Marxisten und Ultramontane, Heben an, das Reich zu verneinen, dem Starken, Der es schuf, im Feld zu begegnen, der Menge, Die sich verlassen fühlte, das Glück der Gleichheit, Herrschaft der Masse zu singen – der Arbeiter horcht. [...]

Gott? Ach, Gott war ein ängstlicher Irrtum der Alten, Nur der Intellekt, der rein, ohne Bindung, Herr des Körpers ist, vermag noch zu schaffen. Sein Geschöpf: die Maschine. Und mehr als Mensch Wird das Schwungrad, der zündende Funke im Raum. Alles, was war, gilt als nichtig, die Hoheit von einst Beugt sich unter den Zweck, das Ahnen und Sinnen Vor der Erklärung des Forschers. Der Mensch erwachte Aus dem Tier, nur die Erfahrung, die List Hebt ihn über die Erde. Der Traum vom Reich, Einst von Gott als höchster Auftrag des Rechts In das Volkland gesenkt, zerrinnt zu Schemen. [...]

Gott, den die Menge verwarf, die Kirche mit lispelnden Lippen aus jüdischen Schriften erklärte, erstand Als der schöpfende Urstrom wieder in ihren Herzen, im schwingenden Lied, im Sinn des Vergangens.

Bötticher – Paul de Lagarde – und Langbehn, der Rembrandts Bild vorm Volk entrollte, warben die Jungen Durch ihre zündenden Worte. Die Wissenschaft auch Zögerte vor dem letzten Verzicht, sie baute Ausweichend, zaudernd wieder ein Unerklärbares In ihre Deutung, lassend, was übersinnlich Jenseits aller Gesetze stand. Und stärker

Spross die Lehre vom Volk, von Völkern, vom Reich, Drängt' zur Besinnung des Abendlands, rief nach der Macht, Die der Verneinung der Werte, der niedern Zersetzung Einhalt geböte [...]

### 3. VOM RAUSCHEN DER DEUTSCHEN SEELE

3a) BRUNO BREHM: *Im Grossdeutschen Reiche*. Leipzig: Luser 1940. S. 45, 61, 65, 67, 73

Von ehrfürchtigem Schauer ergriffen, mit zagender Zunge und zuckenden Lippen nur wagen wir es in diesen Tagen und Stunden, da uns die vielen von erblassenden Lippen verhauchten Seelen der für das liebe Vaterland Gefallenen lautlosen Flügelschlages umschweben, um dieses unhörbare und doch tief in der Brust so deutlich vernommene dunkle Rauschen nicht zu stören, von der Seele unseres Volkes zu sprechen [. ..] Beschwingter und leichter, anmutiger und freier mag der Fuss der Romanen oder Slawen sein, verglichen mit unserem plumpen und schweren Schritt, rascher mag ihrem Ohr die Weise eingehen, enger ihrer Brust, ihrer Liebe, ihrem Hass und ihren Leidenschaften verbunden mag ihr heiteres Lied sein; göttlicher, reiner, ungefesselt, nur dem Klange nach von dieser Welt, dem Wesen nach aber von jener über uns, sind die Tonschöpfungen unserer Meister. Nirgendwo wie in ihnen ist jene Kraft und Ordnung zu spüren, die unser eigentliches Wesen ausmacht, die jene Weisen und Lieder der anderen wohl in sich aufnimmt, aber geläutert wiedergibt, die zeigt, wie schön die Gesetze der Welt sind, wenn sie tönen, wie gross die Ordnung ist, wenn sie in unserer Brust nachschwingt. [...]

Da es aber kaum ein zweites Volk der Welt gibt, dem das Denken so leicht und das Handeln so schwerfällt, und da wir uns mühten, alles Gedachte untereinander in schöne Zusammenhänge zu bringen, so erhielten wir viele gedankliche Ergebnisse, aber zu einer Tat wäre es nicht gekommen, hätte dieser grosse Krieg nicht unter seinen Millionen Soldaten einen schweigenden Schüler gehabt, der sich mit diesem Ende des Krieges nicht hatte abfinden können. [...]

Er hatte es seit langer Zeit wieder einmal gewagt, in der rauhen Wirklichkeit des Diesseits so auszusprechen, wie es die Deutschen bisher nur in der Welt des Geistigen zu tun gewagt. [...]

Von der Seele der Deutschen habe ich sprechen wollen und von der Geburt der Tat habe ich gesprochen; von den Taten selbst, die mit solchen Flammenzeichen vor uns herziehen, von den Taten, die eine Welt verändern, wage ich in solch beklemmender, atemberaubender Nähe nicht zu reden, ihrem Ungestim ist noch kein Wort gewachsen.

3b) HANS GRIMM: *Volk ohne Raum*. München: Langen 1926. Bd. 1, S. 9 f.

Vor diesem Buche müssen Glocken läuten. Auf dem Turme der Klosterkirche von Lippoldsberg, darunter das Buch geschrieben wird, mag das Läuten beginnen. [...] Es sollen alle deutschen Glocken läuten, die vom Dome in Mainz und von der Berliner Gedächtniskirche und alle rheinischen bis hinunter nach Köln, nicht zu vergessen das silberne Kinderglöckchen in Wiesbaden, das sonst nur am Weihnachtsabend Stimme gewinnt, ja, das Kinderglöckchen besonders.

Und wenn die metallenen Stimmen dröhnen und schüttem oder auch nur bebraut und eintönig gellen und plärren zwischen Maas und Memel und zwischen Königsau und Etsch und im südlichen Afrika, dann sollen freilich alle Mann in Deutschland die Arme heben, die Männer, die Frauen und Kinder und bis hinab zu meiner eigenen kleinen Holle Silberhaar. Sie sollen die Arme recken zum Himmel, nicht mit den verschränkten Händen sich demütig ergebender Beter, denn das wäre feige, sondern sie sollen ihren Gott fordern mit brennenden Blicken zwischen griffbereiten Handflächen und sie sollen heischend und stumm vorschreiten, Schritt um Schritt mit den lodernen Armen und den verhungerten Augen die deutschen Menschen jeglichen Alters, Greis und Greisin, Vater und Mutter, Jüngling und Braut, Knabe und Dirnlein und jeglichen Standes und Alters und Berufes und auch jeglicher Tugend und jeglicher Schuld, darein sie ihr Los zwang; sie sollen vortreten heischend und stumm, dass diese millionenfache Stummheit die Musik der Sphären völlig ersticke, und Gott gezwungen werde, ihre Seelen anzusehen. Und Gott soll erkennen die Ungeheuerlichkeit ihres Schicksals, das sie selbst noch nicht auszudenken und noch nicht auszusprechen und noch nicht ihm zuzuschreien vermögen.

3c) HANS GRIMM: *Volk ohne Raum*. München: Langen 1926. Bd. 1, S. 283 f.

Es war, wie wenn eine Orgel mit allen Registern gezogen in eine Halle braust, es war, wie wenn der Sommerwind reife Felder wogen lässt von seiner Kraft. Sie vergassen den billigen Saalbau mit Spiegeln, mit Zetteln, mit Fähnchen und Rauch, sie vergassen ihre Stadt, sie vergassen die eigene Kleinlichkeit. Selbst dem überwachenden Polizeikommissare, der nach der Vorausmahnung sich wartend und richterlich streng verhielt, den Helm griffbereit auf dem Tische, begannen die Augen zu glänzen. Der Pfarrer, der also

sein Amt verlassen und hingegeben hatte, war ein grosser Mensch mit gutem Blick. Wenn nicht der unartige Singsang seiner Heimat die starke Stimme verunziert hätte, er wäre das Muster eines Redners zu nennen gewesen. Aber so wenig die Unart störte, so wenig siegten Anlage oder Kunst, sondern es geschah alles durch Herz und Blut, die sich ausgossen und ausströmten.

## 8. Mythen aus der Retorte

Um dem Deutschen die Aura des Mythischen zu verleihen, wurde es mit dem *Germanischen* in eins gesetzt, historisiert. Ein Zurücktauchen in die vermeintliche Kraftfülle nationaler Geschichte wurde propagiert. Das moderne Denken, soweit es sich an den aufklärerischen Ideen des neunzehnten Jahrhunderts orientiert hatte, wurde diskreditiert. Dass es diesem Pseudo-Historismus um alles andere ging als um ein ernsthaftes Verstehen der Geschichte oder um eine echte Aneignung nationalen Kulturerbes, ist evident.

Albert Soergel, der im dritten Band seiner Literaturgeschichte sein Herz für die Nazis entdeckte, schrieb:

«Mit allen diesen Eigenschaften einer männlich heldischen, wirklichkeitssicheren, gläubigen und volknahen Fühl- und Gestaltungsweise knüpft diese Dichtung nur wieder an alte Überlieferung an. Dichtung ist wieder der Ausdruck der Blut-, Geist- und Schicksalsgemeinschaft eines Volkes. Was vorher einige Jahrzehnte sich breit machte, wird als ein Schrifttum ‚ohne Grundlage in der organischen Entwicklung‘ entschleiert (Kolbenheyer)<sup>36</sup>.»

Ähnlich heisst es in einer *Geschichte der deutschen Literatur* von Walther Linden: «So ist das deutsche Volk der wahre Erbe des Germanentums geworden, seines nordischen Blutes, seines Artbewusstseins, seiner sittlichen und religiösen, kriegerischen und staatlichen Anlagen. So erwächst die Verpflichtung, das Deutschtum zu begreifen aus dem Bluts- und Artgrunde des Germanentums, als dessen Kernvolk es ums Jahr 800 in die Geschichte eingetreten ist. Die Dichtung des Altgermanentums ist nicht nur der zeitliche Beginn, sondern die ewige und unzerstörliche Grundlage der deutschen Dichtung. Stark und unerschütterlich wirkt dieses Erbe in alle Jahrhunderte deutschen Lebens hinaus, und was altgermanische Dichtung kündigt, lebt heute noch in

---

<sup>36</sup> Albert Soergel: *Dichter aus deutschem Volkstum*. Leipzig 1934. S. 21 (Soergel: *Dichtung und Dichter der Zeit*. Folge 3.)



deutschen Herzen – lebt fast einzig und allein noch in der Welt in deutschen Herzen. Jede kleine Spur muss verfolgt, jede spätere Wirkung zusammengefasst werden, um diesen unvergänglichen Artuntergrund der deutschen Dichtung vor unseren Augen neu erstehen zu lassen<sup>37</sup>.»

Es war vor allem das Primitive\* Anti-Zivilisatorische, das die Nazi-Dichter reizte und das, wo immer es sich in der Vergangenheit in Literatur und Geschichte fand, herauspräpariert und als nachahmenswert erklärt wurde. Banausenhaft wurde die Geschichte zurechtfrisirt, um den aktuellen «Anliegen» als Stütze und Rechtfertigung zu dienen. Sie wurde zu einem immer neu aufgelegten Siegfriedmythos verfälscht, in dem alles – *Krieg* und *Eroberung*, *Gefolgschafts-* und *Führertum*, *kerniges Mannestum* und *edles Frauentum*, *Ehre*, *Treue* und *heldisches Wesen* – seine plausible Begründung fand. Nicht der Historismus an sich war verhängnisvoll; als verhängnisvoll aber erwies sich die Tatsache, dass er einer Mythenbildung Vorschub leistete, die der Laie schwer durchschauen konnte. Mit einer Skrupellosigkeit sondergleichen wurde den Knotenpunkten der deutschen Geschichte ein *nordischer* Schauplatz unterschoben. Wo die reale Geschichte keine Voraussetzungen zu einem solchen Verfahren bot, verlegte man ihn in den Himmel oder in die *Garda*, eine Art nordischen Olymps, von dem aus die germanischen Götter und Helden die Welt regiert haben sollen. Was man als *nordische Renaissance* bezeichnete, war die Anbetung vorzeitlicher Rechtsverhältnisse, die auf der Sippenverfassung und Blutrache basierten. Indem man auf diese zurückgriff, sie zur Norm erhob, entlarvte man sich selbst. In der Tat konnte den Nazis kaum etwas Sinnigeres einfallen, den eigenen Rückfall in die Barbarei zu «rechtfertigen».

**1. Die Ahnen im Blut.** – Der Sippen- und Ahnenkult, wie er sich im staatsbürgerlichen und rechtlichen Leben der NS-Zeit mit Abstammungsnachweisen und Ahnenpässen breitmachte, findet in der Literatur seine Entsprechung: Blunck preist «die hohen Ahnen in deinem Blut» (1a). Auch ist er der Autor einer mehrbändigen *Urvätersaga*. Griese besingt die *alten Geschlechter*, deren Vermächtnis sich der Nachgeborene als unwürdig erweise (1b). Besonders grotesk wirken Benns Auslassungen über seine eigene *Erbmasse* (1c); unter dem Druck seines Verlegers sah er sich genötigt, sich wegen seines angeblich hebräisch klingenden Namens zu verantworten<sup>38</sup>.

<sup>37</sup> Walther Linden: *Geschichte der deutschen Literatur*. Leipzig 1937. S. 12-13. Zit. nach Joseph Wulf: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich*. Gütersloh 1963. S. 295.

<sup>38</sup> Nicht minder grotesk war der Versuch Soergels, einigen Autoren *nordische* Züge anzudichten bzw. ihre

**2. Im Dämmer der Vorzeit.** – Die *Ahnen* allein taten es allerdings nicht; sie mussten durch die Vorsilbe *Ur-* mit der entsprechenden Patina versehen werden. Bertram bringt die «Ur-Kunde» und kündigt die «Ur-Ahnung» (2a). Rührung befällt Burte beim Anschauen einer Nibelungen-Handschrift (2b). «Platz den Germanen», fordert Adolf Bartels: «Oder ihr sterbt» (2c). Walter Bloem feiert die Teutonen als Muster der von romanischer Zivilisation und Dekadenz unbefleckten *Reinheit* und *Lauterkeit*, deren Beispiel auch im Untergang «ungezählten Millionen kommender Kämpfer, kommenden Jahrtausenden germanischer Zukunft» voranflammt (2d). Bertram wiederum, dem es bei seinen eigenen Lobpreisungen für die arisch-nordischen Völker anscheinend nicht immer ganz wohl ist, will auch das Erbe der Antike durch die Behauptung einer «arischen Heilsverwandtschaft» mit dem Norden retten. Er erklärt das Hakenkreuz, das «arische Heilszeichen, das drehende Wendekreuz», zur «letzten Erinnerung urgemeinsamer Frühe» (2e).

**3. Urglaube.** – Ähnliche «Interpretationen» musste auch das Christentum sich gefallen lassen. In seiner überkommenen Gestalt wurde es, vor allem wegen seines Universalismus, einerseits zum Nachfahr des Judentums, andererseits zum Ahnvater des so gehassten abendländischen Liberalismus und gar Marxismus erklärt. War es da nicht «logisch», dass an ihm jene Korrekturen vorgenommen wurden, die dahin zielten, es mit dem, was man für *germanischen Götterglauben* hielt, zu vermählen? Die Verstiegenheiten des *Kristgermantums* waren die Folge, sofern nicht bereits die letzten Reste des Christentums über Bord geworfen und durch *deutschgottgläubige* Richtungen ersetzt waren. Auch die Literatur hatte ihren Anteil an jener völkischen *Glaubensbewegung*, die einen *artgebundenen Gottesglauben* kreierte und dem Christentum wie der Religion überhaupt jeden humanen Gehalt zu nehmen suchte.

«Wie Krist am Holz und in der Esche Woden» hat jedenfalls nach Burte der wahre Mann zu sein, der sich selber treu ist und vor Gott bestehen will (3a). Blunck, einer der Hauptrepräsentanten der *nordischen Renaissance*, fabriziert in seiner *Sage vom Reich* auf quasimythologischer Ebene eine Parallelhandlung; sie spielt in der *Garda*, dem jenseitigen Reich der germanischen Helden (dem Kyffhäuser). Hier agieren die Götter, die, in plumper Nachah-

Stammbäume *auf:norden*: «Friedrich Schnack, der in Franken geborene, mit Franken verschwisterte Dichter hat sogar einen nordischen Namen, und Ina Seidel, die gern südlich schaut, kommt von der östlichen Wasserkante, Binding, dessen väterliche Ahnen aus der Wetterau stammen, hat rein nordische Züge. Und selbst die, die im Süden und Südosten treu Grenz wacht halten, selbst Carossa, Mell und Kolbenheyer [...] tragen die bezeichnenden Merkmale des nordischen Menschen.» a.a.O. S. 17.

mung der homerischen Epen, zu gegebener Zeit in die Geschicke der Menschen eingreifen. *Krist* (!) wie auch *Wode* (!) sind gleichwertige Werkzeuge in der Hand des «Schöpfers»; an der ihnen gestellten Aufgabe, «das Reich zu bauen», sind beide gescheitert. Erst nach einer tausendjährigen Geschichte des deutschen Volkes, deren breit ausgewalzte Glorifizierung den Inhalt des Buches ausmacht, genauer: nach dem verlorenen ersten Weltkrieg, kommt die Erleuchtung über das deutsche Volk. Auf die alte Frage, «ob es der Dritte, der das Reich zu bauen auf sich genommen, nun erfüllen wird», antwortet Irmin, der Sohn Wodes und Marschall der Garda: «Das Bündnis zwischen Schöpfer und Menschen setzt ein, das Reich.» Es ist das Reich der «tausend Jahre»! (3b).

In der während der Zeit des *Dritten Reiches* weit verbreiteten Schrift von Gustav Frenssen *Der Glaube der Nordmark* gibt der Verfasser seiner «heidnisch-niedersächsischen Grundhaltung» unverblümten Ausdruck. Es geht ihm um «eine neue Art von Gottgläubigkeit». Der christliche Glaube, erklärt er, sei «alt und welk geworden». Doch der *Führer* und seine *Bewegung* hätten «aus der tiefsten Tiefe der germanischen Seele» geschöpft. «Ohne ihr Zutun und ihr Wollen» erscheine «deutlicher als jemals in der deutschen Geschichte der uralte, urgermanische Glaube». «Ich verkünde», sagt Frenssen allerdings an anderer Stelle mit übertriebener Bescheidenheit, «auf all den Blättern dieses Büchleins keinen Glauben. Was ich tu' ist dies: Ich frische uralte Märchen auf. Ich murmle uralte Träume.» Zu den Träumen dieses Murmlers gehört auch der, dass Jesus «ein frommer Heide» war, so wie «fast alle Edlen der Menschheit bis auf diese Tage» (3c). (Siehe auch III/B-3)

## 1. DIE AHNEN IM BLUT

1a) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Warum du lebstest!* In: Blunck: *Mahnsprüche*. Jena: Diederichs 1940. S. 59

Warum du lebstest?  
Um die hohen Ahnen  
In deinem Blut zu feiern, um das Leben  
Aus dir und deinen Vätern aufzutragen,  
Antwort zu sein auf Gottes Indichfragen,  
Und um im Ruf des grossen Freiers Tod  
Zu neuem Sein die Augen aufzuschlagen.

1b) FRIEDRICH GRIESE: *Aus euern Gräbern steigt ihr ewigen Schrittes*. In: Albert Soergel: *Dichter aus deutschem Volkstum*. Leipzig: Voigtländer 1934. S. 17, 208. (Soergel: *Dichtung und Dichter der Zeit*. 3. Folge.)

Aus euern Gräbern steigt ihr ewigen Schrittes, Väter,  
starkragende meines Geschlechts, Vorväter aus allen Tagen.  
Mit Willen entlässt euch die Erde; nicht hindert  
sie euch, die euer war.

Einige wandeln am Meer, besteigen den Einbaum, werfen  
die Netze, die sicheren. Nimmer treibet Gewalt aus der Höhe  
sie an den Hafен, den bergenden, nimmer  
ins Unheil der Tiefe.

Andere brechen ins Dickicht der Wälder, fassen mit spürenden  
Augen die Fährte des Urs. Den Gewaltigen treibet der hetzende  
Ruf ihres Mundes. Nicht fehlt die Hand,  
die unfehlbare.

Aber der grösste eures Geschlechts, der euch den Namen  
gab, euch und mir den Namen – ein Wolf durch die Heide,  
strich er nach Beute, suchte und fand, er  
der Wolf, der Graue.

[...]

Doch nicht den Letzten eures Geschlechts vergesse ich, nimmer  
den Letzten  
kann ich vergessen, den Vater. Hart beugt ihn Krankheit des Alters,  
lücket sein Haar und zwingt ihn  
tiefer zur Erde.

Aber er pflügt den Acker, er erntet die Gaben und birgt  
noch die geworbenen. Hinsinkend zwar ihm die Kraft des Willens;  
aber die dunkelnden Sinne noch spüren den  
Ruch der Scholle.

[...]

Wehe, ihr alle, mir! Ihr schliesst den Kreis um mich eurer Hände,  
schliesst ihn fester und engt mich ein und schüttelt die Häupter,  
die wissenden Häupter, um mich, den Jüngsten,  
den Fehlgeborenen!

Denn wer bin ich? Wie darf ich es wagen, bei eurem Namen  
euch zu rufen? Euer war alles, Flut und Ebbe des Meeres,  
der rauschende Wald, so tief er war, euer  
die Breiten der Äcker.

Ich aber wohne auf fremdem Boden! Die Schwelle des Hauses,  
der ich entschreite, die kargste Krume des Bodens unter den Füßen –  
ureigen und fremd ist alles, ein Mietling  
bin ich der Erde!

[...]

Lasst mich am Wege und nehmt den Sohn. Denn sein ist noch alles:  
das schwingende Rad der Sonne, der hoch am steigenden Bogen  
in die Wölbung gehämmerte eherner  
Kreis der Gestirne.

1c) GOTTFRIED BENN: *Lebensweg eines Intellektualisten*. In: Benn: *Kunst und Macht*.  
Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1934. 111, 115 f.

Wir sind in das Zeitalter der Genealogie eingetreten. Seit anderthalb Jahren  
umfängt es uns politisch und gesetzgeberisch, und während es zunächst eine  
Frage von Urkunden und das Resultat von anthropometrischen Messungen  
zu sein schien, ist es eine seelische Welt geworden, tief erregend und das  
Innere gestaltend. Man sieht das Bild eines nahen Ahnen, und es trägt die  
Züge des Urjägers, den Schnitt des langschädeligen Jägerindividualisten,  
einst belebend den Raum südlich des Eises, des flackernden Streifers und  
Felsbezwingers, des Hochgezüchteten der Megalithkultur – und man verfolgt  
den Stamm des anderen zu dem Urtyp des Ackerbauern, dem Säer und Züch-  
ter, Pfahlbauern, Pfahlbürger, Spelzsäer, Flachsbauern, Urbrot backend, die  
nie das Meer gesehen, ewig zur Binnenlandschaft strebend. Uralte Rhythmen,  
Wandel der Wasser und der Erden, Züge der Ähren, Feld-Züge, Wandern der  
Früchte, Kämpfe des Kornes, Tragödien von Klima und Gestein im Blut des  
Vaters; nordische Siegschaft, urturanisches Tao kurz verglichen im Blick der  
Mutter –: unbegreiflich ferne Wogen von Bildern und Erlebnis plötzlich in  
dem eigenen Erbe ungestillter Antithesen. [...]

Jedenfalls hat der Name Benn mit der hebräischen Silbe *ben* (Sohn) über-  
haupt nichts zu tun, die oben erwähnte Instinkthilologie ist reiner Dilettan-  
tismus. Ich habe hierüber den Ordinarius für orientalische Sprachwissen-

schaften an der Berliner Universität um seine Meinung gebeten, und seine gutachtliche Äusserung geht dahin, dass Benn vom hebräischen *ben* abzuleiten nicht etwa schwierig, sondern absolut ausgeschlossen sei. Es gibt auf der ganzen Welt keine Juden, die Benn heissen, und das hebräische *ben* stand niemals und in keiner Literatur irgendeines orientalischen Volkes jemals, ohne dass ein Name darauf folgte. Sich vorzustellen, dass man einen Juden nur *ben* nannte, wäre genau so, als wenn man bei uns jemanden Herrn «von» nannte ohne nachfolgenden Hauptnamen. Dieser Sprachforscher hält den Namen Benn für keltischen Ursprungs. Diese Meinung findet eine Unterstützung in Folgendem. Auf der Weinkarte des Weinhauses Kempinski in Berlin steht ein Wein verzeichnet, der heisst «Dürkheimer Benn». Ich habe mit Hilfe dieser Firma, dann der Deutschen Weinzeitung in Mainz und schliesslich des Bürgermeisteramts von Dürkheim festgestellt, dass Benn dort eine bestimmte Höhenlage bezeichnet; es gibt dort auch noch die Bezeichnung «Hochbenn». [...] Ich habe durch Bekannte in England feststellen lassen, dass auch die englischen Bennis Arier sind.

## 2. IM DÄMMER DER VORZEIT

2a) ERNST BERTRAM: *Bis her zu uns fliegen die Feuer des Pols*. In: *Das Innere Reich*. Jg. 1. 1934. S. 419

Bis her zu uns fliegen die Feuer des Pols,  
Schwingende Lichter der Weltwinternacht,  
Bis zu uns her Ur-Kunde solchen Monds,  
Davon den klugen Völkern nichts mehr schwant,  
Bis hier zu uns Ur-Ahnen jüngsten Jahrs,  
Das alles Volk auf unsre Heide hornt  
Am schwarzen Tag, da unsre weisse Welt  
In roter Lohe flammt und wir bestehn.

2b) HERMANN BURTE: *Nibelungen-Handschrift*. In: Th. Echtermeyer (Hrsg.): *Auswahl deutscher Gedichte*. Berlin: Weidmann 1943. S. 577 f.

Gerührter trat ich kaum zum Abendmahl  
Als vor die Liederschrift der Nibelungen,  
Erhoben und erlöst, geheim bezwungen,  
In Fürstenbergs gewölbtem Büchersaal.

Du tiefster Laut von meines Landes Zungen!  
So sah der tumbe Tor den lichten Gral,  
Sah, sann und sog ins Auge seinen Strahl,  
Geweih't, befreit nach irren Dämmerungen.

Aus einem blut- und schweisserfüllten Meere  
Ist uns die Perle auf den Sand getrieben;  
Das Heldenlied der folgerechten Ehre.

Sein grosser Schreiber ist verumm't geblieben,  
Ich aber las aus ihm die beste Lehre:  
Das geht ins Blut, was du mit Blut geschrieben.

2c) ADOLF BARTELS: *Germanen*. In: Bartels: *Deutsch-völkische Gedichte*. Zeitz:  
Sis-Verlag 1918, S. 4 ff.

Wir sind die Hehren –  
Macht Platz, macht Platz!  
Reicher an Ehren  
Strahlt nirgends ein Schatz  
Als der, den Ahnen  
Uns segnend vererbt...  
Platz den Germanen –  
Oder ihr sterbt!

[...]

Wir sind die Hehren –  
Gebt Raum, gebt Raum!  
Nichts kann uns wehren,  
Zu festen den Traum,  
Der schon den Ahnen  
Ins Los ward verwebt:  
Zu den Germanen  
Kommt alle und – lebt!

2d) WALTER BLOEM: *Teutonen*. Roman. Berlin-Leipzig: Koehler 1926. S. 331, 351 f., 358

Teutobod wirft den Schild fort, nimmt das Schwert der versagenden Rechten  
in die Schildhand. Mit den Zähnen reisst er von seinem Bärenfell einen Fet-  
zen los, stopft ihn unter die schweissende Achsel. Häm'mert schäumenden

Mundes auf den gebogenen Stahlschild des feindlichen Feldherrn, hinter dem, alle Achtung, ein blitzgewandter Fechter Brust und rotbebuschtes Helmdach birgt. Und immer wieder tückt aus dem Versteck das Römerschwert. Da drischt er wilder, fürchterlicher noch, bis der kurzstämmige, bärtige Römerkerl froh ist, sich decken zu können. Jetzt neben ihm ein kurzer Gurgellaut – aus Hildebrands Augen ein irrer Abschiedsblick – ein Pilum steckt ihm im Hals, ein Blutstrahl schießt hervor, vornüber sinkt der jugendstrotzende Leib, zwei Teutungenweisen mehr, Bruder, fahr' zur Walhalle. Eintönig, schauervoll dröhnt das Getöse der Blutarbeit. Sigerich fühlt des Freundes, des Herzogs Ermatten [ ...]

Ja – Vernichtung. In Hiddas todwundem Herzen reckt sich das bleiche Grausen. Wankende Knie, eiskalt ausbrechender Schweiß. Heut sterben Hunderttausende, stirbt das Teutonenvolk, erlischt die Sonne, vereist die Welt.

Nein – nicht vereisen soll sie – soll – verlodern –!

Rottet sich dort nicht schon das Pack? Dunkle Gestalten umdrängen die Karren, reißen Kisten und Kasten heraus, brechen sie auf, durchwühlen alles nach Schätzen – bald kommt der Söldner hinterdrein, dann beginnt das greuelvolle Nachspiel:

Plünderung, Schändung, Folterung, Kindsmord.

Nein. So nicht.

Und Hidda wird wieder Teutonin, wieder Herzogin.

Schaust du nieder aus der Walhalle, mein erlöster Geliebter?

Hidda, dein Weib, fand den Weg, deiner wert zu sterben.

Alles ist Ernte, alles ist Saat –  
alles ist ewig, nichts kann vergeh'n –

Da ist der Karren. Die Heimat aus elf Ehejahren. Drinnen gebar sie ihre drei Teutungen. Horch – friedlich säuselt ihr Atem, dazwischen quält sich Grossmutter Imizas mühselige Brust.

Neben dem Karren aber, rotglühend nun in der späten Dämmerung, glost friedsam das Herdfeuer. Das – Feuer.

Hinter dem Karren weiss Hidda das Heu fürs Vieh gestapelt. Sie reisst einen Arm voll heraus, stopft's unter den Wagen. Noch mehr – noch mehr. Schnell soll's gehn – und rasch sich weiterfressen. So – nun wird's reichen.

Wehre mir nicht, Gott Odhinn, deine Walhalle!

Ein glühendes Scheit reisst Hidda aus der Herdglut, schwingt es zwei-, dreimal im Kreise, dass es hell aufflackert, stösst's unter den Wagen, ins Heu.



Klettert in das warme Dunel der Wanderheimat, streckt sich aufs Lager zwischen die weichen Körperchen ihrer Kinder, zieht die friedlich Weiserschlummenden fest, fest an die Brust, aus der sie einstmals Leben tranken.

Fahr' in die Not, fürchte dich nicht –  
Ich komme, Teutobod, ich komme!

[...]

Teutonenseelen, Heldenseelen, Heldinnenseelen lodern walhallwärts. Verhallend, verhauchend, müttertrostvoll schwebt Seherinnenwort – ungezählten Millionen kommender Kämpfer, kommenden Jahrtausenden germanischer Zukunft flammt's voran:

Weg ist Ziel, Ziel ist Weg –  
fährt in die Not – fürchtet euch nicht.

2e) ERNST BERTRAM: *Möglichkeiten deutscher Klassik*. In: Bertram: *Deutsche Gestalten*. Fest- und Gedenkreden. Leipzig: Insel-Verlag 1935. S. 313 ff.

Artfremd – mit diesem Vorwurf, der gewiss sehr ernstlich zu prüfen wäre, wendet sich der Verteidiger des Volkhaften, wie gegen alles Mittelmeerische, so auch gegen das griechische Erbe.

Aber die Frühgeschichte Europas, die sich heute so überraschend und grossartig wieder vor uns auftut, sie soll uns doch nicht umsonst belehrt haben gerade für das Griechische: wir wissen um die geschwisterliche Urverwandtschaft aller Frühzeiten der arisch-nordischen Völker. Was wir von der Frühe des einen dieser Völker wissen und besitzen, das deutet uns die Frühe der anderen. Denn alle sind, mindestens in ihrer führenden und schicksalbestimmenden Schicht, verwandten Blutes, wie verwandter Sprache. Das höchste Geschwister aber, so sah es schon die Volkstumslehre Herders und der deutschen Romantik, ist die griechische Frühe, und ihre Bildwerke, die höchsten Darstellungen und Verklärungen nordischen Geblüts, die wir besitzen, zeigen, wie die Helden und Götter ihrer Dichtung, die reinste Traumwirklichkeit, die je aus diesem nordischen Blut gestiegen ist.

In den blossen Gegensatz Norden und Süden also, nordisch und mittelmee-risch, germanisch und fremdblütig lässt sich das Verhältnis des Deutschtums zum antiken Griechentum nie und nimmer auflösen. [...]

Noch bei Pindar holt der dorische Heros, Herakles, den heiligen Ölbaum, für die olympischen Spiele als höchsten Siegespreis von ihm gestiftet, geheimnisvoll von den Quellen der Donau. Noch bei Herodot werden die Opfergeschenke der Nordländer durch alle Völker hindurch weiter gegeben, bis hin zum Heiligtum Apollons; des Gottes, mit dem als einzigem sich, auf frühen Münzen, noch das sonst in Altgriechenland schon verschollene arische Heilszeichen, das drehende Wendekreuz, verbindet – letzte Erinnerung urgemeinsamer Frühe.

### 3. URGLAUBE

3a) HERMANN BURTE: *An das Ich*. In: Burte: *Anker am Rhein*. Eine Auswahl neuerer Gedichte. Leipzig: Haessel 1938. S. 54

Du mein geliebtes und verhasstes Ich,  
Du, angebetet, abgelehnt, verstossen,  
Geschmäht von Vielen, die sich wüst erbosen,  
Weil du nicht anders wurdest einen Strich –

Nein, bliebst, was du gewesen, wenn im Tosen  
Des innem Sturms die Mittung brach und wich!  
Nichts halte ich zuletzt so fest wie dich  
Und möchte mir kein Anderes erlösen.

Wohl hegst du heilig lebig die Gemeinschaft  
Der Menschen gleicher Art aus Blut und Boden,  
Doch gilt vor Gott nur, was der Mann allein schafft,  
Er muss den Urwald seines Wesens roden,  
Sich selber treu, bis endlich ihn die Pein rafft  
Wie Krist am Holz und in der Esche Woden.

3b) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Sage vom Reich*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1941-42. Bd. 1, S. 424, 434. Bd. 2, S. 377 f., 495, 501 f.

[Aus der Zeit der Sachsenkriege, Karl der Grosse]

Über die Erde herrschten die Priester des Krist.  
Aber noch kämpften die Zeugen des alten Glaubens,  
Rührten sich gegen die fränkischen Grafen und Krieger;

Wittekind hatt' sich gefügt, die anderen stritten  
In den Hügeln und Heiden des Sachsenlandes,  
Riefen Wode und hörten die Antwort nicht mehr,  
Riefen Fro und die heiligen Mütter der Quellen.  
[...]

Danach verstarb der Kaiser, der Grösste der Franken,  
Die bis dahin gelebt, doch furchtbar auch,  
Wo er irrte. Und gnadenlos gegen die Feinde. –

Aber Germannus' Söhne im Norden und Süden  
Blieben sich lange uneins, die richtenden Götter  
Waren gestürzt. Da rief der Schöpfer den Krist,  
Gab ihm auf, das Reich zu fügen, zu bauen,  
Das Er im Völkerland wollte – ein heiliges Reich.

[Nach den Freiheitskriegen]

Auf der Garda ist Unruh. Die Toten des Kriegs  
Kommen von hüben und wollen im Spiegel der Wünsche,  
Was sie im Leben nicht fanden, im Jenseits wissen. –  
Und im Volkland gärt es! Der hohe Wille,  
Neu die Zeit zu prägen, aus deutschem Erleben  
Einig das Reich zu schaffen, stösst sich am engen  
Fürstenwalten der Heiligen Allianz.  
Dichter schreiben des Volkes Geschichte und Mären,  
Uhland hebt die Vergangenheit hell ins Licht;  
Carl Maria von Weber singt uns die Sage  
Seiner Jugend, die deutsche Frühzeit wird wach;  
[...]

Auch zur Hel dringt der Ruf; Herr Wode, der Schweiger,  
Horcht vorm Feuer in seiner Halle und hört  
Alte Worte, will wissen, ob es der Dritte,  
Der das Reich zu bauen auf sich genommen,  
Nun erfüllen wird. Nicht er, nicht Krist  
Haben dem Volkland zu geben vermocht, was ihm  
Einst bestimmt ward. Wann wird es dem Schöpfer gelingen?

[1918]

Irmin suchte den Weg zum Ewigen Gott,  
Sagen will er Ihm, dass sie, die das Reich

Über dem Mittgart errichten sollten, verblutend  
Vor den übermächtigen Feinden stünden,  
Dass Er bewahren möge, was an edelster Mannschaft  
Sich vor den Hassenden opferte – ohne Hoffnung.  
Doch schon im Garten des Höchsten traf er die beiden,  
Denen das Reich einst aufgegeben. Sie waren,  
Schien es, vor ihm den Weg gegangen und schwiegen,  
Als er sie nach dem Schicksal des Abendlands fragte.  
Krist aber, er, der immer Gütige, weinte,  
Küsste Irmin und verhüllte die Stirn.

[...]

Sagt, wie gross war das Reich? Sie sprechen heimlich  
Schon vom auferstehenden Deutschland, und keiner  
Lächelt müd, und alle wissen das eine:  
Dieser tiefste Tag band uns in der Not  
Stärker als Sieg. Die Stunde der Wiedererhebung  
Schlug, da sie das Bitterste hörten – es wurden  
Tausende gläubig an den steigenden Bergen,  
Der ein Land mit hohen Ufern und Bergen,  
Freien Meeren und glücklich lachender Jugend  
Werden liesse. Nicht einer verzagte an Deutschland.  
Und nicht einer am kommenden Volk, am Reich.  
Aber am Rheinstrom, als sie die trunkene Heimat  
Ihre Feste feiern sahen, als ihnen  
In den Städten Männer mit stinkendem Atem  
Ihre Schulterstücke nahmen, die Waffen  
Aus den Händen rissen, die Ehre der Jahre,  
Wurden manche müde. Sie, die der Tod  
In den Schlachten vier Jahre hindurch verschonte,  
Wollten das Leben nicht mehr und suchten ein Ende.  
Vor die Tore der Garda kamen die Seelen,  
Einlass begehrend, wollten die Kameraden  
Suchen, mit ihnen lächelnd der Tage gedenken,  
Fünfzehnhundert Tage des bitteren Kriegs.  
Irmin aber, der alle anhört, die gegen  
Recht und Dauer das Leben auf Erden verlassen,  
Wies sie zurück: «Ihr Tore, geht eilig heim,  
Senkt den Trauernden in die Träume, dass keiner  
Handle wie ihr. Gebt ihnen Entschlossenheit,  
Ruft sie zum Mut auf. In diesen Stunden beginnt  
Deutschland neu! Verzagt nicht, fasst eure Hände,

Kämpft! Ich weiss, Gott will es. Nun, da das Tiefste  
 Überstanden, geht es höher. Das Bündnis  
 Zwischen Schöpfer und Menschen setzt ein, das Reich!»  
 Und sie hörten's mit Staunen und sagten's den Vielen  
 In die Träume. Und manchem der Zweifler auch.  
 Und die Starken wurden stärker, die Mutigen  
 Froh und zornig und die Gerechten gläubig. –  
 Damals erstand aus Kriegern und letzten Kämpfern  
 Neu ein Geschlecht der Tat, von Gottes Willen  
 Angefüllt, vom Mächtigen aufgerufen,  
 Von den Toten befeuert, grimmvoll geweckt.  
 Aber die Hasser froren in jenen Nächten,  
 Sie, die feierten, in Paris, in London  
 Und im fernen Neuyork. Und der Widersacher,  
 Der über Dunkle schwebte, die Seinen suchend –  
 Ewig ist sein Hass gegen Gottes Wirken –,  
 Spürte die Glut der hoffenden Seelen und wusste  
 Nicht, der immer Verneinende, ob er gewonnen.  
 Denn auch der Menschen Geist und Wille ist heilig,  
 War gewaltiger als die Ketten, die Lohber  
 Über die Geschlagenen warf. Und stärker  
 War der Ruf des Schöpfers zum Reich des Mittgarts.  
 Alle Seelen wissen um ihn und warten  
 Harrenden Herzens auch in darbenden Stunden.

3c) GUSTAV FRENSSSEN: *Der Glaube der Nordmark*. Stuttgart: Gutbrod 1936. S. 5 f., 46, 84, 101, 123 f., 132

Meine Eltern waren innerliche, seelische Menschen von vornehmer Haltung,  
 die sich auf rassistischer, angeborener Grundgesinnung gründete. Zu dieser  
 Grundgesinnung gehörte auch Frömmigkeit. Sie waren, wie das ganze Kirch-  
 spiel, unkirchlich; ihre Frömmigkeit war also anderer Art als die der Kirche.  
 Es war die niedersächsische, staunende, anbetende, wortarme und lehrlose  
 Verehrung der unnennbaren Macht, welche geheimnisvoll und erhaben das  
 All geschaffen hat und durchwaltet [...]

Ich bekam in der Schule Belehrung in einem ganz bestimmten andern Glauben,  
 dem christlichen, und zwar in evangelisch-lutherischer Fassung. Während  
 der Konfirmandenzeit stand es so, dass einige Jugendgefährten diesem  
 andern Glauben eine Zeitlang zugetan waren. Aber die Masse hörte die  
 Belehrung in diesem Glauben an, ohne sich hineinzudenken, seelisch unbetei-  
 ligt, als ein trübes Muss, das zu ertragen war. War die Zeit des Unterrichts

vorüber, so legten sie ihn ab, wie eine unpassende und unbequeme Jacke, und gingen sozusagen in Hemdsärmeln, nämlich in dem niedersächsischen, scheuen, wortarmen Glauben der Väter, durchs Leben.

Ich, was mich anging, habe diesen Glauben, den christlichen, niemals, auch in meiner Kindheit nicht, mit meinem Gemüt vereinigen können; [...]

Ogleich ich selbst es nicht war, der die Schuld trug, sondern der Brauch jener Zeit, nämlich, dass ich in zwei Glauben unterwiesen wurde, die mir beide nicht gemäss waren, ist es mir eine Beschämung bis auf diesen Tag. Aber dann fand ich wieder zu dem angeborenen scheuen, wort- und lehrarmen Väterglauben zurück. In dumpfem, tumbem Glauben in dieser angeborenen Frömmigkeit hausend, die mir röter als meinen Kameraden im Blut sass, auch geistig lebendiger, hatte ich mehr Wehr und Waffen gegen den andern, den christlichen Glauben, empfand ihn fremder als die meisten und war ein Rebell gegen ihn [...]

Und, um das Mass voll zu machen: da tritt in diesen unsern Tagen in Deutschland eine neue Art von Religion auf – jawohl, eine neue Art von Gottgläubigkeit, von Frömmigkeit –, kommt durch einen glühenden Menschen zu Kraft und Macht, gewinnt in fünfzehn Jahren mehr als dreiviertel des grossen Volkes, und schafft, zur Macht gekommen, aus dieser seiner Art von Frömmigkeit heraus, für körperliche Gesundheit und Sauberkeit, für wahrhafte Erziehung und Bildung, für frühe Ehen, für Schönheit und edle Freude, für brüderliche Gerechtigkeit, und mit all diesem für Ehre und Mut, kurz für das, was unserm deutschen Gefühl heilig ist, in vier Jahren mehr, als die katholische Kirche und ihr Glaube in vierzehnhundert Jahren, und die protestantische in vierhundert Jahren geschaffen hat.

[...] man kann über den wirklichen Jesus fast keine Aussage tun, weil man nicht weiss, was er etwa gelebt, geglaubt und gelehrt hat. Zweitens: Was im Neuen Testament auf ihn und um ihn zusammengetragen ist, widerspricht sich, so dass ein bestimmter Glaube und eine Lehre nicht in Erscheinung kommt. Drittens: Das, was dennoch in Erscheinung kommt, ist einem germanischen Gemüt selten gemäss und oft nicht vornehm genug. Viertens: Aus allen diesen Gründen ist der christliche Glaube für germanische Menschen, für das deutsche Volk wertlos, ja mehr, schwer schädlich [...]

Ich will an dieser Stelle noch einmal sagen: ich verkünde auf all den Blättern dieses Büchleins keinen neuen Glauben. Was ich tu' ist dies: ich frische uralte Märchen auf. Ich murmle uralte Träume. Ich verkünde Frömmigkeit, die in Germanien Tausende Jahre alt ist. Schon seit uralten Zeiten grübelten die

Germanen über das Heilige; und mein Grübeln kommt nicht tiefer als das ihre. Was ist den Menschen der Nordmark von uralten Zeiten her das Heilige? Die tiefen Geister der Menschen sagen, von uralten Zeiten her: Gott, die Seele und flutende Kraft des Alls, habe, trage und treibe in sich und durch sich den Zug und Willen, mühe und quäle sich selbst zum Schönen, Wahren und Guten. [...] Und zuletzt: es ist überhaupt nicht deutsch, Glauben und Sitte in Lehrsätze zu fassen. Das deutsche Wesen ist sowohl zu reich, wie zu bewegt dazu. Es ist immer bewegt, wie Gottes Schöpfung, wie das All. Deutsches Wesen, Glaube und Sitte wird nicht durch Lehrsätze dargestellt, sondern durch Leben und Lebensgestaltung.

Aber ist dieser unser Glaube nicht heidnisch?

Ist er heidnisch? Sind wir Heiden? Neuheiden? Nun, warum nicht? Ist das etwa ein Schimpfwort? Oder sind unsre Vorfahren, deren Asche in den Hünengräbern liegt und um sie herum in den schwarzen Tonkrügen, welche alle Heiden gewesen sind, Untermenschen gewesen? Und als Jesus von Nazareth jenes Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählte, was war er da? [...] Er war wohl auch ein Heide, ein frommer Heide. Und so fast alle Edlen der Menschheit bis auf diese Tage. Auch die aller nordischen Völker. Alle waren sie, was man Heiden nennt. Aber unfrohm? Sie waren alle fromm und hatten einen Glauben. Jeder den seinen, den aus seinem eigenen Blut gewachsenen, aus dem tiefen, leisen Rauschen ihres Bluts. Und so haben auch wir diesen unseren Glauben, tief, tief geboren im Urgrund des Alls, unseres Bluts und unserer Erde, ehrerbietig vor dem All, vor dem Leuchten des Alls, vor Gott. [...]

Das deutsche Blut, von den Romantikern vor hundertfünfzig Jahren aus seiner dumpfen Tiefe ans Licht und Bewusstsein gebracht, seitdem von Vielen laut und leise verkündet, nun von der neuen politischen Bewegung in den Vordergrund des deutschen Denkens gerissen, als heilig und Gottes Sache und Kraft, suchte zum germanischen politischen Wissen und Wollen, weiter grabend, noch tiefer grabend, das tiefste, den germanischen Glauben. Die Kirchengläubigen sagen empört: Ist die neue Bewegung denn eine Religion und der Führer der Stifter einer Religion? Nein, niemals ist das die Meinung der Bewegung. Aber es ist so: weil der Führer und seine Bewegung ihr Werk aus der tiefsten Tiefe der germanischen Seele holten, so erscheint, ohne ihr Zutun und ihr Wollen, hinter ihr, in ihrem Hintergrund, und deutlicher als jemals in der deutschen Geschichte, der uralte, urgermanische Glaube. Und diese Bewegung wird nicht wieder aufhören. Ja, sie wird wachsen und sich ausbreiten. Denn, wie wir gezeigt haben: Der christliche Glaube ist alt und welk geworden. Die Zeit ist erfüllt.

## C. Die «höhere Ordnung»

Da die *mythische Schau* die Wahrheit nicht für sich hat, muss ihr Gegenstand in ein *Höheres* hinaufstilisiert und mit dem Schein einer bedingten Autorität versehen werden. Das Geschaute wird als Teil oder auch als Symbol einer *höheren Ordnung* ausgegeben, vor der der menschliche Verstand zusammenschumpfen, das menschliche Glück als *quantité négligeable* erscheint.

Die Autorität muss für sich selber sprechen. Sie muss in sich allein begründet sein. So ist auch die *höhere Ordnung* auf nichts zurückzuführen als auf sich selbst bzw. auf das, was für sie stellvertretend in den Rang letzter *Ur- und Wurzelgründe* erhoben wird. Als das *Organische* wird sie der Gesellschaft und Geschichte als bestimmendes Agens unterschoben. Den Kosmos regiert sie als *Schicksal* und *Vorsehung*. Als *Entscheidung* beherrscht sie das Feld menschlicher Handlungen.

Die *höhere Ordnung* ist unergründlich; man kann sie höchstens *ahnend erschauen*. In den *Urgewalten* ist man ihr gleichsam am nächsten. Ihrer Autorität teilhaftig wird der, den sie zum Werkzeug macht, an den sie ein Stück der eigenen Machtfülle delegiert. Es ist der *Führer*, der nur dem *Schicksal* verantwortlich ist und in sich die *elementaren Seinsqualitäten* verkörpert. Seine *Entscheidungen* sind unanfechtbar.

Es ist eine Metaphysik der Macht, die sich in diesem Denken präsentiert. Von einem «imperativen Weltbild» spricht Bann nicht zu Unrecht; hätte er ihm nur nicht selber hymnisch zugestimmt. Befreit von allen «weltanschaulichen» und «schöngestigen» Floskeln, entpuppt es sich als Apologie eines Herrschaftsanspruches, der, sofern er nur mit genügender Lautstärke vorgelesen und mit der erforderlichen Gewalt durchgesetzt wird, seine Rechtfertigung in sich selber findet.

**1. Das Organisch-Gewachsene.** – Der Begriff des *Organischen* in dem hier angedeuteten Sinne ist aus der romantischen Staatsphilosophie überkommen; allerdings erfuhr er seine eigentliche Biologisierung erst im späteren neunzehnten Jahrhundert, nachdem die moderne Naturwissenschaft die Voraus-



setzungen dafür geschaffen hatte. Die Folge war eine Entleerung des rationalen Sinngeltes, der sich mit diesem Begriff noch verbinden mochte. Erst im autoritären Denken dieses Jahrhunderts sank er schliesslich zum blossen Schlagwort herab.

Das *Organische* wird nun zum Zauberwort, das alles «erklärt». Die menschliche Gesellschaft wird unter das Gesetz natürlicher, d.h. biologischer Vorgänge gestellt, die Geschichte in das Korsett eines falsch verstandenen Darwinismus gezwängt. Sie wird der soziologischen Interpretierbarkeit entzogen und zoologischen Kategorien wie *Wachstum*, *Züchtung* und ähnlichem unterworfen. An Stelle der Entwicklung tritt der *Kreislauf*, an die Stelle des Fortschritts die vom menschlichen Denken und Handeln unbeeinflussbare blosse *Mutation*. Von dem *Historisch-Gewordenen* hat das Zweckmässigkeitsdenken, die aufs Politische und Soziale gerichtete Vernunft sowenig Bestand wie vor dem *Organisch-Gewachsenen*. Vernunft bedeutet Demokratie; sie wird als bloss *Gemachtes*, *Mechanisches* verworfen. Dabei entging es den Urhebern dieser Theorien allerdings ganz, dass gerade sie es waren, die die radikalsten Liquidatoren der *gewachsenen* Werte der europäischen Kultur, ja die konsequentesten Vernichter des von ihnen so gepriesenen *Organischen* waren.

Mit dem Prädikat des *Organischen* wurde an erster Stelle das *Volkstum* bedacht. *Volk* war die Antithese zu Gesellschaft, die man sich selbstredend als *Gemachtes* vorzustellen hatte; die sie interpretierende Wissenschaft – die Soziologie – war ebenso verpönt wie eine gesellschaftskritische Literatur. Anders die Volkskunde, in der nach Josefa Berens-Totenohl das Volk als ein *Organismus* erscheine, «durchblutet von dem lebendigen Strom, der aus Ur-tiefen aufsteigt, alt, uralte, und der doch ewig neu ist, ewig jung» (1a). Wo vom *Organismus* die Rede ist, kann natürlich auch das *Blut* nicht fehlen, in dem der *mythische Urgrund des Seins* gleichsam unvermittelt in die Erscheinung tritt. Friedrich Georg Jünger will «das Blut zur Herrschaft bringen». Er wendet sich «gegen die mechanistische Auffassung des Lebens». Es ist der Nationalismus, der geboren ist «aus einem neuen Bewusstsein blutmässiger Gemeinschaft», «sein organisches Bewusstsein tritt den mechanistischen Ideen leidenschaftlich entgegen» (1b). Der Haupttheoretiker dieser ganzen Richtung ist Kolbenheyer. Er hat diesen «Theorien» einen breit ausgewalzten pseudo-philosophischen Schmöcker, *Die Bauhütte*, gewidmet, benutzt die darin entwickelte Phraseologie aber auch in seinen übrigen Schriften gerne. Völker sind nach ihm «gewachsene biologische Körper». Sie stehen unter der «biologischen Nötigung, [...] ihre Lebensmächtigkeiten [...] auf den Fortbestand zu erproben». Dies sei der «rassenbiologische Sinn des Nationalismus» (1c). Benn, der Fatale, zitiert gar den Weltgeist, um in seinem Schatten ähnli-

ches Garn zu spinnen. Mit dem Anbruch des *Tausendjährigen Reiches* glaubt er, «eine neue Vision von der Geburt des Menschen» vor sich zu sehen: «Horzenzauber», «Rhythmen verdeckter Schöpfungsräusche», «das Hervortreten eines neuen biologischen Typs». «Die Geschichte», schwärmt er, «mutiert und ein Volk will sich züchten» (1d)<sup>39</sup>. (Siehe auch II/A-4)

**2. Die Urgewalt des Elementaren.** – Das, was als *Leben* auf diesem Boden gedeiht, gewinnt das Aussehen jener bereits bei Nietzsche als Peinlichkeit empfundenen «blonden Bestie». Es ist die *Urgewalt*, das *Elementare*, wie es die Lebensphilosophie – von den ästhetisierenden Versuchen der Neuromantiker über Spengler, Benn, die Brüder Jünger bis zu den vulgärsten Ausformungen des Nazi-Schrifttums – preist und besingt. Vor allem der Krieg ist es, der dem *Elementaren* zum Durchbruch verhilft. «Nackt wie je bricht er hervor, der Urmensch, der Höhlensiedler in der ganzen Unbändigkeit seiner entfesselten Triebe», schreibt Ernst Jünger. Auch sieht er das Erbteil der Väter aufflammen, «wenn das Leben sich auf seine Urfunktionen besinnt», «die Wollust des Blutes», «den Kampf ums Dasein» (2a). (Siehe auch II/A-2; III/A-1; III/A-2; IV/A)

**3. Tod und Märtyrium.** – Die «nietzscheanisch» verstandene Auffassung vom *Leben* geht mit der Missachtung und Verächtlichmachung all derjenigen einher, die auf menschliches Glück und weniger heroische Extravaganzen bedacht sind. Es sind nach Benn «Amateure der Zivilisation» und «Troubadoure des westlichen Fortschritts», nach Friedrich Georg Jünger Mitglieder einer «Liga der Erschöpften». Eine in *Urgewalten* und *Bluträuschen* schwelgende Haltung muss allerdings notwendigerweise die tragische Geste mit einbeziehen. Im Stil der Neuromantik lässt Bertram seine *nordischen Helden* an der Schönheit des Südens den Tod finden. Es ist ihr Los, ihr «Eis zum Süd» zu tragen, «das blaue Aug' zu opfern». Denn: «Sonne tötet euch schön» (3a). Paul Ernst beschreibt – wie andere vor und nach ihm – in seinem Drama *Preussengeist* die Exekution Kattes vor den Augen seines Freundes Friedrich,

39 Selbst in der «gereinigten» Nachkriegsausgabe seiner *Geschichte der deutschen Literatur* (2. erg. Aufl. Regensburg 1961, S. XII) versucht Josef Nadler die Literaturgeschichte biologisch zu interpretieren: «Es gibt nur einen Bereich, in dem ich hinreichende Gründe für das nachgewiesene Auftreten überpersönlicher Gemeinschaften erwarten darf: die biologische Gemeinschaft. Diese ist das Leben selber und in Person [...] die wahrhafte Überpersönlichkeit, in der die gewesenen und gleichzeitig lebenden Persönlichkeiten ein völlig reales Ganzes bilden. Die biologische Disziplin, die den Menschen zum Gegenstande hat, heisst Familienkunde. Die familienkundliche Gemeinschaft im weitesten Sinne [...] ist der Bereich, in dem sich die überpersönlichen Gemeinschaften, die sich nicht anders erklären lassen, zureichend begründet finden.»

des späteren Preussenkönigs, der als der «Grosse» in die Geschichte eingegangen ist. Friedrich opfert seinen Wunsch nach Glück, Schönheit und Frieden im Namen der *Pflicht*, damit «die deutsche Sonne für die ganze Welt» «donnernd» (!) am Himmel steigt (3b). v. Salomon schildert den «freundlichen Traum», «dass sich die Deutschen, gutmütig bescheiden, in ihren anmutigen Tälern und auf ihren sanften Hügeln friedlichem Tun hingeben», eine dem Krieger verächtliche Haltung (3c). Wer die Ekstase des Märtyriums nicht versteht, ist nach Ernst Jünger keinen Pfifferling wert (3d). Und Friedrich Georg Jünger ist bereit, Tausende und Millionen zu opfern, denn «was bedeuten die Ströme dieses Blutes gegenüber diesem Staate, in den alle Unruhe und Sehnsucht des deutschen Menschen mündet und eingeht?» Wer sich dieser Haltung nicht beugt, wird zum Landesverräter erklärt. Es sei, meint Jünger, «eine heilige Pflicht des Nationalismus, diesen traurigen Hedonismus auszurotten und seine Vertreter, die eifrig bemüht sind, den Landesverrat zum Range einer sittlichen Idee zu erheben, unschädlich zu machen» (3e). Zur Ehre der beiden Brüder Jünger sei betont, dass sie selber diesem Staat, als er Wirklichkeit wurde, auszuweichen versuchten und sich seinen Forderungen weitgehend entzogen. (Siehe auch III/A-4; III/B-8)

**4. *Schicksal und Vorsehung.*** – Das *Organische* und *Blutmässige* erscheint dem Walten eines unergründlichen *Schicksals* unterworfen. Dies ist die absolute Macht, das absolute Gesetz. Es ist dunkel und unergründlich, in seiner Machtfülle dem Menschen aber allgegenwärtig. Durch sein Bewusstsein habe der Mensch immer nur sich selbst beleuchtet: «Die Mächte hinter der Bühne blieben im Dunkeln.» Wilhelm Schäfer, der dies beklagt, fordert nun nicht etwa, dies Dunkel zu erhellen, sondern «den Lebensraum und sein Geheimnis» in «Demut» zu fühlen (4a). Was bei Schäfer eher zwischen als in den Zeilen steht, erfahren wir durch Friedrich Georg Jünger mit brutaler Offenheit: dem Leben, das «aus einem organischen Bestand von unverbrüchlicher Gesetzlichkeit erwächst», sei «Freiheit unter keinen Umständen gewährt». «Das Blut singt gleichsam den Gesang des Schicksals», das als *Müssen*, *Ordnung*, *Ganzheit* und *Zwang* hingenommen zu werden hat (4b).

**5. *Entscheidung.*** – So schicksalhaft und vorbestimmt dem autoritären Denken das Leben und die Geschichte erscheinen, so wenig Raum sie dem vernunftbestimmten Handeln und echter Gewissensentscheidung lassen, so fällt doch der Kategorie der *Entscheidung* eine nicht zu unterschätzende Rolle in diesem Denken zu. Das mag vielleicht sonderbar klingen, ist es aber bei näherem Hinsehen keineswegs. Denn die *Entscheidung* ist gleichsam des

*Schicksals* verlängerter Arm; mit ihr holt es zum Schlage aus, der die Geschichte in seine Bahnen zwingt. Eine *Entscheidung*, wie sie das autoritäre Denken versteht, hat deshalb auch nicht die Abwägung konkurrierender Meinungen zur Voraussetzung. Sie wird nicht aufgrund reiflicher Überlegung und freier Diskussion gefällt. Sie ist letztlich unergründlich wie die *Vorsehung* selbst, die sie diktiert. Sie impliziert ein Entweder-Oder, ein Bekenntnis, einen *Glauben*. In einer noch präfaschistischen Phase des autoritären Denkens galt die *Entscheidung* noch als Wert an sich, die auf ein beliebiges Ziel gerichtete *Tat* als Attribut echten Mannestums; dem NS war es vorbehalten, *Taten* nur dort noch anzuerkennen, wo sie durch die Befehle des *charismatischen Führers* bereits vorentschieden waren.

Für den Mann der *Entscheidung* ist nach Gerhard Schumann Psychologie nur noch eine Art «seelischer Atomzertrümmerung», «nervöse Zerfaserung», «Zersetzung» (5a). Sie bedrohe, was als *geschichtliches Sein* verstanden werden will. Angeblich ist es jeweils dieses, das die *Entscheidung* herausfordert; in Wirklichkeit allerdings entschied der faschistische Totalitarismus, was als *geschichtliches Sein* hinzunehmen war. Der Faszination durch die Macht erlegen, konnte Benn das *geschichtliche Sein*, das im *totalen Staat* seinen Ausdruck fand, nicht genug preisen. Bestimmte hier doch, so meinte er, das *Elementare* die Seinsqualität (5b). An anderer Stelle spricht Benn über das künstlerische Formgefühl und setzt es – unter dem Motto «Zucht oder Ordnung oder Disziplin» – dem NS-Staat gleich. Er glaubt, die Kunst und den Geist Georges zu beschwören, wenn er meint, dass sein Axiom «wie im Kolonnenschritt der braunen Bataillone wie *ein* Kommando lebt. Es ist der Geist des imperativen Weltbildes, das ich kommen sehe» (5c). Benn hatte sich vor dem gern und gewiss nicht zu Unrecht einen Nihilisten genannt; seine Wendung war ein Salto, für viele unfassbar und dennoch nicht ohne innere Logik. Dem extremen künstlerischen Individualismus folgte jedenfalls ein nicht minder extremes Engagement für eine von aussen an ihn herangetragene *Entscheidung*, der politischen Unverbindlichkeit die Anerkennung einer absoluten Bindung. Die intellektuelle Gewissenlosigkeit wurde zum Verrat am Geist. Dass Benn, ein Intellektueller und Ästhet par excellence, im grotesken Missverstehen dessen, was 1933 wirklich heraufkam, selbst diesen Verrat noch im Namen intellektueller und ästhetischer Prinzipien beging, haben ihm die Nazis nie verziehen. Der *Entscheidung*, die *sie* meinten, hat Hermann Burte in einem Gedicht aus dem zweiten Weltkrieg Ausdruck gegeben; in seiner grobschlächtigen Manier hat er, wenn auch unfreiwillig, mehr Wahrheit preisgegeben, als andere in vielen beschönigenden, die Tatsachen drapierenden Texten (5d). (Siehe a. III/B-5)

## 1. DAS ORGANISCH-GEWACHSENE

1a) JOSEFA BERENS-TOTENOHL: *Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums*. Jena: Diederichs 1938. S. 7 f.

Unter Volkstum verstehen wir das aus einer gemeinsamen Wurzel entstandene Leben in der Gesamtheit seiner Äusserungen. Wir können auch sagen: Volkstum ist die Selbstdarstellung eines Volkes, die Darstellung und Offenbarung seiner gemeinsamen Freuden und Leiden, seiner Hoffnungen und Ängste, seiner Trieb- und Willenskräfte, kurz die gemeinsame Gebärde seines Lebens.

Gewöhnlich beschäftigt sich die Volkskunde in ihrer Arbeit mit der Aussen- seite dieses Lebens, mit seiner Form, mit dem in die Erscheinung fallenden Tun des Volkes. Mit ihm setzt sie sich auseinander, wägt es, scheidet und ordnet; sie versucht das Echte und Wesenhafte vom Falschen und Gefälschten zu reinigen, damit dieses Echte wachse und sich entfalte. Ich spreche ausdrücklich von Entfalten und nehme diesen Ausdruck bewusst aus dem Reich des Organischen, denn das Volk ist ein Organismus. Seine Wurzeln ruhen tief im Boden der immerwährenden ewigen Schöpfung, und seine Blüten, d.h. seine Leistungen, sind diesem Boden gemäss. Wenn wir aber von Volk und Volkstum sprechen, so müssen wir dort beginnen, wo sein Ursprung ist. Wir können nicht nur von der Aussenseite reden.

Unendlich in Zeit und Raum wirken die Lebensgesetze eines Volkes, bestimmt und geformt durch das gleiche Blut. Sie wirken von Generation zu Generation, so dass es scheinen könnte, dass diese Formen der völkischen Lebensäusserungen starr seien, und dass die jeweiligen Geschlechter eben nur als ihre Träger aufzutreten hätten. Gewiss gibt es nichts Festeres als diese lebendigen Gesetze – mögen sie ewig ungeschrieben sein! – Gewiss gibt es nichts Bestimmteres als diese Formen, in denen ein Volk sich erlebt. Man braucht nur den heiligen Ernst zu sehen, mit dem die Kinder schon in den ersten Lebensjahren die auf sie überkommenen Bräuche und Handlungen aufnehmen und vollziehen. Da ist nichts Gekünsteltes, sondern Gewachsenes. Darum gerade darf man hier bei allem Stetigen dennoch nicht von Starrheit sprechen, denn die Sitten und Forderungen, die sich an bestimmte Tage und ihre Feiern knüpfen, sind durchblutet von dem lebendigen Strom, der aus Urtiefen aufsteigt, alt, uralte, und der doch ewig neu ist, ewig jung.

1b) FRIEDRICH GEORG JÜNGER: *Aufmarsch des Nationalismus*. Hrsg. Deutsche Verlags-Anstalt 1933. S. 26 f.

Das Leben ist kein voraussetzungsloses Spiel des Gehirns. Es ist streng gebunden, und nur insofern es dieser Bindung treu bleibt, nur insofern es aus seinen bestehenden Wurzeln aufwächst und aus ihnen sich bildet, vermag es ein Mass höchster Freiheit zu erreichen. Es verwelkt, wenn es diese Wurzeln abschneidet oder sich aus fremden Wurzeln zu ernähren versucht. Es ist vor allem blutmässig, das heisst Bestandteil einer Gemeinschaft des Blutes, an deren Lebenskern es teilnimmt. Er ist die grosse Zeile, die ein Einzelleben erst ermöglicht, es ernährt und sinnvoll erhält. Erst dadurch, dass es blutmässig ist, ist es auch geistmässig, das heisst Bestandteil einer Gemeinschaft des Geistes, die aus dem Lebenswillen der Blutgemeinschaft erwächst. Diesem Geiste ist Freiheit gegeben, soweit er dem Blute treu bleibt. Sobald er sich von ihm scheidet und es angreift, begeht er einen Verrat, den das Leben selbst unfehlbar rächt. Denn wie eine Pflanze abstirbt, deren Wurzeln man abschneidet, so stirbt der Mensch, der das Blut durch den Geist verrät. Er wird nicht nur seelisch, sondern auch leiblich unfruchtbar und ist nicht mehr als Abfall, den die Zeit auf ihre Schutthaufen kehrt.

In diesem Sinne sollen hier die Worte geistmässig und blutmässig, Geistgemeinschaft und Blutgemeinschaft angewandt werden. Als geistmässig sollen alle Bestrebungen bezeichnet werden, die sich gegen das Blut wenden, als Geistgemeinschaft die Verbindung derer, die sich gelöst von der Blutgemeinschaft gegen diese richten.

Der Nationalismus ist geboren aus einem neuen Bewusstsein blutmässiger Gemeinschaft; er will das Blut zur Herrschaft bringen. Aus dem Ungebundenen kommend, treibt ihn die Sehnsucht nach einer neuen blutmässigen Bindung vorwärts.

So wendet er sich gegen die mechanistische Auffassung des Lebens und bekämpft sie aus dem Gefühl der Schicksalsverbundenheit. Denn sein organisches Bewusstsein tritt den mechanistischen Ideen leidenschaftlich entgegen.

1c) ERWIN GUIDO KOLBENHEYER: *ZU der Auseinandersetzung mit Romain Rolland*. In: *Sechs Bekenntnisse zum neuen Deutschland*. Rudolf G. Binding, E.G. Kolbenhoyer [...] antworten Romain Rolland. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1933. S. 33 f.

Wo ist das Europa der Internationale, in deren Namen Herr Rolland spricht, für die er zürnt? Die Idee der Internationale war gewissen Interessengruppen

zuliebe unter der Voraussetzung der Lebensmöglichkeit eines volksleugnenden, individualistischen Kollektivismus zurechtgedacht worden; sie bildet die letzte ideelle Ausbeutung des westierischen Aufklärungszeitalters. Sie ist mit-schuldig an den ungeheuren und unerträglichen Lebensspannungen der Völker, die nun einmal gewachsene biologische Körper sind und keine beliebig umdenkbaren Gedankengebilde. Der Weltkrieg ist die erste Entladung dieser zwischenvölkischen Spannungen gewesen. Das Elend Europas ist dem Wahnsinn der Versailler Diktate gefolgt, weil diese Diktate noch ganz aus dem Geist jenes versinkenden Zeitalters geschaffen waren, der auch noch in die Gegenwart hinein über etliche Literatengenerationen hinweg lebensentfremdete Ideologien wirksam erhalten konnte.

Man nehme die Brille von den Augen und blicke auf das Europa der Gegenwart. Wir leben in einem Europa des Nationalismus-nicht des Rassismus, wie Rolland befürchtet. Die Völker stehen unter der biologischen Nötigung, ihre eigenwüchsigen Kraftbestände zu sammeln, ihre Lebensmächtigkeiten auf den Fortbestand zu erproben, diesen Fortbestand zu sichern, Das ist die Lebenslage der Völker Europas. Und das ist zugleich auch das einzig mögliche Verhalten, das der weissen Rasse bleibt, um ihren Lebensbestand durchzusetzen. [...]

Auch für den Nationalismus bestehen keine Zweifel darüber, dass ein Europa den Bestand der weissen Rasse nur dann zu sichern und durchzusetzen vermag, wenn ein übervölkischer Lebenszusammenhang gefunden ist. Kein Zweifel, dass die autarken Bewegungen aller Nationen im gegenwärtigen Augenblick der Entwicklung zu einer europäischen Autarkie und über Europa hinaus in eine der weissen Rasse fortschreiten werden. Aber dieser Fortschritt ist nicht unter dem Schema einer Ideologie, sondern nur im kampfvollen Erleben nach biologischen Gesetzen zu erringen. Er wäre unmöglich, wenn seine lebendigen Organe, die Völker, niemals zu jener Funktion gelangen könnten, die ihnen nach ihren inneren Kraftbeständen zukommt.

Hierin ist der rassenbiologische Sinn des Nationalismus unserer Zeit zu erkennen: die durch den Weltkrieg entladenen, aber durch das Versailler Diktat an der natürlichen Gesamtwirkung gehemmten Völker Europas ziehen sich auf ihre völkischen Kraftbereiche zurück, um den eignen Kraftbestand zu einer von aussen unanfechtbaren Lebenswirksamkeit zu bringen.

1d) GOTTFRIED BENN: *Der neue Staat und die Intellektuellen*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1933. S. 26 f.

Verstehen Sie doch endlich dort an Ihrem lateinischen Meer, dass es sich bei den Vorgängen in Deutschland gar nicht um politische Kniffe handelt, die man in der bekannten dialektischen Manier verdrehen und zerreden könnte, sondern es handelt sich um das Hervortreten eines neuen biologischen Typs, die Geschichte mutiert und ein Volk will sich züchten. Allerdings ist die Auffassung vom Wesen des Menschen, die dieser Züchtungsidee zugrunde liegt, dahingehend, dass er zwar vernünftig sei, aber vor allem ist er mythisch und tief. [...]

Eigentlich ist er ewiges Quartär, schon die letzten Eiszeiten feuilletonistisch überladener Hordenzauber, diluviales Stimmungsweben, tertiäres Bric à Brac; eigentlich ist er ewiges Urgesicht: Wachheit, Tagleben, Wirklichkeit: locker konsolidierte Rhythmen verdeckter Schöpfungsräusche. Wollen Sie, Amateure der Zivilisation und Troubadoure des westlichen Fortschritts, endlich doch verstehen, es handelt sich hier gar nicht um Regierungsformen, sondern um eine neue Vision von der Geburt des Menschen, vielleicht um eine alte, vielleicht um die letzte grossartige Konzeption der weissen Rasse, wahrscheinlich um eine der grossartigsten Realisationen des Weltgeistes überhaupt, präludiert in jenem Hymnus Goethes «An die Natur» –, und wollen Sie auch das noch in sich aufnehmen: über diese Vision entscheidet kein Erfolg, kein militärisches oder industrielles Resultat, wenn zehn Kriege aus dem Osten und aus dem Westen hereinbrächen, um diesen deutschen Menschen zu vernichten, und wenn zu Wasser und zu Lande die Apokalypse nahte, um seine Siegel zu zerbrechen, der Besitz dieser Menschheitsvision bliebe vorhanden, und wer sie verwirklichen will, der muss sie züchten, und Ihre philologische Frage nach Zivilisation und Barbarei wird absurd vor soviel Legitimation als geschichtliches Sein.

## 2. DIE URGEWALT DES ELEMENTAREN

ERNST JÜNGER: *Der Kampf als inneres Erlebnis*. Berlin: Mittler 1922. S. 7 ff.

[...] nackt wie je bricht er hervor, der Urmensch, der Höhlensiedler in der ganzen Unbändigkeit seiner entfesselten Triebe. Immer, wenn wieder das Leben sich auf seine Urfunktionen einstellt, flammt in ihm das Erbteil seiner Väter. Das Blut, das im maschinenhaften Treiben seiner steinernen Gerüste,



der Städte, kühl und regelmässig die Adern durchfloss, schäumt auf zur Explosion, wieder in weisse Glut zerschmelzendes Urgestein, das vielleicht Jahrhunderte kalt und starr in verborgenen Tiefen ruht. Das zischt ihm entgegen, Lohe, Ansprung, vernichtender Überfall, immer, wenn er hinabsteigt in das Gewirr der Schächte. Von Hunger zerrissen, in keuchender Verschlingung der Geschlechter, in der Begegnung auf Leben und Tod ist er immer der alte.

Im Kampf, im Kriege, der alle Übereinkunft vom Menschen reisst wie die zusammengeflackten Lumpen eines Bettelmannes, steigt das Tier als geheimnisvolles Ungeheuer vom Grunde der Seele. Da schießt es hoch, verzehrende Flamme, ein unwiderstehlicher Taumel, der die Massen berauscht, eine Gottheit über den Heeren thronend. Wo alles Denken und alle Tat sich auf eine Formel zurückführt, müssen auch die Triebe zurückschmelzen und sich anpassen der fürchterlichen Einfachheit des Zieles, der Vernichtung des Gegners. Das wird bleiben, solange Menschen Kriege führen. [...]

Denn alle Technik ist Maschine, ist Zufall, das Geschoss blind und willenlos. Den Menschen aber treibt der Wille zu töten durch die Gewitter aus Sprengstoff, Eisen und Stahl, und wenn zwei Menschen im Taumel des Kampfes aufeinanderprallen, so treffen sich zwei Wesen, von denen nur eins bestehen kann. Denn diese zwei Wesen haben sich zueinander in ein Urverhältnis gesetzt, in den Kampf ums Dasein in seiner nacktesten Form. In diesem Kampfe muss der Schwächere am Boden bleiben, während der Sieger, die Waffe fester in der Faust, über den Erschlagenen hinwegtritt, tiefer ins Leben, tiefer in den Kampf. So ist der Aufschrei, den solcher Anprall mit dem des Feindes vermischt, ein Schrei, der sich Herzen entringt, vor denen die Grenzen der Ewigkeit schimmern. Es ist ein Schrei, im Flusse der Kultur längst vergessen, ein Schrei aus Erkennen, Grauen und Blutdurst.

Auch aus Blutdurst. Das ist neben dem Grauen das zweite, was den Kämpfer mit einer Sturzflut roter Wellen überbrandet: der Rausch, der Durst nach Blut, wenn der Vernichtung zuckendes Gewölk über den Feldern des Zornes lastet. So seltsam es manchem klingen mag, der nie um Da-Sein gerungen: Der Anblick des Gegners bringt neben letztem Grauen auch Erlösung von schwerem, unerträglichem Druck. Das ist die Wollust des Blutes, die über dem Kriege hängt wie ein rotes Sturmsegel über schwarzer Galeere, an grenzenlosem Schwunge nur dem Eros verwandt. [...]

Sie ballt alles Streben um einen Wunsch: Sich auf den Gegner stürzen, ihn packen, wie es das Blut verlangt, ohne Waffe, im Taumel, mit wildem Griff der Faust. So ist es von je gewesen.

### 3. TOD UND MARTYRIUM

3a) ERNST BERTRAM: *Das Nornenbuch*. Leipzig: Insel-Verlag 1925, S. 13

Süden aber ist Tod. Vergesst nicht:  
Ihr seid Kinder des Eises.  
Sonne tötet euch schön  
Auf Klippe seidigen Meers –  
Zieht hin, zieht hin!

Denn Schönheit ist beginnliche Gefahr  
Und Lauerung des Tods.  
Ist goldener Pfeil ins Herz:  
«Es ist vollbracht –»  
Zieht hin, zieht hin!

Ihr sollt nicht atmen wollen als in Fahr.  
Ihr sollt nicht wandern wollen als zum Tod.  
Tragt euer Eis zum Süd.  
Opfert das blaue Aug, das helle Herz –  
Zieht hin, zieht hin!

3b) PAUL ERNST: *Preussengeist*. In: Ernst: *Dramen*. Bd. 3. München: Langen/Müller 1933. S. 136 f.

*König* Was hat er mir zu sagen?  
*Friedrich* Ich weiss es nicht, was über mich beschlossen.  
Doch möcht ich sagen, dass mein Sinn gewandelt,  
Und bitte Eure Majestät, dass Sie mir hilft.  
So frag ich um genaue Anweisung,  
Und will versprechen, dass ich sie erfülle.  
*König* Mein Sohn, mein lieber Sohn!  
*Friedrich* Ich darf nicht weinen,  
Sonst geht mir meine Festigkeit verloren;  
Ich halte sie mit Mühe.  
*König* Tritt zum Fenster!  
*Friedrich* Die Mannschaft harrt noch, das Gewehr bei Fuss.  
Ein zweiter Sarg. Er ist für mich bestimmt?  
*König* Er war für dich bestimmt, fand ich dich anders.  
*Friedrich* Vor Kurzem, Majestät, noch hätt' ich wohl

Gebeten: Lasst mich meinem Freunde folgen.  
Jetzt sag ich: Lasst mich leben, Majestät,  
Denn ich gehöre meinem Vaterland.  
*König* Dir dank ich, Gott, dass du geholfen hast –  
Nein, das ist falsch, nicht mir hast du geholfen,  
Und hast mir meinen Sohn zurückgegeben;  
Das Blut, das auf dem Hof geflossen ist,  
Floss für das Vaterland und nicht für mich.  
Du wirst nun seine Seele weiter stärken.  
Er wird der Diener seines Volkes sein  
Und tun, was recht. Sein Volk wird von ihm lernen  
Und tun, was recht. Und wenn nach langen Jahren  
Knechtschaft und Lüge einst das Volk bekriegen,  
Dann fühlen königlich im Volke Alle,  
Und Jeder hat sein eigen Ich vergessen  
Und tut, was recht, und weiss nur seine Pflicht:  
Er kämpft für Freiheit und Gerechtigkeit.  
Und staunend stehen alle andern Völker  
Vor diesem Volk, das recht tut; und ein Sturm  
Geht vor ihm her, der Alles niederwirft.  
Und so, wie du, mein Sohn, gestorben bist,  
In deinem alten Menschen, und als neuer  
Nun auferstanden, werden alle Völker  
Durch dieses sterben und neu auf erstehn.  
Tot ist dann Lüge, Knechtschaft, List, Gewalt,  
In Wahrheit lebt die Welt dann find in Pflicht;  
Mit goldnen Pfeilen das erschrockne Dunkel  
Zur lügnerischen Unterwelt verjagend  
Steigt donnernd hoch am morgendlichen Himmel  
Die deutsche Sonne für die ganze Welt.

3c) ERNST v. SALOMON: *Die Gestalt des deutschen Freikorpskämpfers*. In: *Das Buch vom deutschen Freikorpskämpfer*. Hrsg. im Auftrag der Freikorpszeitschrift *Der Reiter gen Osten* von Ernst v. Salomon. Berlin 1938. S. 12,14

Es ist denkbar, und manchem erscheint es ein freundlicher Traum und durchaus wünschenswert, dass sich die Deutschen, gutmütig bescheiden, in ihren anmutigen Tälern und auf ihren sanften Hügeln friedlichem Tun hingeben, gedankenvoll dem traulichen Hüpfen der Lämmer auf den Weiden zuschau-

Fleiss in mancherlei Gewerben die notwendigen Produkte des zivilisierten Bedürfnisses herstellen, um endlich der Welt aus den Gefilden mässigen Wohlstandes Dichter, Denker und Wissenschaftler von bekömmlicher Zurückhaltung zu schenken. Dazu ist freilich kein Staat notwendig, kein Heer, und als Behörde nur ein Steueramt, durchtränkt mit freundwilligem Wohlwollen. Dies Glück des Volkes ist denkbar, wenn die Deutschen willens sind, die Probleme der Welt zu ignorieren, und die Welt willens ist, mit ihren Problemen den Deutschen nicht zu nahe zu kommen, es ist denkbar, wenn die Deutschen willens sind, ihre Geschichte zu vergessen, ihre Anstrengungen als sinnlos zu erachten, ihre Taten als irrtümlich, ihre Grossen als Dummköpfe, ihren Glauben als Narrheit. Besagtem Glücke des Volkes ist der Staat allerdings feind. Er wäre dem Volke selbst feind, wenn es nur den Traum diesen Glückes in sich trüge. Denn dieser Traum bedeutet den Verzicht auf jedes geschichtliche Wirken. Den Willen und die Fähigkeit zu diesem Wirken vorausgesetzt, gibt es keine andere Ordnung der Deutschen, als die staatlich bestimmte, das heisst eine genaue Ordnung nach Plan und Methode, welche das Ganze sichert, indem sie jede erreichbare Kraft ergreift und vervielfacht und einheitlich richtet. [...]

Die Besonderheit dieses Kriegerschicksals, das Hineingestelltsein zwischen zwei Zeiten und zwei Ordnungen, die Bestimmung, in sich das Alte zu erfüllen und das Neue zu erfüllen, konnte sich nur durch eine betonte Absage an das Bürgerliche als an eine stark empfundene Verfälschung der deutschen Substanz vollziehen. Die Haltung des vergangenen Jahrhunderts hatte vor ihrer einzig ernsthaften Probe, vor der Härte des Weltkrieges nicht bestanden. Darum musste dem Krieger diese Haltung verächtlich sein. Darum musste er die Ordnung, die von dieser Haltung geschaffen wurde, verneinen. Darum wurden in ihm alle Kräfte frei, die bislang durch die Gesetze der geltenden Norm gebändigt waren.

3d) ERNST JÜNGER: *In Stahlgewittern*. 13. Aufl. Berlin: Mittler 1931. S. 282

Wir können heute nicht mehr die Märtyrer verstehen, die sich in die Arena warfen, ekstatisch schon über alles Menschliche, über jede Anwendung von Schmerz und Furcht hinaus. Der Glaube besitzt heute nicht mehr lebendige Kraft. Wenn man dereinst auch nicht mehr verstehen wird, wie ein Mann für sein Land das Leben geben konnte – und diese Zeit wird kommen – dann ist es vorbei. Dann ist die Idee des Vaterlandes tot. Und dann wird man uns viel-

leicht beneiden, wie wir jene Heiligen beneiden um ihre innerliche und unwiderstehliche Kraft. Denn alle diese grossen und feierlichen Ideen blühen aus einem Gefühl heraus, das im Blute liegt und das nicht zu erzwingen ist. Im kalten Licht des Verstandes wird alles zweckmässig, verächtlich und fahl. Uns war es noch vergönnt, in den unsichtbaren Strahlen grosser Gefühle zu leben, das bleibt uns unschätzbarer Gewinn.

3e) FRIEDRICH GEORG JÜNGER: *Aufmarsch des Nationalismus*. Hrsg. von Ernst Jünger, Berlin: Vormarsch-Verlag 1926. S. 65 ff.

Mögen Tausende, mögen Millionen sterben, was bedeuten die Ströme dieses Blutes gegenüber diesem Staate, in den alle Unruhe und Sehnsucht des deutschen Menschen mündet und eingeht. In ihm lebt die mächtige Stimme der grossen Wälder, die sich aus Millionen Grundstimmen zu einer Einheit von ewigem Wohlklang erhebt. [...]

Der Liberalismus, im Innersten erschöpft, ohnmächtig und gewillt zu den grössten Verzichten, fühlt diese Entscheidungen und ihre Härten voller Angst. So hat er eine Gegenbewegung gegen jene Träger des Imperialismus erzeugt, die die Notwendigkeit dieses gewaltsamen Austrages erkannt haben und verfechten. Er hat seine Ermattung in Form gebracht und in Bewegung gesetzt. Sie ist der Inhalt aller Normen pazifistischen Gehalts, von der allgemeinen Verständigung bis zur Verneinung des Notwehrrechtes, vom Völkerbund bis zur pazifistischen Mobilmachung des Vegetarismus. Diese Liga der Erschöpften hat es verstanden, ihr Ruhebedürfnis auf eine edle Weise zu vergeistigen. Solche Versuche, Ideen durch Ideologie zu ersetzen, können indes keinen Einsichtigen täuschen. Denn hier sucht sich unter idealistischer Maske der krasseste Eigennutz zu verbergen.

Hier greift eine breite, friedliche und pöpelhafte Woge alle Energien an und sucht sie auszulaugen. Hier wird das Leben als ein Genuss und vor jeder Idee rangierender Wert verkündet, das Dasein selbst als höchstes Gut anerkannt und dem Staate nicht mehr das Recht eingeräumt, seine Angehörigen zu opfern. Es ist eine heilige Pflicht des Nationalismus, diesen traurigen Hedonismus auszurotten und seine Vertreter, die eifrig bemüht sind, den Landesverrat zum Range einer sittlichen Idee zu erheben, unschädlich zu machen.

#### 4. SCHICKSAL UND VORSEHUNG

4a) WILHELM SCHÄFER: *Deutsche Reden*. München: Langen/Müller 1933. S. 258

Es war der verhängnisvolle Fehlraum des 19. Jahrhunderts, dass der Menschegeist meinte, er könne durch Abstimmungen Ordnung schaffen; Ordnung kann nur hierarchisch sein, also da, wo das Gesetz absolut ist, wo keine Meinungen, sondern die Mächte sich kund tun. Was wir Menschen aus eigener Vollmacht unsere Gesetzbücher nennen, können nur Konventionen, Vereinbarungen sein, denen Gesetzeskraft gegeben wird, als ob sie gesetzt, als ob sie Gesetz wären.

Und dies ist die Wandlung der Zeit, dass der Menschegeist seinen Hochmut gebüsst hat, sich von seinem Rampenlicht aus für den Regisseur des ganzen Theaters zu halten. So blitzblank er die Lampen des Bewusstseins geputzt hatte, er wurde nur selber damit beleuchtet; die Mächte hinter der Bühne blieben im Dunkeln. Den Lebensraum und sein Geheimnis wieder fühlen zu lernen – um ihm vielleicht auch einmal wieder gläubig zu vertrauen – das ist die Umkehrung zur Demut, in der wir stehen: die Hinwendung von der Relativität aller Erkenntnis zum Absoluten, das hinter ihr gedacht werden müsste, wenn wir seiner nicht sonst versichert wären.

4b) FRIEDRICH GEORG JÜNGER: *Aufmarsch des Nationalismus*. Hrsg. von Ernst Jünger. Berlin: Vormarsch-Verlag 1926. S. 19 f.

Das Gefühl des Notwendigen besagt, dass das Leben aus einem organischen Bestand von unverbrüchlicher Gesetzlichkeit erwächst und dass ihm Freiheit unter keinen Umständen gewährt ist. Dies ist es, was als Gefühl den Vornehmen beseelt, der sich seiner eigenen Persönlichkeit, seiner Familie, seinem Volke gegenüber verpflichtet weiss und nicht Nutzniesser des Lebens sein will. Diese Einsicht trägt der fromme Mensch in seinem tiefsten Bewusstsein. Je fruchtbarer ein Dasein ist, desto stärker ist es auf ein Wirkliches, Wirkendes bezogen, desto inniger ist es verwurzelt. Seine Machtfülle kommuniziert mit der Existenz von Bindung, mit der Fülle an Notwendigem, das schweigend als notwendig erkannt und erfüllt wird. Indem aber das Notwendige erfüllt wird, gewährt es das einzige Bewusstsein von Freiheit, das verehrungswürdig ist und aus der Verwirklichung eines schicksalhaften Müssens aufblüht. Denn Notwendigkeit heisst nichts anderes als Schicksal, und das Notwendige tun bedeutet, in der schicksalhaften Ordnung des Lebens zu handeln.

Ein grosser, dunkler Blutstrom verbindet das Leben der Einzelnen und ordnet sie in eine schicksalhafte Ganzheit ein. Das Blut singt gleichsam den Gesang des Schicksals. Der Urzwang, aus dem es hervorströmt, ist uns unfassbar. Er kann niemals tiefer als in Gott gebettet sein. Insofern wir unser Leben fassen, ergreifen wir es nicht ursprünglich, sondern abgeleitet. Jedes System, jede Lehre, mit der wir die Welt gliedern, sucht sie fassbar und möglich zu machen. Sie ahnt ein Schicksal, aber sie erklärt es nicht und weiss nicht, warum es das Notwendige ist. Je schicksalhafter aber etwas ist, desto weniger ergründet es sich, desto unwilliger begibt es sich in Diskussion.

## 5. ENTSCHEIDUNG

5a) GERHARD SCHUMANN: *Krieg – Bericht und Dichtung*. In: *Dichter und Krieger*. Weimarer Reden 1942. Hrsg. von Rudolf Erckmann. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1943. S. 59, 65

Das ungeheure Schicksal Krieg, das heute gewitterschwer über dem ganzen Erdball hängt, verlangt gebieterisch nach Aufzeichnung, nach Überlieferung, nach Gestaltung. Es muss gesagt werden, um sinnerfüllt ertragen werden zu können. Es muss gesagt werden, um Sage zu werden. Es muss Sage sein, um niemals mehr in Vergessenheit zu sinken. [...] Soldatische Konflikte, Haltungen und Entscheidungen kann und darf man nicht zerfasern, psychologisierend auflösen, sezieren und in Spiritus setzen.

Gleich neben einer schamlos schnüffelnden seelischen Analyse steht der Zerfall, neben der nervösen Zerfaserung die Zersetzung, neben der vorwitzigen Fragerei die Infragestellung!

Wohin diese seelische Atomzertrümmerung führt, die ihre grossen Meister in den Zweigs, Werfels, Remarques und Genossen hatte, und wessen Geistes Kind sie letzten Endes ist, das wissen wir nur zu gut! [...]

Es geht nicht um Analyse, sondern um Ganzheit. Es geht um Entscheidungen von Männern, nicht um Konflikte von Hysterikern!

In einem Raum der Ehrfurcht bewegt sich der schöpferische Mensch, der Dichter, wie immer so besonders im Kriege, der alles Menschliche in seine höchsten Aufgipfelungen hinauftreibt, im Guten wie im Bösen. Ja, im Krieg steht er in der innersten Herzkammer der Ehrfurcht, in diesem furchtbar heiligen Fegefeuer, das nur verzehrt oder härtet, das nie ein Sowohl-Als-Auch, immer nur ein Entweder-Oder zulässt, nie einen Kompromiss, immer die Entscheidung fordert.

5b) GOTTFRIED BENN: *Der neue Staat und die Intellektuellen*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1933. S. 14 ff.

Eine echte neue geschichtliche Bewegung ist vorhanden, ihr Ausdruck, ihre Sprache, ihr Recht beginnt sich zu entfalten, sie ist typologisch weder gut noch böse, sie beginnt ihr Sein. Sie beginnt ihr Sein, und es tritt ein in ihr Sein die Diffamierung von Seiten aller sich zu Ende neigender Geschlechter, *die* Kultur ist bedroht, *die* Ideale sind bedroht, *das* Recht, *die* Menschheit ist bedroht, es klingt wie Echo: aus der Lombardei, aus Ungarn, aus Versailles, als die Gallier kamen, die Goten, die Sansculotten, klang es schon so. Sie beginnt ihr Sein, und alles Feine, Abgestimmte, zu was Gelangte wirft sich ihr entgegen; aber es ist die Geschichte selber, die diese Angriffe entkräftet, ihr Wesen, das nicht abgestimmt und demokratisch verfährt. Die Geschichte verfährt nicht demokratisch, sondern elementar, an ihren Wendepunkten immer elementar. Sie lässt nicht abstimmen, sondern sie schickt den neuen biologischen Typ vor, sie hat keine andere Methode, hier ist er, nun handele und leide, baue die Idee deiner Generation und deiner Art in den Stoff der Zeit, weiche nicht, handele und leide, wie das Gesetz des Lebens es befiehlt. [...] Im Grunde hat immer nur die Geschichte gedacht. Gedacht wurde auf dem Sinai, als der Dekalog herniederbrach und die Posaune ertönte und der Berg rauchte; gedacht haben die Meilensteine, die nach Rom und Byzanz die Wege wiesen; gedacht hat das jetzige neue Jahrhundert, als es das werdende Gesetz formte: der totale Staat. Immer prägte die Geschichte den Stil, immer war dieser Stil die Verwirklichung eines neuen historischen Seins.

5c) GOTTFRIED BENN: *Rede auf Stefan George*. In: Benn: *Kunst und Macht*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1934. S. 94 ff.

Immerhin: Form! Wir betreten vulkanisches Gebiet, die deutsche Gefahrenzone! Form, das ist für weite Kreise Dekadenz, Ermüdung, substantielles Nachlassen, Leerlauf, für George ist es Sieg, Herrschaft, Idealismus, Glaube. Für weite Kreise tritt die Form «hinzu», ein gehaltvolles Kunstwerk und nun «auch noch eine schöne Form» –; für George gilt: die Form ist Schöpfung; Prinzip, Voraussetzung, tiefstes Wesen der Schöpfung; Form schafft Schöpfung. Sagen Sie für Form immer Zucht oder Ordnung oder Disziplin oder Norm oder Anordnungsnotwendigkeit, alle diese Worte, die uns so geläufig wurden, weil in ihrem Namen die neue geschichtliche Bewegung sich geprägt hat, das ist Georgesches Gebiet.



Nicht also, weil George einen Park besingt, sondern weil er sein Parkgefühl in logisch stilisierte Formen bannt und wir diese Formen als verbindlich, dauernd und überlieferbar empfinden, darum sprechen wir von ihm. Nicht also, weil George in seinem letzten Werk «Das neue Reich» von 1919 den unsäglichsten Hass des Zeitalters gegen den Liberalismus sachlich so sah, wie ihn viele sahen, als «beworfen mit Speichel niedrigster Umwerbung», «Geifer gemeinsten Schimpfs» – nicht, weil er die frühe Rassenvision hatte: «Verwildert zerfallene weisse Art Blutschmach! Stämme, die sie begehen, sind wahllos auszurotten»; nicht, weil er den grossen alten Mann sah, bevor er kam, hören Sie die Prophetie:

– «da entstieg gestützt  
Auf seinen Stock farblosem Vorortheus  
Der fahlsten unsrer Städte ein vergessner  
Schmuckloser Greis . . . der fand den Rat der Stunde  
Und rettete was die gebärdig Lauten  
Schliesslich zum Abgrundsrand gebracht: das Reich . . .»

Nicht weil er 1919 den jungen Führer sah, «das keusche, klare Barbarenaug», «der Mann, der vertritt»: «Ich bin gesandt mit Fackeln und mit Stahl, dass ich euch härte», ihn hebbelsch hart und felsenhaft sah: «Was heut mich umbiegt, wird mich morgen brechen» –, das alles ist es nicht! Die Kunst wird nicht tiefer, wenn die Geschichte sie bestätigt, die Idee nicht reiner, wenn eine Wirklichkeit sie deckt. Es ist vielmehr die unerbittliche Härte des Formalen, die über seinem Werk liegt, durch die er sein Werk schuf, ihm Einheit und Norm erkämpfte, und der er sein Leben zum Opfer brachte; es ist das, was Alfred Rosenberg den «ästhetischen Willen» nennt, diesen deutschen Willen, der im Kunstwerk eine Welt auf richtet und eine überwindet, formend überwindet, das ist es, was George in die grosse abendländische Perspektive der Zukunft stellt. [...]

Es ist das Formgefühl, das die grosse Transzendenz der neuen Epoche sein wird, die Fuge des zweiten Zeitalters, das erste schuf Gott nach seinem Bilde, das zweite der Mensch nach seinen Formen, das Zwischenreich des Nihilismus ist zu Ende. Im ersten herrschten Kausalität, Erbsünde, Abstammungsseufzer, Psychoanalyse, Ressentiment und Reaktion, im Neuen plastische Prinzipien, Konstruktionen innerhalb gesetzter Horizonte. Man kann auch sagen, es geht von der Deszendenz zur Aszendenz –: auch der Züchtungsgedanke fällt unter dies Formproblem. Es wird also ein Zeitalter des Geistes sein, nicht des unfruchtbaren Geistes, sondern des realen Geistes, der nirgends die Wirklichkeit verlässt, sondern im Gegenteil ihr Stimme gibt, sie

fruchtbar, sie erbfähig macht, sie kultiviert, sie mit Blüten überzieht. Ein Geist, der der Natur nirgends ausweicht, sondern ihr überall ins Auge sieht, in ihr Sphinxauge, in ihr gefährliches, schönes, zweideutiges Sphinxauge, vielleicht einen Augenblick auch von ihr träumt, aber doch für den Menschen auf Ordnung sieht. Dieser Geist ist ungeheuer allgemein, produktiv und pädagogisch, nur so ist es zu erklären, dass sein Axiom in der Kunst Georges wie im Kolonnenschritt der braunen Bataillone als ein Kommando lebt. Es ist der Geist des imperativen Weltbildes, das ich kommen sehe.

5d) HERMANN BURTE: *Entscheidung*. In: Burte: *Anker am Rhein*. Eine Auswahl neuerer Gedichte. Leipzig: Haessel 1938. S. 15

Ungerecht bin ich  
Einseitig bin ich Für  
eine Sache Nahm  
ich Partei! –

Kann von uns Beiden  
Einer nur leben Sei-  
nem Gesetze – Dann  
wir, dann wir!

Feinde erkannte ich  
Fremde verbannte ich,  
Raum hat für Beide  
Nimmer das Beet!

Ungerecht bin ich Einsei-  
tig denke ich Schaudernd  
erkenne ich: Leben ist  
Raub!

So steht die Sache: Ei-  
ner muss weichen –  
Hier gilt die Losung:  
Sie oder wir!

Mord hält am Leben!  
Schaue Natur an, Frass  
oder Fresser, Volk, musst  
du sein!

## D. Autoritätsgläubigkeit

Das Autoritäre, bisher an Modellen nachgewiesen, die es als vergleichsweise Abstraktes zum Ausdruck bringen, offenbart sich vor allem in der Darstellung von Herrschaftsverhältnissen, in denen es unmittelbar in die Erscheinung tritt. Die tatsächliche ebenso wie die erstrebte Herrschaft spiegelt sich in der Vorstellung eines hierarchischen Aufbaus der Gesellschaft, der als prinzipiell und unwiderruflich angesehen wird. Voraussetzung des autoritären Denkens ist die Annahme einer Verschiedenwertigkeit des Menschen etwa aufgrund der Abstammung oder der *Erwähltheit*. Es findet seinen Ausdruck im blinden *Führer-Kult* und in der *Gefolgschaftstreue* einerseits, andererseits in der Auffassung vom *Herrenrecht*, durch die eine Verschiedenwertigkeit der Nationen, Völker und Rassen postuliert und dem *Deutschen* und *Germanischen*, oder dem *Arischen* und *Nordischen* das Recht auf die Welt-herrschaft zugesprochen wird. Die elitäre *Herrenmoral* Nietzsches wird unter dem NS zur Farce.

**1. Führer und Gefolgschaft.** – Wie die Kategorien der *Entscheidung* und der *Tat*, so unterliegt auch die des *Führertums* keiner Kontrolle durch die Ratio. Es sind keine sachlichen Qualitäten, durch die der Führeranspruch legitimiert ist. Zum *Führer* wird man nicht durch Wahlen gemacht; es ist nicht das Volk, das in freier und souveräner Entscheidung seinen Willen an ihn delegiert. Wenn er auch in der politischen Praxis um des Volkes Stimmen buhlen muss, so bleibt dies einerseits Taktik, andererseits Tünche. Seine Macht wird ihm angeblich von der Geschichte selbst verliehen, als deren Werkzeug er sich empfindet. Der Führergedanke hat für den NS, wie Sontheimer bemerkt, «einen religiösen Akzent. Es handelt sich hier nicht mehr um die Anwendung des Satzes: Männer machen die Geschichte, sondern fast schon um seine Umkehrung, wenn auch die jenem Diktum zugrunde liegende Vorstellung vom Führer als einer mächtigen und starken Persönlichkeit immer noch lebendig bleibt. Der Führer wird also nicht zum Demiurgen der Geschichte kraft seiner Natur, sondern er ist das Ausführungsorgan einer ihn

transzendierenden Macht, sei es des Volkes, der Nation oder des Reiches als einer überempirischen Wesenheit. Weil er aber mehr ist als eine mit Führungskräften ausgestattete bedeutende Persönlichkeit, darum erwartet man mehr von ihm, als man gewöhnlich von Menschen erwarten kann; darum wird er zum Inhalt eines Mythos<sup>40</sup>.»

Es war vor allem der Parlamentarismus, die politische Daseinsform der liberalen Demokratie, gegen die diese Haltung Front machte. Die gewählten Repräsentanten des Volkes wurden herabgesetzt zugunsten eines *charismatischen* Herrschertyps, der kraft göttlichen *Auftrags* die Führung an sich riss. Gewiss hatte die Weimarer Demokratie ihre Mängel; aber nicht diese sollten beseitigt, sondern die Demokratie selbst liquidiert werden.

Was Wunder, wenn man die Geschichte bemühte und autokratische Herrschaftsformen der Vergangenheit mit dem Nimbus ewiger Geltung versah. «Fürst bleibt Fürst», dichtete Weinheber angesichts der Kaisergruft: «Die verwandelt ruhen, sind wie hier: für ewig.» Anders allerdings die Bettler und Schwachen: ihnen gelang nichts «als ihr Fleisch, dies Wuchern zwischen zwei Dunkeln» (1a). Apodiktischer heisst es bei Paul Ernst: «Der Mann, den Gott zum Knecht gewollt, ist Knecht [...] wähle zum Herm den Mann mit einer Herrscherseele» (1b). Diese Forderung glaubt Bertram im NS verwirklicht; auf George wie auf die Antike verweisend, sieht er hier die Realisierung nicht nur eines germanischdeutschen, sondern auch des platonischen Ideals «von Herrschaft und Dienst, von Führertum und Gefolgschaft» (1c). Die Zugkraft dieses Ideals wäre im zwanzigsten Jahrhundert allerdings wohl gering, erschiene es allein aus historischen Bezügen abgeleitet; sie sind Arabesken, die den totalen Herrschaftsanspruch des gegenwärtigen *Führers* umranken. Dieser *Führer* gibt sich als der *Erwählte* des *Volkes* selbst, als eine Art *völkischer* Messias. Mit einem Redeschwall, der seinesgleichen sucht, beschwört Stehr die «nationale Religion», die zur «Verehrung der Persönlichkeit» reif macht, jenes «klaren, abgewogenen Menschen, der ein Instrument ist, durch das die Melodien ahnungsvoll klar und begeisterndhoffnungsvoll zum Tönen gebracht werden, die hinter und in der Tiefe alles deutschen Wesens immerdar geheimnisvoll und endlos aufklingen». «In ihm erwacht zugleich die intuitive Schau der Zukunft», einer Zukunft, die *deutsch* und *fromm* sein soll und sich durch das Volk, «als Gefolgschaft des Führers», zu erfüllen und zu erhalten habe (1d). Weniger romantisch und verschwommen sieht diese Zukunft allerdings bei Ernst Jünger aus, auch weniger musisch; dem militärischen Inhalt entspricht hier wenigstens ein militärischer

---

40 Kurt Sontheimer: *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. München 1962. S. 275.

Jargon. Wo von *Führertum* die Rede ist, müssen sich logischerweise *Ordnung, Disziplin, Zucht, Pflicht, Treue, Bereitschaft, Einsatz* und *Gehorsam* zusammenfinden, Vokabeln, die das bezeichnen, was der *Führer* von den von ihm Geführten erwartet. Der *Führer* ist ohne *Gefolgschaft* ebenso undenkbar wie die *Gefolgschaft* ohne den Kitt der *Treue* und *Disziplin*, der sie zusammenhält und an den Führer bindet. Diese Dinge werden vor allem vom Heer verlangt, das «als Muster jeder Gliederung» auch den Staat zu prägen habe. Vom Gesellschaftsvertrag will Jünger nichts wissen. Freiheit ist für ihn nur ein *Lehen*, über das der Staat nach Ermessen befindet. Dieser aber steht als das *Absolute* und *Notwendige* jenseits aller Diskussion (le). Stehr übrigens betont, dass er *Führertum* im Plural verstanden wissen will. Das gilt gewiss erst recht für Jünger. Die absolute Identifizierung des *Führergedankens* mit der Person des *Einen* wird an späterer Stelle dokumentiert. (Siehe auch III/B-7; IV/C)

**2. Herrenrecht.** – Was auf innenpolitischer Ebene sich als *Führergedanke* ausgibt, erscheint nach aussen gewendet als *Herrenrecht*. Dem *deutschen Menschen*, der *deutschen Nation*, der *weissen, arischen* oder *nordischen Rasse* wird eine Führungsrolle über Europa oder gar die Welt zugesprochen, dem autochthonen Führertum eine weltgeschichtliche Mission. Der Ablösung des liberalen Denkens durch ein autoritäres entspricht die Verdrängung des nationalstaatlichen Denkens durch ein *imperiales*. Durch dieses wie durch jenes soll der angeblich *höheren, natürlichen* oder gar *gottgewollten Ordnung* wieder Geltung verschafft, sollen die demokratischen und freiheitlichen Ansätze, wie sie das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert hervorgebracht hatte, eingedämmt und am Ende unterbunden werden.

«Unwertere Weisheit» gab es für Bertram nie als jene, die Gleichheit für die Völker forderte (2a). Grimm spricht von den «Nordleuten», die zu «Vormännern» der Erde berufen seien. Sie allein sind für ihn die *Begabten, Gesunden* und *Ordentlichen*, die *Leistungsmänner*. Sie haben ein Recht auf *Herrentum*, das sie von dem Massenmenschen der Welt von heute unterscheidet. In dieses *Herrentum* ist der konservative Grimm freilich noch bereit, sich mit anderen *Nordmännern* – den Engländern und Amerikanern etwa – zu teilen (2b). (Siehe auch III/C)

## 1. FÜHRER UND GEFOLGSCHAFT

1a) JOSEF WEINHEBER: *Kaisergruft*. In: *Das innere Reich*. Jg. 3. 1936. S. 268

Schweig! Besinn's! Tritt ein in die Nacht! Gesetzt ist  
hier dem Weg ein Ziel. Was befahl, beschied sich,  
und was gross war, ruht: Das gekrönte Haupt und  
alle die Händ' der

Taten, Schwert und Kreuz, überkommne Kraft des  
Zepters, Schlacht und Sieg, und der Fahnen wilder  
Schwung, und Schild voll Prunk und des Adlers erz- und  
erbliches Zeichen.

Düstrer Sarg zu Särgen: und trägst doch, starrer  
Schädel noch die Krone? Ja, Staub, er wird zu  
Staub. Doch Fürst bleibt Fürst. Nur die Bettler sterben  
ganz mit dem Fleische.

Gingen Bettler denn, wenn die Könige blieben?  
Darum müssen Fürsten hinab, weil jenen  
Schwachen nichts gelang als ihr Fleisch, dies Wuchern  
zwischen zwei Dunkeln.

Wer kann sagen, Tod sei gerechter oder  
anders nur als Leben – Und plötzlich wäre  
Auftrag nichts, und Unterschied nichts, und Adel  
gleich der Entartung?

Nein, kein Tod gleicht aus. Die verwandelt ruhen,  
sind wie hier: für ewig: Ein jeglich Zeichen  
bleibe! Unerbittliches Mass: Der Ehrfurcht  
wie des Vergessens.

1b) PAUL ERNST: *Ungedrucktes aus dem «Kaiserbuch»*. In: *Die neue Literatur*. Jg. 3. 1936

Verstehe, Volk, und fasse Gottes Plan:  
Er will nicht, dass du im Gemeinen bleibst;  
Mit harten Händen fasste er dich an,

Dass deinen Willen immer höher treibst.  
Nie sollst du reich auf weichem Kissen ruhn,  
In Armut stets sollst schwere Arbeit tun,  
Dass Arme, Geist und Seele sich dir stärken,  
Bis sie geeignet sind zu Gottes Werken.  
Verstehe, Volk, und fasse Gottes Plan,  
Vor einem Laster hüte dich, du weisst,  
Das ist es, das dich, was du auch getan,  
Von Neuem immer in den Abgrund reisst:  
Der Mann, den Gott zum Knecht gewollt, ist Knecht;  
Sorge für ihn, behandle ihn gerecht,  
Doch lass ihn bleiben, was er ist, und wähle  
Zum Herrn den Mann mit einer Herrenseele.

1c) ERNST BERTRAM: *Möglichkeiten deutscher Klassik*. George-Rede 1933. In: Bertram: *Deutsche Gestalten*. Fest- und Gedenkrede. Leipzig: Insel-Verlag 1935. S. 316

Und eben hier sehen wir nun die eigentliche Bedeutung und Zukunftsbürgschaft des georgischen Werkes. Es zeigt und verbürgt im lebendigen Heute, nicht nur als geschichtliche Erinnerung, die Möglichkeit dieses Dritten, dieser Versöhnung: die Möglichkeit einer klassischen Dichtung, die auf germanische wie auf griechische Weise seherische Dichtung ist; die das Germanische mit dem dorisch Griechischen vermählt; die ein neues staatliches, ein platonisches wie germanisch-deutsches Ideal von Herrschaft und Dienst, von Führertum und Gefolgschaft schaut und zu ihrem Teil verwirklicht.

1d) HERMANN STEHR: *Über Kunst im heutigen Deutschland*. 1934. In: Stehr: *Das Stunden-glas*. Reden, Schriften, Tagebücher. Leipzig: List 1936. S. 83 ff.

Der Weltkreuzzug der demokratischen Zivilisation gegen den deutschen Geist hatte seinen blutigen Sieg erreicht und dann in 14jähriger Drangsalierung, durch Entrechtung und Erniedrigung versucht, aus einem heldischen Volke eine Millionenhorde von Heloten zu machen. Unter dem grossen Sachwalter deutscher Kraft und deutschen Sinnes ist nun, vor einem Jahr, der gewaltige Umschwung gekommen. [...] Wir haben hinter uns das erschlaffende und zum Untergang treibende Stimmviehgedränge öffentlicher Versammlungen, die so

lange nötig waren, als nicht Deutschland einen Bund selbstgewisser Stämme darstellte, und seine Stämme nicht Männer hatten, die sich aus freier Entschliessung der Notwendigkeit in einer nationalen Religion fanden, die alle Deutschen eint und bindet, auf einem transzendenten Wege; denn nur auf diesem Wege ist Vaterland überhaupt zu finden.

Vorbei ist die Zeit brutaler Tyrannei der Allgemeinheit, die das von Gott geprägte Antlitz der Individualität durch die materialistische Fratze des Egoismus so zur Unkenntlichkeit und Schande verzerrt hatte, dass sie zum Verruf reif wurde. Aber ebenso sind wir reif geworden zur Verehrung der Persönlichkeit, jenes klaren, abgewogenen Menschen, der ein Instrument ist, durch das die Melodien ahnungsvoll klar und begeisternd-hoffnungsvoll zum Tönen gebracht werden, die hinter und in der Tiefe alles deutschen Wesens immerdar geheimnisvoll und endlos aufklingen. Denn alle Ziele sind Verheissungen und jede Erfüllung gebärt eine neue Sehnsucht in die Unzeitlichkeit alles Lebens der Menschen und Völker hinein.

Die Idee einer Persönlichkeit ist eine Idee, nur insofern sie Gott gedacht hat. Und alle Kraft der deutschen Erde liegt in diesen Menschen. Auch der Staat hat es nicht in der Macht, den Genius des Führers zu wecken, denn er ist nicht eine Folge, sondern die Ursache des Staates. Er wird wie Religion nicht erweckt, sondern erwacht. In ihm erwacht zugleich die intuitive Schau der Zukunft, und wenn seine Seele auch von jedem Atemzuge des deutschen Menschen tönt, so beherrscht ihn doch eine besonnene Verwegenheit des organisierenden Denkens, die ihn, zwar arteigen, doch allen vorausseilen lässt. [...] So, nur so wird die Geltung des Weges zur deutschen Nation, des Führertums, der Sitte, des Blutes und der Gemeinschaft zunächst in grundsätzlichen Formen und Satzungen befestigt, die Freiheit geistigen Strebens und Wollens gebunden und auf der Unverbrüchlichkeit solcher Ordnungen erst begründet. Ein Volk bedeutet eine unauflösliche Gemeinschaft aus unerforschlichen Ursachen des geschichtlichen Schicksals. Das deutsche Volk ist ein lebendiges geworden, aufs Neue werdend, kein Gebilde der Gleichheit, nicht liberal, sondern voll deutscher Freiheit; nicht konservativ, sondern deutsch; nicht bloss kirchengläubig, sondern fromm; das Göttliche in jedem von uns leibhaftig lebend und alle vereint zu einem sich immer weiter rundenden Kreise. Darauf beruht die Möglichkeit und das Recht dessen, der aus rassischer und geschichtlicher Wirklichkeit Deutscher ist, im Deutschtum erkannt und erhalten zu werden. Hier wird deutlich, dass Volk sich nur unter der Herrschaft eines sinnvollen Willens, als Gefolgschaft des Führers, zu erfüllen und zu erhalten vermag.



1e) ERNST JÜNGER: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*. 3. Aufl. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1932. S. 13

So ist es: dass unsere Freiheit überall dort am mächtigsten sich offenbart, wo sie von dem Bewusstsein getragen wird, dass sie ein Lehen ist. Dieses Bewusstsein hat sich in all jenen unvergesslichen Aussprüchen niedergeschlagen, mit denen der Uradel der Nation den Wappenschild des Volkes bedeckt; es regiert Denken und Gefühl, Tat und Werk, Staatskunst und Religion. Daher wird jedesmal die Welt in ihren Grundfesten erschüttert, wenn der Deutsche erkennt, was Freiheit, das heisst, wenn er erkennt, was das Notwendige ist. Hier lässt sich nichts abdingen, und möge die Welt untergehen, so muss doch das Gebot vollstreckt werden, wenn der Ruf vernommen ist.

Man wird eine Eigenschaft, die man vor allen anderen für das Kennzeichen des Deutschen hält, nämlich die Ordnung, immer zu gering schätzen, wenn man nicht in ihr das stählerne Spiegelbild der Freiheit zu erkennen vermag. Gehorsam, das ist die Kunst zu hören, und die Ordnung ist die Bereitschaft für das Wort, die Bereitschaft für den Befehl, der wie ein Blitzstrahl vom Gipfel bis in die Wurzeln fährt. Jeder und jedes steht in der Lehensordnung, und der Führer wird daran erkannt, dass er der erste Diener, der erste Soldat, der erste Arbeiter ist. Daher beziehen sich sowohl Freiheit wie Ordnung nicht auf die Gesellschaft, sondern auf den Staat, und das Muster jeder Gliederung ist die Heeresgliederung, nicht aber der Gesellschaftsvertrag. Daher ist der Zustand unserer äussersten Stärke erreicht, wenn über Führung und Gefolgschaft kein Zweifel besteht.

## 2. HERRENRECHT

2a) ERNST BERTRAM: *Zeit ist zu reden ...* In: *Das Normenbuch*. Leipzig: Insel-Verlag 1925. S. 12

Zeit ist zu reden von der Toren Wahn:  
«Gleich sind die Völker, so an Wert, an Art.»  
Unwertere Weisheit rann aus Narren nie,  
Unwürdiger ward nie ein Pfand vertan.

Zeit ist zu fragen: wollt ihr Toren wohl  
Die Leiter Gottes brechen? Tausend Stufen  
Schuf er zu sich hinauf in jenem Reich,  
Ein jedes Volk trägt Siegel nach dem Rang.

Zu oberst aber welches Volk der Gott  
Gesetzt zum Herrn der Völker innen, frag  
Das schwerste Schicksal, frag das hellste Aug,  
Frage das reine Wort, den tiefsten Klang.

2b) HANS GRIMM: *Amerikanische Rede*. Gehalten am 6. Oktober 1935 auf dem Deutschen Tag in New York. In: *Das innere Reich*. Jg. 2. 1935. S. 926 f.

Der Glaube der Nordleute ist – ich will ganz kurze Sätze brauchen – dass die Tüchtigen mehr Recht haben als die Untüchtigen; der Glaube ist, dass die Ordentlichen mehr Recht haben als die Unordentlichen; der Glaube ist, dass die Gesunden mehr Recht haben als die Kranken; der Glaube ist, dass die Begabten mehr Recht haben als die Unbegabten; der Glaube ist, dass die Schöpfer mehr Recht haben als die Nachahmer; der Glaube ist aber auch und ist es nicht weniger, dass die Besten, dass die Leistungsmenschen, dass die Menschen mit der freien Entwicklung und mit der grossen Aussicht ihrer Volksgemeinschaft dienen und dass sie von ihrer Volksgemeinschaft aus der Menschengemeinschaft dienen und dass sie von der Menschengemeinschaft aus dem gesünderen und glückhafteren Leben jedes einzelnen Erdenmenschen dienen. Aber zu dem Menschheitsglauben der Nordleute gehört noch eines, zu ihm gehört die unerschütterliche Überzeugung und der Wille und der Mut, dass eben wir Nordleute mit unseren verschiedenen Völkern mit unserem zutiefst gleichgearteten Wesen zu Vormännern dieser Erde berufen sind, und dass wir die Vormannschaft so lange behalten werden, solange wir uns nicht durch müdes und auflösendes Denken und durch schwächliches und eigensüchtiges Handeln selbst verneinen.

Und wenn ich nun diesen unseren nordischen Menschheitsglauben genannt habe und wenn ich mich also zum Herrentume bekannt habe, zum Herrentum, das seine Rechte von seinen Gaben, von seiner Leistung und Pflicht herleitet, dann muss ich auch den andern Glauben ausdrücken, durch den die Massenmenschen in der Welt heute vorgetrieben werden.

Dieser andere Glaube stellt die Masse vor das Volk und die Klasse vor die Nation, er stellt die Unbegabten vor die Begabten, die Kranken vor die Gesunden, die Schwachen vor die Starken, die Ungelernten vor die Gelernten, die Müden vor die Frischen, er gestattet nur einer einzigen Fertigkeit ein Vorrecht, nämlich der politischen Maul- und Schreibfertigkeit. [...]

Dieser andere Glaube gellt längst durch alle Völker hindurch, weil mehr Menschen schwach sind als stark und weil mehr Menschen ungelernt sind als gelernt und weil mehr Menschen unbegabt sind als begabt und weil mehr Menschen arm sind als reich.

## **II. Triumph der Provinz**

Der Pseudo-Romantizismus, dem wir im Nazi-Schrifttum überall begegnen, ist durch die Mediokrität eines Denkens bedingt, das sich mit dem Gespür für bombastische Wirkungen auf geradezu ideale Weise verbindet. Die *Monumentalität*, die der NS den Werken seiner Dichter bis zum Überdruß abverlangte, hat mit Grösse so viel zu tun wie der Anspruch des Dritten Reiches mit seiner Wirklichkeit überhaupt. Was sich in ihr kundtut, ist nichts anderes als die zu überdimensionalen Massen aufgeblasene Mittelmässigkeit.

Freilich findet die Mittelmässigkeit auch ihren unmittelbaren Niederschlag im Nazi-Schrifttum. *Kunst dem Volke* sollte es sein; und es kam dieser Forderung allenthalben, wenn auch auf die denkbar zynischste Weise, entgegen. *Volk* war für den NS vor allem das Kleinbürgertum; seinem Horizont hatte die Literatur sich anzupassen. Der romantische Geist hatte noch den Bedürfnissen des bildungsbeflissenen Bürgertums entsprochen; er brachte das Bewusstsein der gehobenen Schichten zum Ausdruck. Die Attitüde des Aristokratischen und Elitären wurde auch von jenen ihrer geistigen Erben nicht abgelegt, die wie Bertram sich dem NS verschrieben. Der demagogische Charakter der Nazi-»Weltanschauung« liess aber das Elitäre nur in gewissen Dosen, d.h. nur zu gewissen Zwecken und in gewissen Momenten zu. Es musste sich auf konfuse und widerspruchsvolle Weise mit *Volkhaftigkeit* verbinden, durch die allein der Appell an die Massen Erfolg versprach. Es galt, das Romantische zu popularisieren und in eine Sprache zu übersetzen, die auch dem letzten Hinterwäldler noch geläufig war.

Von den «Dichtern des total platten Landes» sprach Alfred Döblin bereits in den frühen dreissiger Jahren. Vor allem die Heimatdichtung war es, der die Anspielung galt. Sie hatte sich seit Langem auf die Rolle hin entwickelt, welche dann die Nationalsozialisten ihren Zwecken dienstbar machen konnten. Im Übrigen meinte Döblin die literarischen braunen Marschierer jeglicher Provenienz; er wollte sie als Repräsentanten einer Art geistigen Hinterlandes betrachtet wissen.

Wie die Neuromantik, mit der sie etwa gleichzeitig entstand, war auch die Heimatdichtung als anti-naturalistische Gegenströmung auf den Plan getreten; versuchte jene allerdings, den Naturalismus zu überwinden, indem sie sich gegen seinen Anspruch auf Natürlichkeit wandte, so diese, indem sie sich gegen seine grossstädtische und kosmopolitische Orientierung kehrte. Die «Natürlichkeit» erhielt durch sie ein spezifisches Kolorit. Sie erfuhr jene Einengung aufs Provinzielle und Ländliche, durch die auch sie sich als Romantizismus zu erkennen gab. Die Zivilisationsfeindschaft, die schon die Neuromantik kennzeichnete, kehrte in der Heimatdichtung um ein Vielfaches gesteigert wieder. Nur war es jetzt nicht mehr die «Kultur», sondern die «Natur», in deren Namen hier der modernen Zivilisation der Kampf angesagt wurde.

In der Tat leidet der moderne Mensch an einer Denaturierung dessen, was man gerne mit «Leben» bezeichnen möchte. Grund genug, sollte man meinen, für «Natürlichkeit» zu plädieren! Nur ist der Begriff von «Natur», der der Heimatdichtung zugrunde liegt, wenig geeignet, hier Abhilfe zu schaffen. Er ist ein durch und durch mystifizierter. Als *natürlich* (oder *gesund*) wird hier nämlich deklariert, was in Wirklichkeit nur zurückgeblieben war. Vor allem das Bauerntum unterlag dieser Mystifikation; mit der Usurpierung der Heimatdichtung durch die Nazis und ihrer schliesslichen Umwandlung in eine *Blut-und Boden*-Literatur trat das wirkliche Bauerntum zudem immer mehr hinter ein stilisiertes zurück, dem der Stempel des «Natürlichen» willkürlich aufgedrückt wurde. Ein archaisiertes Bauerntum, das im besten Fall eine bestimmte historische Entwicklungsstufe symbolisierte, wurde schliesslich Gegenstand literarischer Pflichtübungen.

Freilich ist eine naturnahe, landschaftsgebundene Literatur, die das Dorf und die Provinz der Grossstadt als Sujet vorzieht, an sich gewiss nicht zu verwerfen, wie auch die Wiederentdeckung der deutschen Dialekte niemandem zum Vorwurf gereicht. Auch gab es eine Reihe von Schriftstellern (Oskar Maria Graf etwa gehört zu ihnen), die gerade an ländlichen Stoffen ihren Realitäts-sinn und ihr kritisches Denken bewiesen haben. Graf, den die Nazis, unter Verkenennung seines Werkes, als bayerischen Volksdichter umwarben und gerne zu einem der ihrigen gemacht hätten, erteilte ihnen eine Abfuhr, indem er, bereits emigriert, jene vielzitierte Antwort gab: «Vergebens frage ich mich, womit ich diese Schmach verdient habe [...] ich habe das Recht, dass meine Bücher der reinen Flamme des Scheiterhaufens überantwortet werden<sup>41</sup>.»

Bereits in den ersten theoretischen Auslassungen der Heimatkunstbewegung,

---

41 Zit. nach Franz Roh: «Entartete» Kunst. Hannover 1962. S. 111.

den Manifesten Lienhards und Bartels' indessen finden sich unmissverständliche Töne völkischen Geistes. «Los von Berlin» – das war die Parole. Dort war internationale Mode zu Hause, nicht deutsche Art, dort herrschten Dekadenz, Experiment, Naturalismus, Symbolismus und Psychologismus. Später kam dann auch noch das Wort von der *Asphaltliteratur* auf. Dem «internationalen literarischen Betrieb» stellte Bartels die Urkraft des Volkes «von unten herauf, von innen heraus» entgegen. Natürlich waren es vor allem die Juden, die an der Zersetzung schuld waren und von ihr profitierten. Als Verfasser einer Literaturgeschichte, deren Hauptzweck der Nachweis des «verderblichen» jüdischen Einflusses war, hat Bartels dann auch folgerichtig bereits in den frühen zwanziger Jahren dem NS seinen Tribut gezollt.

Mitnichten war es das Natürliche, dem die Sorge Bartels' galt. Sein Affront gegen die Grossstadt-Kultur diente allein der Diffamierung des liberalen, demokratischen und sozialistischen Denkens, das im entwickelten sozialen Gefüge der Stadt gedieh. Der Rekurs auf die Provinz war die blosser Folge einer Identifikation mit dem Zurückgebliebenen und Reaktionären, das er dort beheimatet fand.

Nur hinsichtlich des Sujets allerdings hat in der Heimatdichtung das Dorf von der Literatur Besitz ergriffen. Ihre Ideologie war die des städtischen Mittelstandes. Dessen Wünsche wurden in das Bauerntum hineinprojiziert; seine Vorstellungen von Gesellschaft fanden hier das adäquate Modell<sup>42</sup>. Dabei war es freilich nur ein Modell unter vielen. Die Heimatdichtung hat sich durchaus nicht nur an ländlichen Gegenständen versucht, wenngleich sie der Provinz immer treu geblieben ist. Die *Volkhaftigkeit*, die sie vermeintlich entdeckte, wurde zum *gesunden Urgrund des Volkes* schlechthin erklärt. Im *Völkischen* wurde sie zum politischen Glaubensbekenntnis ausgewalzt. Die von diesem geprägte *Volksgemeinschaft* erwies sich allerdings bei näherem Hinsehen nur als das in den Dimensionen einer Nation wiedererstandene Dorf.

Zur *Volksgemeinschaft* gehört auch der Arbeiter, den zu gewinnen der NS keine Mühe scheute, wenngleich er hier auf harten Widerstand traf. Auch der Arbeiter hatte *volkhaft* zu sein und nicht proletarisch, er hatte *deutsch* zu denken und nicht marxistisch. Die Nazis mussten sich allerdings einer sozialistischen Phraseologie bedienen, sich einen sozialistischen Anstrich geben, um die Arbeiter ansprechen zu können. In der sogenannten «Arbeiterdichtung» fanden sie eine brauchbare Stütze. Die Arbeiterdichtung war der Heimatdichtung im Geist verwandt; man ist versucht, sie als ihr städtisches Pendant zu

---

42 Die Landvolk-Bewegung in Schleswig-Holstein gegen Ende der zwanziger Jahre dürfte aus ähnlichen Gründen akklamiert worden sein.

bezeichnen. Mit den Ideen der Arbeiterbewegung, des Sozialismus, Marxismus, Internationalismus hat sie jedenfalls wenig gemein. Zwar sind ihr, vor allem im Werk von Heinrich Lersch, einige kraftvolle Bilder aus dem Arbeitermilieu gelungen. Aber selbst dieser immerhin begabte Dichter kam über das Milieumässige kaum hinaus; allenfalls ist etwas Proletkulthaftes in seinen Werken. Einen revolutionären Akzent haben sie nie besessen. Auf das proletarische Milieu als Sujet hatte sich die literarische Linke selber nie beschränkt; ihr Horizont umfasste die Welt. Gerade indem sie diese entsprechend ihrer klassenbewussten Einstellung interpretierte, dachte sie eine klassenlose, von entehrenden Herrschaftsverhältnissen freie Zukunft immer mit. Bei der sogenannten «Arbeiterdichtung» hingegen dominiert die Einengung aufs rein Zuständliche; sie führt auch hier zur Mystifikation. Freilich war diese nie so vollkommen, um nicht auch gelegentliche, vorübergehende Identifikationen mit der Linken (bei Max Barthel mit den Spartakisten, bei Karl Bröger wohl bis 1933 mit der SPD) zu gestatten, aber doch wirksam genug, um diese Dichter, wenngleich auch in verschiedenem Grade, ihre Sympathien mit dem NS bekunden zu lassen.

Dass dies geschehen konnte, ist nicht allein auf persönliches Versagen zurückzuführen. Das der «Arbeiterdichtung» zugrundeliegende Weltbild ist weit mehr von der Vorstellungswelt des selbständigen Handwerkers als der des abhängigen Industriearbeiters geformt; es ist seinem Wesen nach ebenso kleinbürgerlich wie das der Heimatdichtung. So war es nicht nur Ironie, wenn Lersch bekannte, dass sein «Vater einen Erben brauchte für seine hochfliegenden Pläne: Er wollte ein zweiter Krupp werden. Er fing eine Werkstatt an, um Kessel zu schmieden<sup>43</sup>.» Wie weit er von klassenkämpferischen Ideen entfernt war, zeigen folgende Verse:

«Schmied war ich dem Hohenzoller,  
Schmied war ich im grossen Krieg,  
Von dem Hammer und dem Feuer Ward geschmiedet Sieg um Sieg<sup>44</sup>.»

Oder:

«Ich bin, wie du, ein armer Knecht, Bin ein Prolet von Gottes Gnaden. Mit allem, was da gut und schlecht, Bin ich ein Mensch, von Gott beladen<sup>45</sup>.»

---

43 Heinrich Lersch: *Briefe und Gedichte aus dem Nachlass*. Hamburg 1939. S. 41.

44 ebenda. S. 12

45 Heinrich Lersch: *Mit brüderlicher Stimme*. 1934; zit. nach Lersch: *Klinge hinaus, schlagender Schall*. Berlin 1940. S. 179.

Vor allem aber zeigen es seine Invektiven gegen die Intelligenz, z.B.: «Jetzt seh ich die marxistischen Korsetträger, die Bürgerjüngelchen, die ja mehr vom Arbeiter wussten als wir, die ihr Leben unterm Proletariat verbrachten, zum Teufel! Dies hat mich zuerst bewogen: Heil Hitler! zu sagen<sup>46</sup>.» Karl Bröger dürfte das *Heil Hitler!* vermutlich schwerer gefallen sein als Lersch; in den zwanziger Jahren war er ein engagierter Demokrat. Aber sein verwässerter und ins Gemütvolle transponierter Sozialismus erwies sich als nicht tragfähig genug; er war seinem Gehalt nach nichts anderes als ein kleinbürgerlicher Liberalismus. Die «Arbeiterdichter» hatten bereits im ersten Weltkrieg den Patriotismus lautstark über den Sozialismus gestellt; freilich standen sie damit weder als «Sozialisten» noch als Dichter allein. Für sie blieb der Patriotismus der Impuls für ihr Schaffen und die *Kameradschaft* das Modell für die Lösung der sozialen «Anliegen». Das Pathos einer verlogenen *Volksgemeinschaft* war ihnen bereits zu eigen, als die Nationalsozialisten ihre Netze mit allen Mitteln der sozialen Demagogie auch nach jenem Teil der Arbeiterschaft warfen, der desorientiert und von kleinbürgerlichen Ideen beeinflusst war. Phrasen vom *schaffenden* und vom *raffenden Kapital* oder von einer *Brechung der Zinsknechtschaft* gehörten zu einem politischen Begriffsarsenal, mit dem sozialistische Restvorstellungen aufgefangen, umgebogen und ihres eigentlichen Gehaltes beraubt wurden. Wie die desorientierten Arbeiter, so sind auch die nicht minder desorientierten «Arbeit er dichter» (übrigens eine verschwindend kleine Gruppe) den Demagogen ist Netz gegangen.

---

46 Heinrich Lersch: *Briefe und Gedichte aus dem Nachlass*, a.a.O. S. 244.



## A. Das total platte Land

Bereits ein oberflächlicher Blick in die NS-Literaturgeschichten und NS-Anthologien belehrt uns, in welchem Masse die völkischen Schreiber sich der ländlichen und bäuerlichen Thematik bedient haben. Schon in den Kapitelüberschriften spiegelt sich diese Thematik, wie in ihnen auch das entsprechende Vokabular zu finden ist: *Rufe der Erde, Mensch und Scholle, Kampf um den Boden, Bauernnot – Volksnot. Die Heimat brennt, Bauern und Gebete, Volkstum und Brauch, Herd und Heimat, Bäuerliche Unrast, Im Kreise des Blutes, Segen des Geschlechts und reinen Blutes, Die grössere Heimat*. Diese Beispiele liessen sich beliebig vermehren. Mit alledem geht es um den Ausdruck dessen, was die völkischen Ideologen als *bäuerliches Lebensgefühl* deklariert hatten, wobei sie über dessen Funktion wenig Zweifel aufkommen liessen. So schrieb einer der führenden NS-Literaturgeschichtler:

«Diejenigen Dichter, die sich um die Gestaltung bäuerlichen Lebensgefühls mühen, werden sich nie zu drücken vermögen um das eine grosse Thema, das hier alle literarischen Einzelgruppen beherrscht und das darum, bald stärker, bald weniger deutlich ausgeprägt, im Mittelpunkt all dieser Dichtungen steht: das Thema des Kampfes landschaftsgebundener, bäuerlicher Menschen gegen den Einbruch zivilisatorischer Lebensmächte.

Es ist ein historisches Verdienst unseres Reichskanzlers Adolf Hitler, gerade in diesen Dingen eine neue Sehweise proklamiert und allmählich zum Allgemeingut aller verantwortlichen Schichten des deutschen Volkes gemacht zu haben. Nur ein neues, bäuerliches, landschaftsverbundenes Denken wird uns zu befreien vermögen aus dem irren Zwange, den die Magie des sogenannten Fortschrittsglaubens um uns schloss. Und weil nur aus einem so gewendeten Denken der Anfang eines neuen organischen Kulturaufbaues erwachsen kann, kommt der künstlerischen Betätigung, die innerhalb dieses Raumes sich vollzieht, eine so ausserordentliche Bedeutung zu<sup>47</sup>.»

<sup>47</sup> Hellmuth Langenbucher: *Deutsche Landschaft und Bauerntum*. Berlin 1935; zit. nach Joseph Wulf: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich*. Gütersloh 1963. S. 308.

Bei Hermann Burte, einem der typischen Vertreter dieser Richtung, sah dieses Programm so aus:

«Eine neue Zeit ist über Deutschland emporgekommen, emporgerufen durch den Genius eines erlesenen Mannes, des Führers! Der heimliche Herr der alten Sage ist zum wirklichen Herrn der neuen Siege geworden, der erste untragische Herrscher der Deutschen seit Heinrich dem Ersten! Alte Tafeln sind zerbrochen, neue aufgerichtet und beschrieben mit Sätzen, die besagen, dass unser Heil in der eigenen Kraft liegt, im Willen und Wesen unseres vererbten deutschen Blutes, im angemässen Sinn, im heiligen Schoss der Mütter, in der Kraft des trächtigen Bodens, in der Einheit des unbedingten Befehls über das Volk und des unbedingten Dienstes am Volk!»<sup>48</sup>

Ganz so arg meinte es die ursprüngliche Heimatdichtung nicht. Von Anbeginn freilich bekämpfte sie den Intellekt und lobte das *Gemüt*. Sie pries die *Stille* und *Einsamkeit* des Landes; nur hier fänden sich die wahren Tugenden, das *kernige Wesen*, menschliche *Urwüchsigkeit*, *Einfachheit*, *Gesundheit* und *Geradheit*. Im Kontext der aus der ursprünglichen Heimatdichtung erwachsenen *Blut-und-Boden*Ätexasir aber ist die Einfachheit vollends zur Primitivität, die Gesundheit zur Brutalität, die Geradheit zum blindwütigen Fanatismus geworden. Der Erhöhung, die die deutsche Literatur wenigstens dem Scheine nach durch die Neuromantik erfuhr, folgte hier ihre tiefste Erniedrigung. Hinsichtlich ihrer Resonanz und Breitenwirkung mochte sie durch den provinziellen Muff allerdings an Terrain gewonnen haben.

**1. Zurück zur Scholle.** – Gewissermassen als Leitspruch über all dem steht die Parole *Zurück zur Scholle*. Der Berührung mit ihr wird eine erneuernde Kraft zugesprochen, an der am Ende das deutsche Volk genesen soll. Von einem «brünstigen Verhältnis zur Scholle» spricht Stehr und fordert, dass sich der Mensch ihr unterwerfe (1a). Gaiser beklagt *Der Erde Verlust* in einem Gedicht, dem noch Züge der älteren Heimatdichtung anhaften (1b). Einen politischen Akzent erhält der Gedanke durch Emil Strauss in seinem Roman *Lebenstanz*, in dem sich der Held, enttäuscht von den Nachkriegswirren, zur Landwirtschaft «abkommandiert», um dort besseren Zeiten, will heissen: der *völkischen Erneuerung* entgegenzusehen (1C).

**2. Bauernfäuste.** – Der Stadt als verabscheuungswürdigem Gomorrha, der Brutstätte des Sinistren und Dekadenten, wird das Land als der Nährboden

---

<sup>48</sup> Hermann Burte: *Rede auf Schiller*. In: Burte: *Sieben Reden*. Strassburg 1943. S. 38.

*echten*, und das heisst vor allem *kraftvollen Mannestums* entgegengehalten. Die *elementare Kraft des Bauertums* wird verherrlicht. Grieses *Mensch aus Erde gemacht* (2a) hat allenfalls noch tragische Züge. Das Gedicht von Ina Seidel *Der Pflüger* indessen zeichnet sich allein durch seine Kraftmeierei aus (2b). (Siehe auch I/C-2; III/A-2)

**3. *Blut und Boden.*** – Freilich ist es mit der puren Kraft allein nicht getan. Einmal muss diese selber eine Art metaphysischer Begründung erfahren, zum andern muss die Verbindung zwischen dem *Bauern* und der *Scholle* in einem Dritten so fest verankert sein, dass sie als *schicksalhaft* für alle Ewigkeit bestehen kann. Dieses Dritte ist das *Blut*, das sowohl lange *Ahnenreihen* aneinanderkettet als auch diese mit dem *Boden* zu einer unlösbaren Einheit verbindet. Dem Romantisch-Historisierenden, von dem bereits in anderem Zusammenhang gesprochen wurde, fällt hier eine weitere Rolle zu: die Besinnung auf die *alten Geschlechter*, die *Väter*, bietet die Gewähr für den Fortbestand dieser Einheit und damit der *völkischen Substanz* überhaupt. So fügt sich hier aus *Blut und Boden*, *Scholle* und *Brauch*, *Sippe* und *Art* jenes phantastische Gebilde zusammen, das man der Nation gleichsam als determinierenden Urgrund unterschiebt. Dieses Gebilde wird schliesslich mit pseudo-metaphysischen Vorstellungen soweit angereichert, dass man es einer nach Ersatzreligionen suchenden Masse als Agens eines vorgegaukelten neues *Reiches* vorsezen zu können glaubt. Das «Blut, das Erde erkennt» wird von Lulu von Strauss und Torney beschworen (3a). Alverdes glaubt, dass eine «rätselhafte Woge gleichen Blutes» in der Erde wie im Menschen selbst am Werke ist (3b). Steguweit preist «die Furche, die uns nährt». Sie lehre ihn das Geheimnis, «Volk zu sein» (3c). Hermann Claudius besingt bereits in einem Gedicht aus dem Ersten Weltkrieg das geopferte *Blut*, das zur *Erde* fliessen muss (3d). Und Schumann, der dies alles noch zu überbieten weiss, beendet ein Gedicht mit dem einzigartigen Reim: «Schwang durch die Lüfte hin der Jubelleich. So wuchs aus Blut und Erde neu das Reich» (3e). (Siehe auch III/A-4)

**4. *Segen des Geschlechts und reinen Blutes.*** – *Rein* muss es natürlich sein, das Blut! Wehe, wenn der edle Saft sich mit einer minderwertigen Sorte vermengt. In dem Versepos *Einer Sippe Gesicht* der Josefa Berens-Totenoehl ist es zwar noch nicht das *artfremde* Blut, das das *arische* verdirbt, sondern bloss das inferiore einer armen, von einem besitzenden Bauern geschwängerten Magd, das alles Unheil über die *Sippe* bringt. Denn: «Unselig, wenn des Blutes Strom zu Seiten sich ein Bette gräbt, aus dessen Tiefen das Phantom zukünftiger Rache sich erhebt.» Die Geschichte dieser Rache ist der Inhalt des

makabren «Epos». Sie vererbt sich von Generation zu Generation; das Glück, der Wohlstand und der Frieden der *reinblütigen* Sippe wird durch den bastardierten Nebenzweig immer wieder zunichte gemacht, ja ihre Lebensfähigkeit am Ende zum Erliegen gebracht (4a). In der «neuromantischen» Schicht des Nazi-Schrifttums hatte das Biologische eher symbolischen Charakter; man hatte es kaum wörtlich genommen. Begriffe wie *Züchtigung* und *Rasse*, *Erbmasse* und *Blut* waren dort vor allem metaphorisch gemeint. *Zucht* erinnerte immer noch mehr an *Ordnung* denn an *Züchtigung*, *Rasse* mehr an rass/gdenn an *rassisch*. Ihren wahrhaft animalischen Anstrich erhalten die Dinge erst hier. Der Mensch ist zu einem rein zoologischen Wesen degradiert. Die *Reinheit* der Sippe bemisst sich nach den gleichen Grundsätzen wie der Stammbaum eines Haustiers. (Siehe auch I/B-1; I/C-1; II/B-6)

**5. Schoss der Mütter.** – In Übereinstimmung mit einer solchen Auffassung wird die Frau am Ende zur blossen Gebärmachine. Vom *Schoss der Mütter* ist oft die Rede. Der angestrebten Einheit von *Blut* und *Boden* entsprechend, wird die *Mutter* mit der *Erde* gleichgesetzt: die Fruchtbarkeit dieser wird zum Sinnbild der Gebärfreudigkeit jener. Freilich ist dies ein Motiv, das so alt ist wie die Literatur selbst; neu indessen ist die Art und Weise, mit der hier auch die Entmenschlichung der Frau vollzogen und diese wieder zum blossen *Weibe* gemacht wird. Allerdings findet sich neben all dem auch das Ideal der aus der deutschen Literatur nun einmal nicht fortzudenkenden gretchenhaften Unschuld. Der Gegensatz des ethisierten Bildes der züchtigen Jungfrau zu dem erdhaften der *Gebärerin* ist indessen nur ein scheinbarer. Beiden liegt die gleiche Haltung zugrunde: es ist die Haltung einer Männerwelt, die die Frau nur als dienendes Wesen kennt.

Über das Verhältnis von Mann und Frau schreibt Soergel:

«Hier Kraft, dort Gemüt; hier Hand, dort Herz; hier Tat und Wille, dort Gesicht und Glaube.» «Nun wird die Frau wieder Ruhe, Trost, der stille Hafen, den auch der stürmischste Lebensschiffer mal braucht. Oder sie ist das Urfeuer, dem der Mann, an ihm abendlich sich entzündend, immer wieder die heilige Glut verdankt<sup>49</sup>.»

Arabesken wie diese enthüllen indessen mehr als sie verbergen. Das bezopfte *deutsche Mädel*, Idealbild des BdM, wurde zum Inbegriff deutscher Weiblichkeit. Blond und blauäugig, stämmig und breit, hatte es jeden Anflug von Charme und Koketterie als unzüchtig von sich zu weisen. Das Erotische hatte

---

49 Albert Soergel: *Dichter aus deutschem Volkstum*. Leipzig 1934. S. 18 (Soergel: *Dichtung und Dichter der Zeit*. Folge 3.)

in der zweckbedingten Liebe keinen Raum; es hatte im Zeugungsakt aufzugehen, der allein dazu diente, dem Staat Kinder und den Kanonen Futter zu liefern. Wahrhaft lammfromm nehmen sich diese Frauen (mit abschreckenden Ausnahmen) aus. Bei Josefa Berens-Totenohl erscheinen sie als scheu, still, sanft, wie «eine Blume wohlverwahrt» (5a). *Dienen* und *Gebären* ist ihre einzige Aufgabe. Ihren *fruchtbaren Schoss*, die *nährenden Brüste* preist Kolbenheyer (5b). Etwas anspruchsvoller ist der Hymnus auf die Mutterschaft von Ludwig Friedrich Barthel (5c). *Blut-und-Boden-Dichtung* reinsten Wassers hingegen ist Herbert Böhmes *Ellwangerin* (5d). Vor diesem Text, seiner Schnulzenhaftigkeit, seiner Schwüle, seiner sprachlichen Korruptheit versagen die kommentierenden Worte.

## 1. ZURÜCK ZUR SCHOLLE

1a) HERMANN STEHR: *Der Schlesier*. In: Stehr: *Das Stundenglas*. Reden, Schriften, Tagebücher. Leipzig: List 1936. S. 185

Der Mensch des Volkes bändigt die durcheinanderlaufenden Aufregungen und Lockerungen seines Innern, die ihn als tausend Möglichkeiten umgaukeln und manchmal hart an den Rand mancher Ausschreitungen bringen, durch ein inniges, fast brünstiges Verhältnis zur Scholle, die ihn trägt und ihm die fertige Gestalt seines Lebens gibt, die ihn beherrscht, indem er sie sich unterwirft.

1b) GERD GAISER: *Der Erde Verlust*. In: Gaiser: *Reiter am Himmel*. Gedichte. München: Langen/Müller 1941. S. 19

Hat denn einer von uns eine tiefere  
Sehnsucht jemals gehegt unter den Süchten der Welt  
Als die bäurisch uralte  
Sehnsucht, auf eigener Erde als Herr zu stehn?  
Kam vielleicht nicht das andre,  
Das uns Not schuf wie Stolz,  
Jenes anspruchsvolle  
Grosse Vermessen,  
Das uns als Flieger zu kälteren Himmeln jagt  
Und zu fernerer Küsten  
Oder auf Schlitten ins einsame riesige Eis,

Das zu Maschinen uns drängt, immer grösseren, immer  
Mörderischeren, immer verschlagenem, oder  
Spielen um Letztes uns heisst, auf die Graufhut  
Pfadlosen Denkens schlafwandelnd hinausgewagt,

Kam es vielleicht nicht einzig aus ihrem, der Erde, Verlust:  
Der ungnädigen,  
Die uns Enterbten  
Schweifende Augen schuf,  
Einen schneidenden Jägerblick,  
Da wir, uns selbst überhoben,  
Antraten die grosse Fahrt?

Verhaltener wollten wir ja von den friedelosen  
Strassen uns wieder bescheiden, ebbenden Bluts  
Ruhiger in die eigene Fährte kehren,  
Unsere Äcker umreitend in einem Nachmittag.

Meine Freunde habe ich ausgefragt,  
Und da ich selber mir nachspürte,  
Eins nur vernahm ich:  
Dass wir glücklicher wären, wenn einzig trabte  
Unter uns eine Stute durch Roggen und weisses Korn,  
Und die Stunde priesen,  
Auszukämmen am Abend aus unsrem Haar  
Halme und Staub. Dass besser als jegliches andre  
Nachtmahl uns mundete, draussen, Salzfleisch und rauhes Brot,  
Wenn nur Geruch der Herden an unsere Schwelle wehte.

1c) EMIL STRAUSS: *Lebenstanz*. Roman. München: Langen/Müller 1940. S. 109, 125 ff.

«Wenn ich jünger wäre, würde ich jetzt bei einem Freikorps sein; aber so springung bin ich nicht mehr, drum hab ich mich zur Landwirtschaft abkommandiert und will aus meinem Stückchen Land möglichst viel Futter für das deutsche Volk herausziehen [...]»

Er hatte sich ja eigentlich genug geplagt! Man sollte vom Leben doch auch ein bisschen was haben, was einem schmeckt und Freude macht, – nachdem man so lange dieser teuflischen stinkenden Maschinenwelt willfährig war. Was sind wir doch für ein verruchtes Geschlecht, eine unglückselige Rasse

mit unserm Maschinenwahn! Frühere Zeiten und Völker haben Geheimnisse und Geheimnisse gehabt, – dass die Maschine ein Dämon ist und an der Kette liegen müsste, fällt uns nicht ein, wir lassen sie noch rasen. Das Kulturwunder, dass der Handlungsreisende mit 24 PS fährt und der Metzgerbursch auf dem Motorrad rast, bezahlen wir willig mit Verstaubung, Verstärkerung, Verärmung unserer Welt, mit neuen Krankheiten, mit Verkehrsnot, mit ungezählten Toten. Molochdienst, Inquisition und Hexenbrand waren Kinderspiel gegen die Mordlust des Maschinenwahns, jene konnte man abstellen, den Maschinenwahn nicht, er rast weiter, verpöbelt die Menschheit, und der Pöbel wird maschinell mit der Menschheit ein Ende machen. Gebt ihnen Maschinen und Fussball, und sie sind zufrieden, sie verzichten auf Herz und Hirn: Marx und der Pfaff dürfen ihr Spiel mit ihnen treiben, und die armseeligste Falstaffgarde darf das tapferste Volk repräsentieren.

Und man ist zu alt, um dem Frevel mit ein paar Pistolenschüssen ein Ende zu machen. Nun, es gibt ja noch junge wie Graf Arco!

Er zog an seiner Pfeife, sie war längst ausgegangen, er setzte sie wieder in Brand, rauchte ein paar Züge und dachte: Wohin bin ich aus meiner philosophischen Gartenhausidylle geraten! Platon wollte ich studieren und den Kant und Jesus – und Mozart wollte ich hören – und in mir höre ich Macchiavelli! Sind mir siebenundvierzig Jahre zu schwer für einen Freiwilligen im Osten, dann sollten mir Mordträume zu leicht sein für siebenundvierzig Jahre! Ich muss jeden Tag die Strasse hinauf gehen bis zu dem Schotterhaufen, durch das Bergtor nach Westen schauen und mich daran erinnern, dass Kolmar und Strassburg wieder jenseits der Grenzen liegen, dass wir verloren gegeben haben, was unsere Väter zurückerkämpft hatten, – dass wir zwar Männer haben, die mannhaftesten Männer, aber keinen Fürsten, dass nicht einmal die Todesnot dieser vier Jahre einen fürstlichen Mann aus uns herauszupressen vermochte, dass wir nun ein Chaos sind, ein wogender Nebel ohne Kern! – Wissen, es jeden Tag neu und genauer erkennen, gewiss! – Mich daran gewöhnen, nie! Einen neuen Kern träumen und hoffen, denken und fordern, in uns aufbauen und wollen, bis der Kern sich bilden muss durch Selbstzeugung wie jedes grosse, das nötig wird. Goethe kam nicht vom Vater, nicht von der Mutter, nicht von beiden zusammen, nicht von den Vorfahren, sondern aus dem Urgrund, und so erzählten sie von Jesus, Gott selber habe ihn gezeugt. Also arbeiten! Jeder an seinem Fleck, dass wir bereit sind, sobald er kommt! – sobald? – nicht so bald! Denn wir sind diesmal wieder Chaos! Ohne Bindung! Nach Jena 1806 dauerte es bis 1813, sieben Jahre, bis zum neuen Ruck 1848 dauerte es fünfunddreissig Jahre, fünf mal sieben, bis 1870 wieder einundzwanzig oder dreimal sieben, bis jetzt neunundvierzig, das heisst sie-

ben mal sieben. Wie lange werden wir uns gedulden müssen? Wieviel sieben Jahre? 1926 –? Keine Aussicht! Scharnhorst, Gneisenau, Yorck, Moltke, Roon – das waren leidenschaftlich politische Krieger! Unsere grossen Heerführer sind politisch jungfräuliche Kriegsspezialisten. 1926 bis 1933! – Keine Aussicht! 1940 – nun, in einundzwanzig Jahren wär's ja schon möglich, dass wieder ein «Preusse» wie Stein oder Schamhorst über diesen demokratischen Mürbeteig geriete und ihn umknetete. Einundzwanzig Jahre! – Da müsste ich also die Zähne zusammenbeißen, bis sie mir ausfallen. Dann bin ich siebzig und kann nicht mehr mit! – Priams grosser Heldenstamm verdirbt. Also – in die Hände gespuckt, gearbeitet, für Arbeit und Nahrung und Anstand mitgesorgt, dass Rechtes aufwachsen kann! Nein, es ist schon richtig, dass ich hier bin, nicht in der Stadt mit ihren Zeitungen voll reuigem, kleinmütigem Gesalbader, mit ihren ich weiss nicht wie vielen Parteien für ich weiss nicht wie viele Freistaaten, mit ihren Volksversammlungen, in denen nichts vom Volk zu spüren ist.

## 2. BAUERNFÄUSTE

2a) FRIEDRICH GRIESE: *Mensch aus Erde gemacht*. Drama. Berlin: Theaterverlag Langen/Müller 1933. S. 35

*Biermann* (*Hinter dem Tisch, trübe brütend, und es ist, als ob er jetzt nur mit sich selber spräche*).

Ich bin ein Mensch, siehst du, ein Mensch, aus Erde gemacht, aus einem Erdenkloss, wie die Schrift es sagt. Ich kann mich nicht anders machen, als ich bin. Ich könnt' mir Erde hinter die Zähne stopfen, ich würde sie kauen, und sie würde mir schmecken [...] Ich könnte mich auf den Bauch legen und so über mein Land kriechen, durch Busch und Graben und über den Kleeacker, und ich würde nicht müde dabei werden. Ich bin so geboren und werde so sterben, wie du in deinen Leib hineingeboren bist und so sterben wirst.

*(Er hebt die Hand mit einer übermenschlichen Anstrengung, aus seiner Stimme klingt eine Mischung von drohendem Groll und einem Bitten um Verstehen und Verzeihung.)*

Ein Mensch, aus Erde gemacht, aus einem Erdenkloss, Godem, Lena!



2b) INA SEIDEL: *Der Pflüger*. In: Seidel: *Gedichte*. Eine Auswahl. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1949. S. 11

|   |   |
|---|---|
| Mit wuchtigen Knien,<br>Von Krähen umschrien,<br>Im Dunst seiner Pferde,<br>Die Fäuste am Sterz –<br>Samt Pflugschar und Rossen<br>Selbst bodenentquollen,<br>Stampft er jetzt die Schollen<br>Und zwingt in die Erde<br>Sein reissendes Erz. | Die Brache umbrechen,<br>Heisst Kräfte lossprechen,<br>Die Erde braucht Hände,<br>Zu lösen ihr Herz.<br>Mann, Pflugschar und Rosse:<br>Vor Erde genommen,<br>Zur Erde gekommen,<br>Gestalt aus Gelände<br>Im dampfenden März. |
|---|---|

### 3. BLUT UND BODEN

3a) LULU VON STRAUSS UND TORNEY: *Väterheimat*. In: Strauss und Torney: *Erde der Väter*. Ausgewählte Gedichte. 11.-20. Tsd. Jena: Diederichs 1939. (Copyright 1936) S. 64

|  |   |
|--|---|
| Ernste Erde der Väter,<br>Hat dein Traum es verspürt,<br>Dass ein Enkel, ein später,<br>Scheuen Fusses dich rührt?<br>Bäume, rauschende Wächter<br>Über niederem Dach,<br>Wird vergangner Geschlechter<br>Bild und Stimme euch wach? – | Wandernde, Unrastvolle,<br>Treiben wir flüchtig hin,<br>Traum von Wurzel und Scholle<br>Liegt uns dunkel im Sinn, –<br>Und in drängender Welle,<br>Tief aus heiliger Quelle<br>Schwillt's zum Herzen und brennt,<br>Väter, vor eurer Schwelle:<br>Blut, das Erde erkennt! |
|--|---|

3b) PAUL ALVERDES: *Mutter*. In: Alverdes: *Die Nördlichen*. Gedichte. Berlin: Der Weisse Ritter Verlag Ludwig Voggenreiter 1922. S. 38

O meine Erde! Manchmal, wenn die Sonne  
das Blut in meinen Adern gärt und ich  
der Scholle hingeschmiegeter, allen Tieren  
nur Bruder bin, und atmend süß vertraut,  
so fühl ich plötzlich, wie von Dir zu mir  
im dunklen Drange und zurück die schwere  
und rätselhafte Woge gleichen Blutes  
uns brückend überströmt, als brausten Stimmen,  
die ich in Träumen meine Schwestern hiess

und stürzten, lang entfremdend uns, die Mauer.  
Dann küß' ich, die mich trägt, die braune Furche  
und spreche grüssend also: Sieh, da bin ich,  
der fortzuschneilen glühend ich beehrte,  
Geschoss, von Wünschen steil ins All gejagt –  
O meine Erde, meine liebe Erde,  
es treibt, von Vatergeist ins Blut geschauert,  
die Flammen namenlos mich fort zu stürmen,  
doch, Springer schon auf gottgewölbten Sohlen,  
begreif ich mit Entzückung eines Kindes,  
dass mich auf Händen doch die Mutter wiege!

3c) HEINZ STEGUWEIT: *Deutschland*. In: Steguweit: *Und alles ist Melodie*. Verse, Lieder und Balladen. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1937. S. 12

[...]

Bruder, soll der Angst Gebärde  
Alles sein, was uns verblieb?  
Hab den Himmel, hab die Erde,  
Hab die alten Wälder lieb!  
Säe, wo die Väter starben,  
Ernte, wo die Mütter ruhn,  
Und in jedes Bündel Garben  
Schliesse ein dein gläubig Tun!

Gott hat unser Blut gebunden  
An die Furche, die uns nährt,  
Wer in Arbeit Gott gefunden,  
Ist des Brotes Segen wert!  
Diese Demut, Bruder, trage  
tief in deine Seele ein,  
Und du lernst mit einem Schläge  
Das Geheimnis, Volk zu sein –!

3d) HERMANN CLAUDIUS: *Vor der Schlacht*. In: Claudius: *Hörst du nicht den Eisen-  
schritt?* Zeitgedichte. Hamburg: Janssen 1914. S. 15 f.

Und wenn mein Blut denn fließen muss,  
noch einen letzten Abschiedsgruss,  
heilige Erde.

Du blickst so stumm mir ins Gesicht,  
als wolltest du mein Opfer nicht,  
heilige Erde.

Als sei der Nebeltau der Nacht  
als Opfer dir genug gebracht,  
heilige Erde.

Sie sagen doch, du seist entehrt!  
Es senge und brenne ein Lügenherd  
über die Erde.

Den lösche nicht Wasser, den lösche nur Blut;  
sonst wühle und wandere die Glut  
ewig über die Erde.

So fliesse denn, mein Blut, mein Blut!  
So zage nicht, mein Mut, mein Mut!  
Nimm mich, heilige Erde!

3e) GERHARD SCHUMANN: *Die Lieder vom Reich*. München: Langen/Müller 1935. S. 18

Da bückte ich mich tief zur Erde nieder  
Und segnete die fruchtbare und sprach:  
Verloren, dir entwurzelt, lag ich brach.  
Ich komme heim, o Mutter, nimm mich wieder.

Da wurde Strömung alten Blutes wach,  
Die in den dunklen Schächten schlief und schwieg,  
Erschauerte und wuchs und schwoll und stieg,  
Fuhr durch die Adern hin, ein Flammenbach.

Und aus des Herzens aufgerissnen Schollen  
Brach heiss das Blut und schäumte Frucht und Tat.  
Wie Innen – Aussen zueinander quollen!

Und rot aufwehend, Fahne junger Saat,  
Schwang durch die Lüfte hin der Jubelleich.  
So wuchs aus Blut und Erde neu das Reich.

#### 4. SEGEN DES GESCHLECHTS UND REINEN BLUTES

4a) JOSEFA BERENS-TOTENOHL: *Einer Sippe Gesicht*. Jena: Diederichs 1941. S. 18 f., 33, 65 ff.

Ein tief Geheimnis brennt im Blut  
das durch Geschlechter brünstig läuft;  
wie es sich wandelt, wie es schweift,  
wie es in heit'rem Spiel durchstreift  
des Lebens Gärten bunt und rot:  
eins bleibt es, mag's in hundert Sinnen,  
mag es in tausend Adern rinnen,  
es hat nicht Wechsel, hat nicht Wahl,  
zu einer Lust, zu einer Qual  
muss es auf ewig neu beginnen.  
Ein tief Geheimnis brennt im Blut  
der Bauern auf dem Munkhof – ach!  
Es hat nicht eine Hand geruht,  
sie schafften all dem Ahnherrn nach.  
Der starre Fels wich ihrer Hand,  
der wilde Wald zahlt seinen Sold,  
aus öder Wildnis wurde Land,  
aus Sumpf und Dickicht Weizengrund.  
Wie blinkten Giebel bald und Dach  
im Morgenschein, zur Abendstund!  
In Truhen häuft sich Gold zu Gold,  
und Linnen, weiss und klar gesponnen!  
Es wurde mehr und mehr gewonnen  
an Geld und Gut. [...]

Unselig, wenn des Blutes Strom  
zu Seiten sich ein Bette gräbt,  
aus dessen Tiefen das Phantom  
zukünftiger Rache sich erhebt!  
Erst zögernd wie ein Wetter fern,  
das überm Horizonte steht,  
dann drohend wie des Unheils Stern,  
wie der gefürchtete Komet  
des Äthers Bogen flammend streift;  
so nach des Bauern Leben greift  
das Unheil, von ihm selbst gezeugt,  
zur Erde es ihn niederbeugt.

Schwer wie die Nacht wiegt Blutes Schuld.  
Kein Lichtstrahl wird ihr Dunkel brechen,  
kein Mund wird einen Segen sprechen  
und ach! kein Gott ein Wort der Huld.

Der Munkhoferbe wuchs heran,  
Der Bruder auch, der Sohn der Magd.  
Zuerst war's Spiel. Doch bald begann  
der Streit ums Recht. Es ward gesagt  
ein hartes Wort, ein rasches Nein!  
Der Echtgeborne murrte und grollt,  
denn auch der mindre Bruder wollt'  
sein gutes Teil. [. ..]

Durch drei Geschlechter schien zu ruhn  
der Munkhofbauern wilde Kraft.  
Es wurde treu am Werk geschafft,  
und auch der Frauen emsig Tun  
war, wie es sein soll, klug und gut;  
doch schwieg der alte harsche Mut  
an manchem Tag und manchem Ort,  
wo früher ihr gewichtig Wort  
des Bauern Fäuste mitgesprochen.  
Es schien, als sei die Kraft gebrochen  
der Männer durch die zarte Frau.  
Von fernher nur aus Nebelgrau  
sprach flüsternd noch der Mund der Sage.  
Er trug es hin durch viele Tage,  
das Wort von Schuld, die ungesühnt,  
von Tod und Untergang, verdient  
in viel Geschlechtern Haupt für Haupt.

Dann plötzlich, eh man es geglaubt,  
brach er noch einmal wieder auf,  
der alte Trotz, gesammelt lang  
und lang gestaut. Im Überschwang  
aus dunklen Tiefen bricht darauf  
also des Stromes wilde Kraft,  
erlöst aus Hindernis und Haft.  
Es war geschehn fast über Nacht,  
dass Munksart wieder aufgewacht.

Mittwinter war's. Das Eis trug gut,  
und fröhlich trieb das junge Blut  
des Dorfes just sein muntres Spiel  
auf Bach und Teich. Es fand kein Ziel  
auch bis zur späten Abendstund. [...]

Nur einen dünkt's ein schlechtes Spiel,  
den jungen Munk. Des Müllers Maid  
ihm lange heimlich schon gefiel.  
Er hätte offen längst gefreit,  
doch bat sie selber um Verzug.  
Ihm schien es an Geduld genug.  
Er dachte heut sie zu gewinnen,  
da sah er, dass ein anderer kam,  
gewachsen gross, mit gelbem Bart,  
von Gang und Haltung Munksche Art!  
Und vor des Bauern Augen nahm  
er sie für sich. Drauf wie von Sinnen  
der Munk starrt beiden ins Gesicht.  
Das sucht' er in dem Mädchen nicht,  
der Erbin einst von Haus und Gut.

«Der Bastard!» höhnt er. Wie von Glut  
so stand das Mädchen übergossen.  
Gewiss hat es auch sie verdrossen,  
doch tat sie nicht den kleinsten Schritt  
zu ihm herüber. Ob aus Scham?  
Ob aus Bestürzung? Plötzlich nahm  
der Bastard sie. Er braucht Gewalt.  
Ein Lachen übers Eis hinschallt,  
ein dumpfes Fluchen hinterdrein,  
ringsum im Kreis ein ängstlich Schrei'n,  
und drauf im Wirbelwind daher  
saust jenes Paar die Kreuz und Quer, [...]

Also begann der lange Streit.  
Zwei Bauernsippen standen auf:  
die echtgeborne, die im Lauf  
von viel Geschlechtern, vieler Zeit  
Besitz gesammelt, reich und schwer, [...]

Die andre Sippe, die der Magd,  
gestiegen einst aus Schuld und Nacht,  
gefallen tief in Fluch und Not,  
sie spürt als oberstes Gebot,  
dem Munkhofbauern nachzustreben;  
ihr war der gleiche Trieb gegeben,  
der jenen ihre Macht verschafft.  
Doch war sie anders, diese Kraft.  
Ihr fehlt der Stolz, sie hat nur Gier.  
Wo in der Munkhofsippe schier  
Gesetz befahl und harte Pflicht,  
wo vor den Vätern sie Gericht  
und Urteil fühlte gleichermassen,  
die niedre Sippe musste hassen  
den Stamm, aus dem sie selbst entsprang,  
und der sie tief zu Boden zwang.

#### 5. SCHOSS DER MÜTTER

5a) JOSEFA BERENS-TOTENOHL: *Einer Sippe Gesicht*. Jena: Diederichs 1941. S. 12 f.

Durch zwölf Geschlechter ohne Wanken  
läuft eines Bluts geheimer Zug:  
zwölf Bauernköpfe, hart genug,  
zu brechen alle Wehr und Schranken,  
zu jedem Kampfe froh bereit.  
Zwölf Bauernstirnen, hoch und breit;  
inmitten einer Furche Zug,  
zackicht, wie Blitzes Feuerspur;  
und um den Mund ein Wetterbrau'n,  
ein noch verschwiegenes Drohen nur,  
teils unter Bärten tief versteckt,  
und dennoch – dennoch: zwölfmal Grau'n  
die Reihe dem Betrachter weckt.  
Ihn fröstelt leis. Er fragt mit Recht:  
Wo blieb der edelste der Triebe?  
Wo blieb, wo blüht bei dem Geschlecht  
von Bauern, ach! wo blüht die Liebe?

Vielleicht in scheuer stiller Art  
im Heckenwinkel gut verborgen  
wuchs eine Blume wohlverwahrt,  
betreut von frommer Frauen Sorgen.  
Vielleicht! Schau hin! Mit sanften Mienen  
stehn neben ihrem Ehgemahl  
gereiht die Frauen ihrer Wahl.  
Sie haben wenig nur geschienen  
im starken Licht, das sie umloht;  
jedoch wie auch die Macht gedroht,  
sie hat die Blume nicht geknickt.  
Zerlitten wohl, doch nicht zertreten,  
bedrängt viel und viel beglückt,  
so schau die Frauen aus den Reihn;  
und blickt der Mann oft finster drein,  
die Frauen sieht man heimlich beten.

5b) ERWIN GUIDO KOLBENHEYER: *Die Brücke*. In: *Das Kolbenheyer-Buch*. Karlsbad-Drahowitz und Leipzig 1937. S. 182

Ich bin rückständig, sehr rückständig.  
Ich will, dass die Frauen Frauen sind.  
Ich bin so rückständig wie die Natur,  
die den Frauen einen fruchtbaren  
Schoss, nährende Brüste, Instinkt  
für Familie angeschaffen hat.

5c) FRIEDRICH LUDWIG BARTHEL: *Von Männern und Müttern*. In: *Die neue Literatur*. Jg. 39. 1938. S. 379

Mütter sind immer die Gleichen und immer liegen die Äcker  
Breithin und dulden den Pflug. Sie schlafen, so meinst du; sie nehmen  
Ihre Freude in sich und geschehen. Willst du vor Müttern  
Oder vor Äckern erstaunen, so musst du hinknien. Sie sind nicht  
Anders fassbar als liebend und leise von innen. Du kniest nicht  
Nur vor Äckern und Müttern – das süsse Verhängnis des Daseins,  
Wie aus dem winzigen Golde der Samen durch Gnade und Auftrag  
Brot und die Knospe des Kindes, dies längst Gewesne, erneut wird,  
Tragen sie um als die innigsten Schreine Gottes, und wenn du  
Kniest, ein Beschenkter, so kniest du vor ihm, dem Lebendigen, Ruhig



Wie das gemessene Jahr wird dein Herz und du weisst nun, was immer,  
Was nur im Fliehen erfreut, und bescheidest dich. Niemand versteht das  
Schweigen Gottes – der Jeglichem beiwohnt, aber inmitten –  
Wer nicht die Scholle versteht und das scheue Magdsein. Du selber  
Warst ja das Reis in dem Schoss einer Mutter und wurdest gewaltig  
Erst in den Schrecken des Kriegs und der Männervernichtung, im engen  
Wirbel von Rat und Verrat erst gewaltig. Denk es, zu jener  
Stunde unsagbaren Jubels, da du begannst, war der Wille  
Eines Mannes nur Lächeln traumzarter Verstrickung und schuf doch  
Tiefer Belebtes als Flug der Propeller und singenden Raum, er  
Schuf den Atem des Leibes, hinübergeneigt in die wache  
Demut der dienenden Frau, der dienend erhöhten: Nicht war mehr  
Eins und das Andre, nur beide in überschwenglicher Eintracht  
Oder du köstliches Leben, verborgen noch, aber gezeugt zu  
Deinem Schicksal, dem vater- und mutterbürtigen.

5d) HERBERT BÖHME: *Die Ellwangerin*. In: Böhme: *Der Kirchgang des Grosswendbauern*.  
Novellen. München: Eher 1936. S. 83 ff.

Jemand lief ihr hinterdrein.

Sie hörte es.

Der Fall seiner Schritte schlug immer lebhafter auf das Pflaster der Strasse.  
Sie hastete an den Kiefern vorbei, die sich über das Feld gedrängt hatten und  
nun am Wege standen mit ihren hohen Wipfeln und weiten Astarmen.

Schwere Bauernstiefel musste der Jemand anhaben. Es hallte von den Bäu-  
men wider wie Tropfenfall.

Noch einmal kam der Ruf geflogen, kam wie ein Nachtvogel mit Mondlicht  
in den Flügeln und grossen blanken Regenaugen dazu.

Kam wie Wind über warme Felder.

Da stand sie.

Sie wandte sich nicht.

Sie lag ihm in den Armen, der auf langer Wanderschaft gewesen war,  
seines Herzens Sehnsucht zu finden, seine Heimat zu suchen.

Seiner Mutter müdes Krankenbett hatte es ihm eingegeben.

Vielleicht lag auch seine Heimat in den Bergen.

Heimat.

Wortlos kam der Hauch ihres Daseins aus seinem Munde. Kam wie der Wind  
auf weiten Wegen von der Sonne her und bettete sich in das wartende Land.  
Blut drängte zu Blut.

Um zwei schlagende Herzen schloss sich ein Kreis, der war stärker als der Fels, aus dem die Dome und Münster gebaut wurden, und der Strom, den er trug, war gewaltiger als aller Bäche anwachsendes Meer. Noch einmal sagte es der Mann, und es lösten sich Gewitter aus seiner Seele, dass man es an der Macht seines Körpers verspürte.

Seine Hände packten die Arme des Mädchens, dass sie aufschreien wollte und doch nur Tränen fand, die den Laut erstickten und nichts anderes wurden als beglückende Freude, die ein Mensch auf einmal zu verschwenden vermag.

Da riss es ihn vollends hin.

Sterne, Mond und Wald und die Häuser des Dorfes und das Stoppelfeld, alle sollten sie es erfahren, was auf seiner Brust gebrannt hatte, dass er nicht frei werden konnte, den weiten Weg entlang, ob er dem Strom lauschte oder die Bauten der Städte sah, in Almen stand oder in den Hütten, die vierzig Jahre lange Dunkelheit hindurch, in der er das Fernweh seiner Mutter nicht zu überwinden vermochte.

Das Wort brach aus ihm heraus, gewaltig wie Steinschlag, dass sich Erde und Himmel in seinem Echo begegneten.

Heimat.

Und dann weinte er, wie ein Kind nur zu weinen vermag am Herzen seiner Mutter.

So stand er bei Evegund.

So sah er sie an.

Er liess nicht mehr von ihr.

Nun nicht mehr und in alle Zeit.

Er nahm sie zu sich und schritt mit ihr einen langen Weg entlang, durch das Feld des Sandwegbauern und durch den Kiefernwald. Von fernher tanzte Musik zu ihnen, die den Erntekranz ausspielte.

Er nahm das Mädchen mit auf den Hof, der ihm gehörte. Jetzt gehörte er ihm, Herz schlug zum Herzen, Atem seines Namens wuchs durch Ställe und Haus. Mitten auf dem Hof stand er.

Die Knechte machten sich aus dem Wege, und die Mägde schlossen das Tor hinter sich. [...]

Der Altknecht aber blieb stehen und sah ihn an und faltete seine Hände.

Da wandte der Heimgekehrte seinen Blick und hielt das Mädchen, und die Augen leuchteten ihm von aller Herrlichkeit des Lebens, und er senkte seine Sehnsucht tief in ihr Herz, dass es warm darin wurde, wie die Erde vom Frühwind warm wird, und ihr Gesicht sich darin rötete. «Sandwegbäuerin», sagte er zu ihr.

Der Hof erzitterte heimlich, wie er seinen Namen hörte.  
Er nahm ihn auf und schwang ihn durch die Ställe und Scheunen hindurch,  
dass noch das Feld davon erbebt. Es klang aber der Name des Hofes aus den  
vollsten Ährglocken des Kornfeldes schöner, als jemals der Mahnruf des  
Gebetes von den Türmen der Kirchen und Dome zu klingen vermochte.  
Dem Sandwegbauern wurde es gewiss, dass der Name mit Schweiss und Blut  
eingeschrieben stand in den Furchen des Ackers, und dass er eherner war als  
alle Worte der Heiligen Schrift und dass er der Priester war, der diesen Na-  
men verwahren musste unter dem Herzen seiner Bäuerin.  
Da blökte ein Muttertier aus dem Schafstall. [...]

## B. Vom «Volkhaften» zum «Völkischen»

*Das volkhafte Empfinden*, das die Heimatdichtung und mehr noch das *Blut- und-Boden*-Schrifttum angeblich auf so mustergültige Weise zum Ausdruck brachte, brauchte nur verallgemeinert und vom Land in die Stadt verpflanzt zu werden, um als Inbegriff *deutschen Wesens und deutscher Art* hypostasiert werden zu können. *Gesund und gerade gewachsen* mussten indessen die Menschen sein, die mit einem solchen Empfinden ausgestattet waren und denen dieses Empfinden galt. Sie hatten die *deutsche Unschuld*, die *deutsche Einfachheit*, die *deutsche Redlichkeit* und *deutsche Biederkeit* unter allen Umständen zu verkörpern. Zu ihren Tugenden zählten weiter: *Gehorsam, Treue, Manneszucht, Tapferkeit, Genügsamkeit, Gottvertrauen, Einsatzbereitschaft*. Ihre Bewährungsprobe aber bestanden diese Tugenden erst in der *Volksgemeinschaft*, ihre Bündelung versprach, eine *völkische Erneuerung* zu zeitigen.

«Gemeinschaft», schreibt Sontheimer, «war eines der magischen Worte der Weimarer Zeit. Von der Gemeinschaft der kleinen Gruppen (= Bünde) aufwärts bis zum Volk als letzter und höchster Gemeinschaft aller Deutschen reichte die Ausstrahlung eines Begriffes, über dessen Grenzen man sich nicht im Klaren war. Im Bereich des Politischen vermochte der Gemeinschaftsgedanke eine so nachhaltige Wirkung zu entfalten, weil Gemeinschaft Einheit, Stärke, Macht und innere Geschlossenheit verhieß, alles Dinge, an denen es der Weimarer Republik gebrach. [...] Gemeinschaftsgedanke und Volksgedanke fallen so letztlich in eins zusammen. Zwar kann sich die Idee der Gemeinschaft auch in kleineren sozialen Einheiten als dem Volk verwirklichen, aber wo dies geschieht, wie z.B. in den Bünden der Jugendbewegung, da ist solche Gemeinschaft vielfach schon begriffen als eine Keimzelle der grösseren Volksgemeinschaft, die noch werden soll<sup>50</sup>.»

Mit kaum einem Begriff ist mehr Missbrauch getrieben worden als mit dem der *Gemeinschaft*. Auch hinter seiner ideologischen Fassade steckt noch et-

---

50 Kurt Sontheimer: *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. München 1962. S. 315 f.

was von der Ahnung menschlichen Zusammenlebens, das von den Schranken der Herrschaft befreit ist; und fraglos verdankt er seine grosse Anziehungskraft in den zwanziger Jahren nicht zuletzt dem ihm inhärenten Protest gegen die gesellschaftlichen Missstände der Zeit. Ihre Überwindung hätte aber zunächst einmal die Kenntnis der Faktoren, die die Gesellschaft strukturieren, vorausgesetzt. Allein dieser Gedanke war den *völkischen* Ideologen nicht nur fremd; er war ihnen in tiefster Seele zuwider. Schon jeder Begriff von Gesellschaft war ihnen verpönt: die *Volksgemeinschaft* musste als Ersatz dafür erhalten. Die Struktur der Gesellschaft, ihr Wesen, ihre Spannungen und Widersprüche zu verdecken, jede soziale und politische Opposition, die auf der Einsicht in diese Widersprüche basiert, zu bremsen, war die Aufgabe, die sich mit der Propagierung dieses Ersatzbegriffes verband. Er hatte seinen Zweck darin, die Massen für ein Ideal zu begeistern, das etwas wie Gemeinschaft vortäuschte, hinter dem sich in Wirklichkeit aber gerade das Gegenteil davon verbarg, nämlich die Aufrechterhaltung des Herrschaftsanspruches der Privilegierten über das Volk.

*Volksgemeinschaft* kam aber vor allem den eingewurzelten Vorstellungen des Kleinbürgertums entgegen, das sich schon immer mit *Volk* identifizierte und in dessen verlorengangener Präponderanz die Ursache für das, was es als gesellschaftliches Gebrechen ansah, erblickte. Es waren dies nicht nur die Krisensymptome der bürgerlichen Gesellschaft (Inflation, Arbeitslosigkeit etc.), sondern auch das demokratische und insbesondere sozialistische Denken. KoZÆbot sich demgegenüber einmal als die verklärte Erinnerung an, zum anderen aber auch als probates Remedium aus dem Geist einer ressentimentgeladenen Zivilisationsfeindschaft.

«Die Idee des Volkes», heisst es bei Sontheimer an anderer Stelle, «entfaltet in der Weimarer Republik gerade darum eine so tiefgehende Wirkung, weil die Zerrissenheit des Volkes in Parteien und Klassen in ihr bedrückender erschien als je zuvor. Wenn gerade das Bürgertum sich mit besonderer Inbrunst dem Volksgedanken ergab, wenn Intellektuelle bürgerlicher Herkunft die Idee des Volkes auf ihr ideologisches Panier schrieben, so war das in gewissem Grade ein Versuch, den gesellschaftlichen und politischen Wandel im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert zu überdecken. Das Bürgertum war nach 1919 aus einem nationalen, staatstragenden Stand zu einer Klasse unter anderen geworden. Seine verlorene Vormachtstellung hoffte es sich mit Hilfe des völkischen Gedankens wieder sichern zu können, wenn auch unter Verleugnung der liberalen Ideen, mit denen es gross geworden war<sup>51</sup>.» Der anti-

---

51 ebenda. S. 308.

liberale Staatsgedanke hatte sich allerdings bereits im neunzehnten Jahrhundert des Begriffes *Volk* bemächtigt. Er trug jetzt seine Früchte. Im *Volk* verband sich gleichsam nicht nur die Garantie einer nationalen Einheit in landschaftlicher und stammesmässi-ger, sondern vor allem auch in klassenmässi-ger Hinsicht. Als Grundlage dieser Einheit galt jenes Gesetz des *Organischen*, das das Volk angeblich zu einer fast körperlichen Ganzheit macht, aus der es ein Ausbrechen nicht gibt. Jeder in diese Richtung zielende Versuch, d.h. jedes In-Frage-Stellen der Zweckmässi-gkeit dieses durch Tradition und Geschichte geheiligten Gebildes musste als Verrat gebrandmarkt werden. Zu der gewaltsamen Harmonisierung der Welt, basierend auf einem Menschen- und Gesellschaftsbild, das den realen Verhältnissen des zwanzigsten Jahrhunderts in nichts entsprach, gehörte deshalb die Verteufelung all dessen, was anders war und anders dachte. Das Gegenbild der Zersetzung wurde in dieser Literatur immer mitgedacht; dicht bei den Sternen lauerte der Feind. *Völkische Wachheit* und *völkischer Abwehrinstinkt* hatten deshalb allen Anfeindungen von innen und aussen Trutz zu bieten. Zu den, wenn man so sagen will, «natürlichen» Gegnern des autoritären Denkens, etwa den Marxisten, kamen allerdings noch die hinzu, die es sich selber schuf. Der Opposition, im eigenen Land als Fremdkörper desavouiert, gesellte sich das Fremde als der Feind schlechthin. Mit der Auffassung des Volkes als eines durch *Blutbande* geeinten *Organismus* verband sich die vom schicksalhaften *Kampf ums Dasein*, der angeblich auch zwischen den Völkern herrsche und ein friedliches Nebeneinander ausschliesse. Die *völkische Weltanschauung* verstand sich deshalb als *deutsche Weltanschauung*. Ihr Grundgedanke war der eines deutschen Volkskörpers, der von allen fremden Beimischungen frei war. Der *deutsche Mensch* war ein Wert an sich, der allein durch die *Reinheit seines Blutes* bestimmt war. Deutsch und damit erhaltungswürdig war nur das Eigene, alles andere aber *undeutsch*, *widervölkisch*, *artfremd* und deshalb allem Deutschen feindlich. Vor allem alles Internationale war dem *Völkischen* suspekt. Intellektuelle und Liberale, Juden und Freimaurer, Marxisten und Jesuiten, westliche Demokraten und östliche Bolschewisten wurden gleichermaßen zu Feinden gestempelt. Natürlich diente all dies ebenso dazu, jede aussenpolitische Aggression wie jeden innenpolitischen Terror zu rechtfertigen. Die Unzufriedenheit sollte auf ein geeignetes Ziel gelenkt, ein Blitzableiter geschaffen werden, an dem die Wut der Massen sich entladen konnte. Die Ermordung der Juden und der slawischen *Untermenschen*, die Vernichtung *lebensunwerten Lebens* waren die in die Tat umgesetzten Programmpunkte *völkischer* Lehren.

**1. *Gesund und gerade gewachsen.*** – In einem System, unter dem *Gesundheit* von Staats wegen dekretiert werden konnte, musste selbst dieser harmlose Begriff und dieser gewiss von jedem als wünschenswert betrachtete Zustand einen zweideutigen Charakter annehmen. In der während der NS-Zeit erschienenen Ausgabe von «Meyers Lexikon» heisst es: «Natürliche Voraussetzung für die Erhaltung hochgradiger Einzelgesundheit sind Erbgesundheit und ein Leben in demjenigen Lebensraum, in dem die Rasse in Jahrtausenden entstand und dessen natürliche Zustände eine volle Leistungsfähigkeit ermöglichen.» Folgerichtig hatte man einen *Gesundheitspass* und ein *Gesundheitsstammbuch* eingeführt, in dem nicht zuletzt auch eine *Ahnentafel* enthalten war. Die Gesundheitspolitik wurde mit der *Erb- und Rassenpflege* in engstem Zusammenhang gesehen und auch institutionell unter einem Dach vereinigt. *Gesundheiten* Körper und Geist bedeutete, dem massgeblichen *Äy^eideal* zu entsprechen und eine *positive* Einstellung zu den *völkischen Werten* zu demonstrieren. Intellekt und Kritik galten als *Entartungserscheinungen*, sie wurden für die *Erhaltung der Erbmasse* als schädlich angesehen. «Gesund und geradegewachsen» sind nach Hans Grimm die *Nordmänner*, die das «Vorrecht der Auswahl» in Anspruch nehmen dürfen (1a). «Biologisch geradezu defekt» hingegen sind nach Benn die Franzosen. «Unfähig rassenmässig zu denken», vertreten sie «heute Afrika statt Europa» (1b). Ähnliches findet sich bei Bertram, der «die Besetzung seines Rheinlandes mit Senegalnegern und anderen Farbigen als eine unsühnbare, unserm Volk angetane Blutschande» beklagt und daraus «das Gericht künftiger Ausrottung prophetisch» voraussagen zu müssen glaubt (1c). (Siehe auch I/C-2)

**2. *Deutsches Wesen und deutsche Art.*** – Die positive Einstellung manifestiert sich in den Tugenden, die angeblich das *deutsche Wesen und die deutsche Art* bestimmen. Ludwig Friedrich Barthel preist die *Einfalt*. «Wir sind kindlicher als jedes Volk.» Wenige Zeilen später entdeckt er, dass im «Antlitz» des *Führers* nichts «als frommer Zorn und schaffende Begierde» zu finden seien (2a). «Ehrlich mit den Augen des Kindes» fand Hermann Claudius schon den Deutschen in der Zeit des Ersten Weltkrieges. In einer *Deutschen Hymne* besingt er die *deutsche Friedfertigkeit* und ruft den Hass auf die bösen Neider herab, die am Krieg schuld seien (2b). *Einfalt* und *Ehrlichkeit* werden fast synonym gebraucht. Das Töten wird zu einer ritterlichen und gottgefälligen Handlung umgefälscht. «Reinheit tut not», erklärt Herybert Menzel am Schluss eines Gedichtes, an dessen Anfang vom Trommelschlagen, vom Sturmband, vom Kämpfen und vom Hassen die Rede ist (2c). Was hier mit verlogenerm Pathos vorgetragen wird, findet sich bei Steguweit mit allen At-

tributen einer tiefenden Sentimentalität. In einem «Weihnachtsspiel», das vom Ersten Weltkrieg handelt, will der Soldat Petermann auf seine Weise am Weihnachtsfeste Frieden stiften. Unter Glockengeläut, einem Choral und dem Knattern der Maschinengewehre stellt er im Niemandsland einen Christbaum auf. Natürlich kann dergleichen nicht gut ausgehen! Petermann, Sinnbild des *reinen Toren*, wird von Feindeshand niedergestreckt, ja, selbst dem Christbaum werden die Lichter ausgeschossen, ein «Gleichnis des deutschen Opfers» (2d).

**3. *Gehorsam, Treue, Manneszucht.*** – Die *deutschen Tugenden* bewähren sich vor allem im Krieg. Weinheber hat es uns leicht gemacht, sie im Einzelnen zu bestimmen, indem er ihnen einen ganzen Gedichtzyklus gewidmet hat, der ausser den hier zitierten Gedichten noch weitere enthält (3a). (Siehe auch I/D-1)

**4. *Segen der Arbeit.*** – Auch der Arbeiter und die Arbeit werden unter den Aspekten des *Dienens*, des *Opfers*, der abstrakten *Pflichterfüllung* und der *Zucht* gesehen. Die Arbeit ist blinder *Dienst am Volk*, genau besehen am Arbeitgeber. Jede Infragestellung des Begriffes *Volk* ist von vornherein ausgeschlossen. Der oft beschworene *Segen der Arbeit* gibt auf diese Weise dem modernen Produktionsprozess ein schicksalsmässiges Gepräge, während die Vertauschung des Begriffes Arbeiter oder gar Proletarier durch den des *Werkmannes* dem Bild des Industriearbeiters archaische Züge verleiht. Es sind immer das Handwerk und der Handwerker, die in diesem Bilde durchscheinen. Dass Arbeitskämpfe und Streiks hier nicht, oder wenn ja, so nur als vom Marxismus angezettelte Machenschaften, vorkommen, versteht sich am Rande. Philiströs ist die Gestalt des *Arbeiters*, wie sie Weinheber entwirft; der Schrebergarten erscheint als Inbegriff seiner Träume (4a). Die (späten) Gedichte Lersch's sind beherrscht von einem penetranten nationalistischen und militaristischen Schwulst. *Soldatenblut* und *Handwerks zucht* sollen die Gewähr für die Befreiung des Arbeiters bieten (4b). Wie Lersch sich diese Befreiung vorstellt, zeigt er in einem anderen Gedicht, *Soldaten der braunen Armee* (4c). (Siehe auch III/C-1)

**5. *Volksgemeinschaft.*** – Mit der Einbeziehung des Proletariats in das zur *Gemeinschaft* erklärte Volk sollten die letzten Schranken fallen, die die Gesellschaft bis dahin in divergierende Klassen schieden. Allerdings nur in der völkischen Ideologie, d.h. auf dem Papier. Die Wirklichkeit freilich ändert sich durch blosser Deklarationen nicht; indem der völkische Plunder die realen Spannungen und Widersprüche der Gesellschaft hinter einer Nebelwand



von Phrasen verbarg, erwies er sich nur als ein Mittel zur Zementierung des Bestehenden. Benn sieht in der *Volksgemeinschaft* «einen Teil der Menschenrechte neu proklamiert» (5a). Lulu von Strauss und Torney kündigt ihr nahendes Kommen an (5b). Während sie noch das Licht beschwört, hält Blunck es – den Realitäten besser gerecht werdend – lieber mit der Dunkelheit: «Eine dunkle Gemeinschaft sind wir von Lebenden, Toten und Kommenden. Wir, Deutschland» (5c). Den *gesunden Volkskern* preist Emil Strauss: «eine neue volksmässige Ordnung! Eine bezwingende Melodie, eine überwältigende Suggestion! Die auch den Arbeiter gewinnt!» (5d). Gegen den Sozialismus, die Internationale polemisiert Johst: «Klassenkampf stirbt aus.» Die *Volksgemeinschaft* werde ihn ersetzen. In ihr gäbe es kein Verdienen mehr, sondern nur noch «dienen: Der Einzelne ein Blutkörperchen in der Blutbahn seines Volkes» (5e). Die melodramatische Variante dieses Denkens findet sich in dem Roman *Das unsterbliche Volk* von Max Barthel. Er handelt von enttäuschten Kommunisten, die zum NS überwechseln. Während einer Reise in die Sowjet-Union stösst der Held des Buches auf alt-ingesessene Russland-Deutsche, die die Sowjet-Union verlassen wollen. Er lernt, wie sollte es anders sein, ein deutsches Mädchen kennen. Wie «eine Blutsäule heiliger Musik» rührt die Liebe ihn an und führt ihn, der früher «für die Menschheit geschwärmt und gekämpft» hat, wieder zur «Schicksalsgemeinschaft seines Volkes», die «mit Feuer getauft» und «im Blut gebadet» ist, zurück (5f). (Siehe auch III/B-6)

**6. *Völkische Wachheit.*** – Die *Volksgemeinschaft* muss, auf dass sie zusammenhalte, die in ihr nicht zu kompensierenden Emotionen nach aussen projizieren. Der *Hass des kleinen Mannes*, den dieser nicht abreagieren kann an denen, die ihn an der Kandare halten, schafft sich den geeigneten Sündenbock, dem all das angedichtet wird, was er an sich selber nicht wahrhaben darf<sup>52</sup>. Der *völkische Abwehrinstinkt* muss immer von neuem angestachelt werden, einmal um jede Möglichkeit einer Selbstbesinnung auszuschliessen, zum anderen, um der Aggressivität die zur Verfolgung der ausserpolitischen Ziele erforderliche Intensität zu verleihen. Kernstück dieses Hasses, wenn auch keineswegs seine einzige Manifestation, war der Antisemitismus. Der Mann, dem das «Verdienst» gebührt, den Antisemitismus in die NS Literaturgeschichte eingeführt zu haben, war Adolf Bartels; auf seine

52 Vergl. hierzu die folgenden Auslassungen von Goebbels auf dem Reichsparteitag 1937 über die Juden: «Sehet, das ist der Feind der Welt, der Vernichter der Kulturen, der Sohn des Chaos, die Inkarnation des Bösen, das Ferment der Dekomposition, der plastische Dämon des Verfalls der Menschheit.»

«Bedeutung» hat der ihm geistesverwandte Hermann Burte anlässlich seines 80. Geburtstages im Jahre 1942 in einer Rede hingewiesen (6a). Der antisemitische Roman par excellence, Artur Dinters *Die Sünde wider das Blut* illustriert in billigster Kolportage-Technik die faschistische Rassenlehre; sie wird von ihm in einem umfangreichen Anmerkungs-Apparat auch «theoretisch» abgehandelt (6b). Ist Dinters Buch der direkte Vorfahre des *Stürmer*, so wirken die antisemitischen Stellen in Zöberleins *Der Befehl des Gewissens* wie *Stürmer*-Plagiate (6c). Mit diesen bereits ins Gebiet der Pornographie fallenden Abnormitäten hat das faschistische Schrifttum einen nicht weiter zu unterbietenden Tiefstand erreicht. (Siehe auch I/A-2; II/A-4; III/C-6)

## 1. GESUND UND GERADE GEWACHSEN

1a) HANS GRIMM: *In das Geburtstagsbuch des fünfzigjährigen deutschen Führers*. In: August Friedrich Velmede (Hrsg.): *Dem Führer. Worte deutscher Dichter*. o. O. 1941. S. 54 f. (*Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht*. Heft 37)

Es geht um den heimlichen Willen zu einem ganz neuen Menschentume und zu einem ganz neuen und echteren Bunde mit Gott. Und darum wird bei uns Deutschen am leidenschaftlichsten und tiefsten gerungen in Jeglichem, was geschieht.

Die alten Lehren und Erkenntnisse sind nicht falsch, nur sie reichen nicht mehr aus. Unter den alten Lehren und Erkenntnissen ist die Welt unversehens vor eine wahnwitzige Not geraten: Menschenhorden entstanden und entstehen und machen die ratlose Erde hässlich und fressen sie kahl. Vom falschbegriffenen Nationalismus der Kabinette aus gönnen die Horden sich als Staaten das Volksleben nicht, und vom falschbegriffenen Evangelium aus möchten sie dennoch jedes Einzelleben, ob gesund ob krank, als geheiligt betrachten.

Der grosse heimliche Wille zu einem neuen Menschentume und einem neuen echteren Bunde mit Gott geht auf die verpflichtete Auswahl an Stelle der Horde und auf das Vorrecht der Auswahl, die gesund und geradegewachsen ist und gesund und geradegewachsen denkt und gesund und geradegewachsen fühlt, und die also nicht lügt aus Bequemlichkeit und weil ihr eine ganze Erfüllung doch unmöglich erscheint, sondern die zum grossen Gotte ehrfürchtig aber Auge in Auge zu stehen vermag, wenn sie das neue Gesetz von ihm endlich empfängt.

1b) GOTTFRIED BENN: *Lebensweg eines Intellektualisten*. In: Benn: *Kunst und Macht*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1934. S. 165 f.

Ich bin von der Generation, die infolge ihrer Stellung und ihrer Erlebnisse vielleicht besonders befähigt ist, das eine ganz klar zu sehen: müsste die weisse Rasse zugrunde gehen, würde sie an Frankreich sterben. Ich bin von der Generation, die Frankreich noch ganz besonders empfunden hat, seinen Reiz, seine Grösse, durch Nietzsche wirkte es mit Stendhal und Flaubert auf uns, durch George mit Baudelaire und Verlaine, in den letzten Jahrzehnten kam der Impressionismus dazu und die Architektur, kurz vor dem Krieg lasen wir Claudel und Gide, Bergson und Suarez, und es war ein grosser Geist, der aus Frankreich kam, und jetzt kommt aus ihm Europas Ende. Denn Frankreich hätte nach dem Sieg noch einmal führen können, und alle hätten seine Führung anerkannt, auch Deutschland, die wirkliche Führung eines Volkes, das so grossartig und legitimiert das Abendland miterschaffen hatte. Aber Frankreich schloss sich in Beton und Wälle ein, pfahlbürgerte hinter der grossen Mauer, federfuchste an seinen Klauseln und Verträgen und bewachte, als ein kleinliches Provinzvolk aus Notaren, seinen wunderbaren Antiquitätentrödel: unfähig, rassenmässig zu denken, biologisch geradezu defekt, dysgenisch und geistig tankneurotisch vertritt es heute Afrika statt Europa. Die weisse Rasse, das ist Deutschland, Jugend, vergiss es nie, ihre letzte Züchtung, ihr letzter Glanz bist du.

1c) ERNST BERTRAM: *Möglichkeiten deutscher Klassik*. George-Rede 1933. In: Bertram: *Deutsche Gestalten*. Fest- und Gedenkreden. Leipzig: Insel-Verlag 1935. S. 308

Unsre Jugend verblendet sich gegen gar manches im Augenblick? Aber auch wir gewahrten Blindheiten, wie die dem deutschen Humanismus so oft eigentümliche Gefühlsblindheit für Wert und Rangordnung des Geblüts.

Wir sahen auch den wohlmeinenden Humanisten achselzuckend über Nietzsches, des Humanisten, Mahnwort: «Geist allein adelt nicht; vielmehr bedarf es etwas, das den Geist adelt: des Geblüts.»

Wir hörten ihn spotten über Georges ergriffenen Lobpreis des «geweihten Bluts der Lichtgehaarten», über sein hohes Bewusstsein dessen, was immer noch im Deutschtum «über noch so stolzen Nachbarn fürstet: im Blut ein uraltes unerschöpftes Erbe» – als habe kein Platon je gesagt: «leuchtend hell sind die Kinder der Götter», und kein Aristoteles: «Zu den blonden Menschen gehört die wohlgeratene Seele.» Wir hörten ihn höhnen über die vorgeblich

vermessene Empfindlichkeit unseres Volks, was damals die Besetzung seines Rheinlandes mit Senegalnegern und andern Farbigen als eine unsühnbare, unserm Volk angetane Blutschande erlebte, während Georges Gedicht über die Völker, welche die ärgste, die Blutschmach begehen, das Gericht künftiger Ausrottung prophetisch verhängte.

## 2. DEUTSCHES WESEN UND DEUTSCHE ART

2a) LUDWIG FRIEDRICH BARTHEL: *Dies hier ist Deutschland*. In: Barthel: *Tannenberg. Ruf und Requiem*. Jena: Diederichs 1934. S. 35 f.

Dies hier ist Deutschland: unter Euch, Ihr Völker  
Europas, nur ein schmales Reich von Menschen,  
Ein breiter Acker Landes. Vieles nimmt  
Ihr uns hinweg. Wir litten es. Das Herz  
Zu fühlen und den Klang des Geistes, dies  
Vergönnte selbst das Bitterste an Weh,  
Was einem Volk verhängt war, noch uns Duldern.  
Wir schreien nicht nach Rache, nur nach Recht.  
Wir bluten, bluten und beschwören Euch,  
Ihr Fremdlinge, und nicht nur unsretwegen –  
Ihr nennt uns Feinde und Ihr hasst uns – wir  
Beschwören Euch um Euretwillen: merkt,  
Dass hier ein Atem Welt ist und ein Dom,  
Den Gott begnadet. Wir sind kindlicher  
Als jedes Volk. So haben wir der schönsten  
Gedanken und des Bluts sogar, wir haben  
Der Grenzen viel vertan: einfältige  
Und weise Träumer Gottes, Deutsche.

[...]

Wir schöpfen einen neuen Menschen, schöpfen  
Ein neues Reich. Wir lieben uns, wir glauben  
An uns; ist dies so ungeheuer? Haben  
Wir Blut verschwendet? Oder opferten  
Nicht andre Völker keinem tiefren Sinnbild  
Mit andren Bächen Blutes? Sagen wir  
Denn: Nieder mit Euch! Und ist irgendwo  
In diesem Volk ein Mann, der Kaiser sein  
Und die Geschicke der Nationen wie

Ein Kartenspiel vermischen möchte? Jener,  
Der uns befiehlt, der Führer, plaudert er  
Vielleicht vom Frieden wie ein Heuchler? Oder  
Habt Ihr in seinem Angesicht vielleicht  
Die Züge der Verschlagenheit entdeckt?  
Wir Deutsche sehen nichts in diesem Antlitz  
Als frommen Zorn und schaffende Begierde, [...]

2b) HERMANN CLAUDIUS: *Deutsche Hymne*. In: Claudius: *Hörst du nicht den Eisenschritt*. Zeitgedichte. Hamburg: Janssen 1914. S. 7 f.

Friedlich schien die Erde.  
Der Deutsche lebte Handel und Wandel.  
Seine Kunst sah ehrlich mit Augen des Kindes.  
Und seine Hände waren geschickt, wie keine Hände der Welt.  
Da hob der Neid seine falbe Faust  
und reckte den knöchernen Finger  
und wies und schrie:  
Seht ihr das Riesenkind, wie es wächst? Seht ihr's?  
Sein Atem füllt schon die Erde. Fühlt ihr's?  
Seiner Sprache Gewalt dringt schon von Pol zu Pol. Hört ihr's?  
Harret nicht mehr! Noch regt es im Traum nur die Kräfte.  
Tötet es, eh es erwacht.  
Tötet es!  
Also der Neid. Und lispelnd kommen die Stimmen.  
Wispernd, flüsternd schwillt es und quillt es zusammen,  
schleichende, schwelende Flammen  
durch die Nacht:  
Tötet es, eh es erwacht!  
Tötet es!  
Deutschland hob seine Augen.  
Erschrocken –  
Wär es denn Wahrheit?  
Sah dann tief hinab in seine innerste Seele.  
Die sprach voll Klarheit:  
Gerecht ist deine Sache und wert.  
Schwinge dein Schwert!  
Man zwang es dir in die Rechte!  
Knechte

sollen die Neider sein.  
Jag ihre Herde!  
Reiss herab ihre falsche Gebärde!  
Werde  
Herr dieser Erde!

2c) HERYBERT MENZEL: *Gedicht*. In: *Künder und Kämpfer. Die Dichter des neuen Deutschland*. Hrsg. Paul Gerhardt Dippel. München: Dt. Volksverlag 1939. S. 131

Das allerdings:  
Es ziemt dem deutschen Dichter  
Kampf gegen's Gelichter,  
gegen die Feinde rings.

In seinen Versen muss er Trommeln schlagen,  
das Sturmband tragen  
ums schmale Gesicht.

Aufpeitschen muss er zum Kämpfen, zum Hassen  
und die Grimassen  
der Feinde verhöhnen:  
Sturm sein Gedicht.

Doch aber ist er von Deutschlands Söhnen  
berufen, den leuchtenden Stern zu tragen,  
vom Ewigen gläubig zu künden, zu sagen,  
in stilleren Tönen.

Wir sind, Kameraden,  
nur wert zur Erhebung  
bei frommer Ergebung  
in Gottes Gebot.

Und gehn wir in Eisen,  
muss jeder beweisen,  
dass rein in uns allen  
der Freiheitsdrang loht.

Wir werden nur siegen  
mit leuchtenden Augen.  
Es taugen nur Reine zum Kampf, der's Gemeine  
sieghaft überwindet. Reinheit tut not.

2d) HEINZ STEGUWEIT: *Petermann schliesst Frieden oder Das Gleichnis vom deutschen Opfer*. Ein Weihnachtsspiel. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1933. S. 15 f., 20 f.

*Petermann* Warum sprechen nur immer wir vom Frieden? Warum strecken  
nur immer wir die Hand aus? (*Schweigen*)  
Ihr sagt ja nichts, gar nichts! Man verliert ja allen Glauben!  
(*Schweigen. Petermann sinkt in sich zusammen und spricht im  
Folgenden sehr verhalten und nachdenklich.*)

Und Deutschland stirbt wie ein Märtyrer. Ist Gott nicht mehr un-  
ser Freund? Muss er nicht halten mit denen, die sich versöhnen  
wollen? Mein Vater sagte in seiner Predigt am Grab der Mutter:  
«Murret nicht, dieweil ihr geprüft werdet! Wer ausharret, wird  
gekrönt! Wer sich opfert, wird auferstehen!» – Meine Mutter hat  
ihren Frieden. Und der Kaiser war ein ehrlicher Mann. –  
Kilian, sag doch was!

*Kilian* Petermann, – wenn du mein Junge wärst, ich würd' dich jetzt an  
mich drücken – so – (*er tufs*)

*August* Die andern wollen nicht!

*Petermann* Wollen nicht?

*Kilian* Darum müssen wir weiterkämpfen!  
Müssen – müssen – müssen –!

*August* Ja, so is et. Akkurat is et so!

*Petermann* Wenn man den Feinden nun sagen würde: Kommt, alles soll  
wieder gut sein, es ist genug Leid gewesen. Genug Tränen.  
Genug Tote, – bei euch wie bei uns – (*Schweigen*) Wisst ihr  
keine Antwort?

*Kilian* Junge, det alles ha'm wir schon viel zu oft gesagt!

*August* Sie wollen aber nicht! –

*Kilian* Nee, se wollen nicht!

*Petermann* Und heut ist Weihnachten. –

(*Alle stieren eine Weile stumm in die Kerzen. Plötzlich greift*

*Petermann nach dem Christbaum und verlässt hastig den Unterstand.) [...]*

*Thomas* (aufschreiend) Da! Da! –

*Kilian* Was denn?

*Thomas* Ein Scharf schützt!

*August* Wo?  
(*Ein einzelner, peitschender Gewehrschuss. Sofort schweigen die Glocken, schweigt auch das Singen.*)

*Kilian (schreiend)* Petermann!

*Petermann (von der Deckung sinkend)* Ach –

*Kilian* Kopfschuss, – schnell, Verbandszeug, Thomas, los doch, – August, – Wasser –  
(*Alle bemühen sich um Petermann.*)

*August* Mitten durch die Stirn!

*Thomas* Petermann, Petermann –

*Petermann (stockend)* Vater Kilian –  
auch mich haben sie abgelehnt. Ich hatte es gut gemeint.  
Sehr gut, Vater Kilian –

*Kilian* Petermann – unser Petermann –  
(*Kilian sinkt schluchzend zusammen, August und Thomas betten den Toten.*)

*August* Wat sagste nu, Kamerad Thomas?

*Thomas* (*schmerzhaft*) Sei stille!

*August* Nu kommen dir die Tränen. –  
Nu weisste wohl, warum det alles so is hier draussen.  
Warum det so sein muss. –  
Sieh mal nach, ob der Christbaum noch da ist!

*Thomas* (*schaut über die Deckung*) Nichts zu sehn. Die Lichter haben sie ausgeschossen –

### 3. GEHORSAM, TREUE, MANNSZUCHT

3a) JOSEF WEINHEBER: *Die deutschen Tugenden im Kriege*. In: Weinheber: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. Salzburg: Müller 1954. S. 699 f.

#### Gehorsam

Wer nicht gehorchen kann, kann nie  
befehlen, wenn er noch so schrie.  
Begrift: Was würde aus der Welt,



wenn jeder tut, was ihm gefällt!  
Gehorsam setzt die Ordnung fest,  
nach welcher Gott sich messen lässt.  
Er sei dem Glauben gleich: So gross,  
so fraglos und bedingungslos!  
Ein Volk, das nicht zu folgen weiss,  
zerstört die Stufen, gibt sich preis.  
Vom stärksten Willen überdacht,  
geschieht die Rettung, wirkt die Macht.

#### Treue

Es war seit je der Deutschen Brauch  
die Treue bis zum letzten Hauch.  
So schwören wir in grosser Not  
die alte Treue bis zum Tod!  
Wem schwören wir? Dem starken Mann,  
dem Führer schwören wir voran,  
alsdann dem Blut, dem Land, dem Reich,  
ist keine Treu der unsern gleich.  
Ist keine Treu der *seinen* gleich,  
so fügte sich, so strahlt das Reich.  
In fernen Sagen sei's gesagt,  
was Treu um Treu getan, gewagt.

#### Mannszucht

Nichts ehrt den Mann so sehr als Zucht  
sein selbst: das ist Gehorsams Frucht.  
Und diese, die euch schweigend ehrt,  
macht euer Schmerz erst siegeswert.

#### Uneigennützigkeit

Deutsch sein hiess immer, heisst erst nun,  
ein Ding um seiner selbst zu tun.  
Wer bloss im Hinblick auf Gewinn  
das seine tut, zeigt Knechtessinn.  
Wer aber gar des Landes Not  
zum Schlechten nutzt, verdient den Tod.  
Da hab' er dann Profit und Geld!

Er war zu klein, der feine Held.  
Wir brauchen die Verdienere nicht.  
Wir brauchen Pflicht und wieder Pflicht,  
und reines Herz und saubre Händ',  
dass Gott die Not zum Guten wend'!

Gottvertrauen

Wenn Tapferkeit zu jeder Frist  
die erste deutsche Tugend ist,  
so sei als schönste deutscher Art  
das Gottvertrauen mit ihr gepaart.  
Der Glaube an die eigne Kraft  
den Berg versetzt, das Wunder schafft,  
doch bleibet innerer Stärke Kern  
der Hoffnungsblick auf Gott den Herrn.  
Er sieht und segnet unser Recht,  
so fahren wir mit ihm nicht schlecht.  
Nun, gutes Schwert, dich gut bewähr!  
Dein ist der Sieg und sein die Ehr –

#### 4. SEGEN DER ARBEIT

4a) JOSEF WEINHEBER: *Arbeiter*. In: Weinheber: *O Mensch, gib acht. Ein erbauliches Kalendербuch für Stadt- und Landleut*. München: Langen/Müller 1937. S. 12

Wir Hände millionenmal,  
in Werkstatt und Maschinensaal  
den Griff zu machen hingestellt;  
gleich reich, gleich arm in aller Welt.  
Gedungen für den Bissen Brot,  
aus Nöten dienend einer Not,  
alltage unten, alltag klein,  
mit Worten nimmer zu befrein,  
so lang geduldig, Weib, Kind, Mann,  
als uns ein Herr befehlen kann.

Des freien Himmels lang entwöhnt,  
durch ein Stück Garten ausgesöhnt,  
mit Gras und Zaun und Laubenbank,

so wüssten wir dem Leben Dank,  
so wär die Arbeit nicht zu schwer,  
wenn nur schon wieder Arbeit wär.  
Dass aber immer Arbeit sei,  
steh uns ein gutes Schicksal bei,  
damit die oben, Mann, Weib, Kind,  
wahrhaben, dass wir Menschen sind.

4b) HEINRICH LERSCH: *Es kommt dein Tag*. In: Lersch: *Deutschland muss leben!* Jena: Diederichs 1935. S. 58 f.

[...]

In deinen Adern, Werkmann, fließt noch kühn' Soldatenblut,  
In deinem Geist lebt straffe Handwerkszucht,  
Dein Ur-Ahn sass schon frei auf einem Ackergut,  
Schlug mit dem Preussenheer Napoleon in die Flucht.  
Von Ahn und Ohm hörtest du Heldentaten,  
Freiwillige waren sie. Grossvater Pionier;  
Von Düppel, Königgrätz, Paris erzählt er dir,  
Zeigt Orden stolz und Narben: Kriegssoldaten!  
Mit Bismarck einten sie das erste Kaiserreich.  
Du hörst – winktest abwehrend mit der Hand, dir war das alles gleich?  
Denn du begriffst nicht, was das alles dich angeht?  
Dein Vater war schon arm, du, Enkel, nichts als ein Prolet!  
So war dein kühn' Soldatenblut schon weit auf feiger Flucht,  
Aus deinem Geist verflog die alte Handwerkszucht?  
Nein!  
Und warst du auch nur der verachtete Prolet,  
Du wusstest doch, in neu Gesetz entsteht:  
Du siehst: in Brücken, Werken und Maschinen,  
Da kreist dein Blut, dem Volk zu dienen.  
Du hältst in deinen harten Händen  
Das kostbarste Geschenk: dich selbst, dein Leben, Fleisch und Blut.  
Du zögerst nicht, es deinem Volk zu spenden.  
Du weisst, das Werk, das du mit deinem Blut erschafft,  
Das du mit Hunger, Wunden, Schmach und viel Beschwerden  
Erhalten hast, muss einst zu deinem Eigen werden.  
Denn, Werkmann, du, du bist die Kraft!  
Dein Opferblut muss einst das Werk von allem Bösen,  
Von der Tyrannen Eigennutz und Herrschersucht erlösen,

Die Welt der Herren ist nicht von ewigem Bestand,  
Einst wirst du freier Mann im freien Arbeitsland.  
Wenn einst dein Tun als Vorbild durch die Lande geht,  
Bist du erlöst:  
Du bist nicht mehr Prolet!

4c) HEINRICH LERSCH: *Soldaten der braunen Armee*. In: Lersch: *Mit brüderlicher Stimme*. Stuttgart-Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt 1934. S. 179 f.

Wir sind die Soldaten der braunen Armee,  
Die Kolonnen der eisernen Zeit,  
Unser Vormarsch ging durch Blut und durch Weh  
Im bitterm Bruderstreit.  
Doch wir kämpfen für Freiheit und ewiges Recht,  
Für Deutschland, das neu sich erhebt:  
Denn wir bekennen uns zu dem Geschlecht,  
Das vom Dunkel in das Helle strebt!  
Die Augen auf, dein Bruder naht,  
Der Werkkamerad, der Arbeit Held:  
Wir sind des schaffenden Volks Soldat,  
Die hämmernden Brüder der Welt!

Wenn die Grossstadt neu den Tag beginnt,  
Der Motor die Werkwelt durchbraust,  
Der Schmelzstahl aus dem Ofen rinnt,  
Das Flugzeug in den Äther saust,  
Dann spüren wir in der schaffenden Faust,  
Wie aus uns sich das Dasein erhält:  
Unser Hammerschlag als Kampfgruss gellt  
Zum Gruss der erwachenden Welt:  
Die Augen auf, dein Bruder naht,  
Der Werkkamerad, der Arbeit Held:  
Wir sind des schaffenden Volks Soldat,  
Die hämmernden Brüder der Welt!

[...]

Deutsches Arbeitsvolk, reiss in eins deine Kraft,  
Dein Tag ist da, brich hervor!  
Von unten herauf in Genossenschaft,

Tritt auf das vergitterte Tor.  
Zur Einheit geschweisst, keine Macht dich zerreisst,  
Du, der Menschheit stolzester Sohn.  
Die Welt erbebt, wenn deine Faust sich erhebt,  
Zu schlagen die Revolution!  
Die Augen auf, dein Bruder naht,  
Der Werkkamerad, der Arbeit Held:  
Wir sind des schaffenden Volks Soldat,  
Die hämmernden Brüder der Welt!

##### 5. VOLKSGEMEINSCHAFT

5a) GOTTFRIED BENN: *Antwort an die literarischen Emigranten*. In: Benn: *Der neue Staat und die Intellektuellen*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1933. S. 30

Seien Sie auch fest überzeugt, dass die Eroberung der Arbeiterschaft durch die neue Macht weiterschreiten wird, denn die Volksgemeinschaft in Deutschland ist kein leerer Wahn, und der erste Mai war kein getarnter kapitalistischer Trick, er war höchst eindrucksvoll, er war echt: die Arbeit trug plötzlich nicht mehr ihren Makel als Joch, ihren Strafcharakter als proletarisches Leid, den sie die letzten Jahrzehnte trug, sondern sie stand da als Grundlage einer neu sich bindenden, die Stände auflösenden Gemeinschaft, es ist kein Zweifel, für keinen, der es sah, dies Jahr 1933 hat vielem, das seit Jahrzehnten an Sozialismen in der europäischen Luft lag, ein neues festes Gesicht gegeben und einen Teil der Menschenrechte neu proklamiert.

5b) LULU VON STRAUSS UND TORNEY: *Licht! Licht!* In: August Friedrich Velmede (Hrsg.): *Dem Führer. Worte deutscher Dichter*, o. O. 1941. S. 42 (*Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht*. Heft 37)

Volk, glaube der Stimme der ewigen Finsternis nicht!  
Hebe das Haupt, horche und spähe landein, –  
siehst du nicht über den Äckern den grünen Schein,  
siehst du nicht über den Bergen im Frühlingswehn  
Morgenröten heiliger Zukunft stehn?

Ein Gestern versank, ein Heute erstand uns neu,  
über den Trümmern steigt es strahlend und frei,

von schaffender Hand erbaut und schaffendem Geist,  
das Heilige Haus, das da  
Deutschland von Morgen heisst!

Seht ihr es steigen? Erfüllt eurer Väter Traum!  
All seinen Kindern bietet es Dach und Raum,  
All seinen Kindern bietet es Brot und Rast,  
keiner steht vor dem Tor, ein vergessner Gast,  
und über den Pforten, hoch über's Land zu sehn,  
soll das Wort der Zukunft, das heilige «Bruder» stehn!  
Hört ihr mich rufen? Wer will mit Werkmann sein?  
Fügen zum heiligen Baue mir Stein auf Stein,  
säen in deutsche Erde der Zukunft Saat,  
wirken aus deutschem Geiste der Zukunft Tat?  
Schaffende Hände ruf ich und schaffendes Haupt,  
jeden, der an ein ewiges Deutschland glaubt!

Jeden, dem das Blut in den Adern brennt,  
wenn einer den heiligen Namen nennt!  
Seht ihr, seht, wie es klar aus den Wolken bricht –  
Licht! Licht!

5c) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Lehret die Kinder*. In: Blunck: *Balladen und Gedichte*.  
Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1937. S. 218 f.

Eine dunkle Gemeinschaft sind  
Wir von Lebenden, Toten  
Und Kommenden, Kind,  
Wir, Deutschland!

[...]

Immer, wie durch die Welt ein Herz,  
Schlägt deines Volkes Blut  
In dir, in deiner Hände Erz,  
Nimmer entgehst du dem.

Und eine dunkle Gemeinschaft sind  
Wir von Lebenden, Toten  
Und österlich Auferstehenden, Kind!  
Wir, Deutschland!

5d) EMIL STRAUSS: *Lebenstanz*. Roman. München: Langen/Müller 1940. S. 223 f.

Die sogenannte Regierung lag vor den sogenannten Siegern auf den Knien und bettelte schamlos um Gande und wusste nicht, dass das deutsche Volk nicht nur schliesslich erlegen war, sondern auch die gewaltigste Kraftprobe abgelegt hatte, dass es zwar einen grossen Verlust an wertvollsten Männern erlitten, aber in jedem zurückgekehrten tapferen Soldaten die Gewähr der Gegenwart und Zukunft hatte, dass der Volkskern gesund war, wenn auch seine Atome jetzt nicht nach einem und demselben ordnenden Gesetz kreisten, sondern einstweilen nach den widersprechendsten Anstössen und Anziehungen durcheinanderwirbelten und -taumelten. Im Jahre 1914 war das Vaterland in einem grossen Teil des Volkes die begeisternde Idee, das ordnende Gesetz gewesen und hatte auch die Widerstrebenden mitgerissen oder mitgezwungen, im Laufe des langen Krieges war die begeisternde Idee schwächer und schwächer geworden, hatte mehr und mehr als gebietendes, zwingendes Gesetz gewirkt und die Begeisterung auch der Begeistertsten verbraucht, bis nur noch das stählerne Rückgrat des männlichen Willens zu Kampf und Widerstand übrigblieb, in Augenblicken nur noch das nichtige Gefühl, ein Ding zu sein wie ein Erdhaufen, ein Sandsack: der Sandsack fing die Kugel, die dem Soldaten galt, der Soldat die Kugel, die Deutschland galt. Nun war Deutschland in die Hand von Menschen geraten, bei denen es nicht als Idee leuchten, nicht als Gesetz herrschen konnte, wie Gold und Edelsteine auf der Haut gewisser Menschen trüb und blind werden. Nun heisst es: Schweig still, mein Herze! Beiss die Zähne zusammen! Einstweilen rast der Irrsinn der Atome und man muss ihn wohl sich müd rasen lassen. Vielleicht ist eines der Atome volkhaft, gesetzhaft und reisst die andern an sich. Militärdiktatur kann es nicht machen! Sie macht es ja jetzt schon nicht. Es muss eine neue, volksmässige Ordnung sein! Eine bezwingende Melodie, eine überwältigende Suggestion! Die auch den Arbeiter gewinnt! Das ist das Wichtigste, ohne ihn geht's nicht. Im Jahr 1914 war er auch gewonnen: also -! Ja, da stehen wir wieder wie vor siebzig Jahren und träumen ihn, erwarten ihn, fordern ihn. Wir sind ja keineswegs vernichtet, unsere Kraft ist noch da, es fehlt nur die einende Marschmusik, der beherrschende Taktstock, und so

fordern wir wieder wie vor siebzig Jahren:  
«Einer unter Millionen, den antiken, ganzen Mann.»

5e) HANNS JOHST: *Schlageter*. Schauspiel. München: Langen/Müller 1933. S. 81 ff.

*August* Die schwierige Arbeiterfaust in allen Ehren, Papa . . . Brause nur wieder ab . . . Die Karriere geht in Ordnung. Und ich bin stolz auf dich! Volk ist grosse Mode. Man trägt Volk. Selbst ist der Mann usw . . .  
Ich brauche mich bestimmt meiner Herkunft nicht zu schämen. Aber... es geht ja darum, ob die Bonzen den Kram richtig machen. Gut, sie sind in führender Stellung. Wie sie das gemacht haben . . . fabelhaft. Aber nun kommt die Leistung. Man muss sich bewähren. Die Alten ... die mit der Tradition – ich lerne sie im Korps ungezwungen kennen – die sind nämlich gar nicht so von Papp! Die Reaktionäre ... die Barone ... die Geheimräte ... die sind gar nicht so ohne . . . die haben so etwas Gewisses ... so was Angeborenes . . .

*Schneider* Selbstverständlich . . . Wir haben alle etwas Angeborenes und alle eine Kinderstube . . .  
Aber jetzt braucht man zum Regieren keine manikürten schmalen Hände . . . jetzt braucht es Pfoten, die zugreifen . . . anpacken . . .

*August* Die schwierige Arbeiterfaust, ich weiss es, Papa . . . Wer dran rüttelt ist Bourgeois ... und wer sie schüttelt: Genosse!  
Du wirst es nicht glauben, Papa, aber es ist so: in der Jugend gelten diese alten Schlagworte nicht mehr... die sterben aus . . . Klassenkampf stirbt aus.

*Schneider* So . . . und was lebt denn da auf?  
*August* Volksgemeinschaft!  
*Schneider* Und das ist kein Schlagwort. . . ?  
*August* Nein!! Das ist ein Erlebnis! [...]  
*Schneider* So ... und die Zukunft hat also deine Volksgemeinschaft? Ja, was stellst du dir denn da eigentlich darunter vor? Arm, reich, gesund, krank, oben, unten, das hört bei euch alles auf, was? Ein soziales Schlaraffenland, wie ...?

*August* Siehst du Papa . . . oben, unten, arm, reich, das gibt es immer. Nur wie man diese Frage rangiert, das ist entscheidend.



Wir sehen das Leben nicht in Arbeitszeiten zerhackt und mit Preistafeln versehen, sondern wir glauben an das Dasein als ein Ganzes. Wir wollen alle nicht mehr in erster Linie verdienen, sondern: *dienen*. Der Einzelne ein Blutkörperchen in der Blutbahn seines Volkes.

5f) MAX BARTHEL: *Das unsterbliche Volk*. Roman. Berlin: Büchergilde Gutenberg 1933. S. 44 f., 148, 188 ff., 241, 252

Überall hingen rote Fahnen aus den Fenstern und Dachluken. Sichel und Hammer verkündeten die neue Lehre. Bestickte Spruchbänder riefen ihre Parolen in die dämmernde Dunkelheit. Grau, trostlos waren diese Strassen, arm und armselig. Sie mussten revoltieren, um überhaupt gehört zu werden.

Wie von stehenden Gewässern stieg Dunst auf und benahm den Atem. Die meisten Destillen waren leer. Wer konnte hier noch Bier trinken? Die Wasserbäuche der Gastwirte verfielen. In den Kinos liefen verlogene Filme wie gleissende Verführungen aus einer andren Welt. Alte Frauen schleppten sich müde vorbei. Bettler suchten sich das Schlafgeld zusammen. Junge Mädchen tänzelten über das Steinpflaster, als gingen sie auf Frühlingswiesen.

Ein Flitzer mit grüner Polizei brauste an. Vom am Führersitz stand das verschleierte Riesenauge des Scheinwerfers. Riedel starrte dem Auto hasserfüllt nach. Er kannte die Polizei und hatte ihre Gummiknäppel schon viele Male auf seinem Rücken gespürt. Auch die überfüllten Zellen nach aufgelösten Versammlungen kannte er schon. Nein, er war kein Freund der Polizei. Bundschuh blieb gleichgültig. Er wollte schlafen.

Mit der Untergrund, Riedel nahm zwei Stufen der Treppe mit einem Schritt, fuhren sie nach Neukölln, nach dem Hermannplatz. Unterwegs erzählte Riedel von der Arbeit in Berlin. Schwer war die Arbeit, aber die Partei befestigte sich. Und dann begann er von den Nazistürmen zu sprechen, die sich in den Arbeitervierteln immer mehr festsetzten.

«Das verstehe ich nicht», sagte er, «ich verstehe nicht, wie Arbeiter in die Stürme gehen können. Freunde von mir sind dabei, aber jetzt ist es aus mit den Freundschaften. Schade um die feinen Kerle! Aber wenn man mit ihnen spricht, redet man wie gegen eine Felswand ... Hast du den Hitler schon mal gehört oder den Doktor Goebbels? Die sollen noch besser sprechen als unser Herfurt. Na ja, vielleicht haue ich doch mal los und höre mir an, was die zu sagen haben.»

Nein, Bundschuh hatte noch keine Naziversammlung besucht. [...]

[Riedel ist inzwischen Nazi geworden.]

«Das ist ein Drama, das ist eine Tragödie, Eugen», sagte Riedel, «und vielleicht ist es ein deutsches Trauerspiel, ich kenne mich in Theatersachen nicht so genau aus, aber in der Wahrheit kenne ich mich jetzt aus. Pass mal auf, wie das alles war. Der Herfurt hat mich in den Sturm abkommandiert. Überall hat man Kommune in die Stürme abkommandiert. Das wussten unsere Funktionäre. Schön, wir sollten spitzeln. Aber da gabs gar nichts zu spitzeln, Eugen! Da waren Leute wie wir Arbeiterjungen, Idealisten, die den letzten Kanten Brot miteinander teilten, jawohl, das habe ich erlebt, vom letzten Kanten habe ich selber mitgegessen. Und da wollten nun unsre Leute wissen, wann mein Sturm ausmarschiert und um welche Zeit er marschiert und welche Strassen er marschiert. Und alles wollten sie wissen von wegen proletarischer Abtreibung. Und ich bin kein Verräter. Und ich habe zum ersten Mal den Genossen einen falschen Weg angegeben, und wir sind eine andre Strasse gekommen, und da haben sie mich gesehen und auf dem Heimwege geschnappt, Eugen. Ja, siehst du, weil ich kein Verräter sein will und keine Arbeiter vor die Bleirohre und Kanonen der Kommune schicken kann: das ist ihr ganzer Hass, und weil sie Hitler und Goebbels nicht verstehen, und weil ihnen eingehämmert wird, die Nazis seien finstre Reaktionäre.» Riedel hatte sich heiss geredet.

«Aber natürlich sitzt bei euch die Reaktion!» sagte Bundschuh.

«Nein. Wir sind Sozialisten. Deutsche Sozialisten! Wir sind eine Arbeiterpartei. Wir sind», er zögerte, «wir sind das Volk, das unsterbliche Volk!»

«Mit Prinzen.»

«Mit deutschen Volksgenossen!» [...]

[Bundschuh ist auf einer Reise in die Sowjetunion. In einem Dorf trifft er Deutsche und unter ihnen gar Verwandte; im Hause der Verwandten lebt ein Mädchen Anna.]

«Und wo gefällt es euch besser, in Deutschland oder hier in Russland?» fragt Anna.

«In Deutschland», antwortete Bundschuh, und er weiss es und freut sich über diese Erkenntnis. Auf dem Wege von damals in der Dunkelheit, als er vom Bahnhof kam und sich von Thea, Herfurt und Müller verabschiedet hatte, auf diesem Wege senkte sich die Waage des Ausgleiches dem Westen zu, weil er in die blinden Augen der blinden Göttin Ware gesehen hatte. Und wenn sich schon die Schalen bewegten vor einer blinden Göttin, wie mussten sie

schwingen und klingen vor den blauen Feueraugen dieses Mädchens, das vor ihm stand und mit bangem Ohr auf die Erklärung wartete? Durch die Feueraugen Annas strahlte ihn plötzlich die Heimat an, gross und fordernd, ohne Falsch und Verwirrung, vereinfacht und verzaubert.

«Erzählt von Deutschland», bat das Mädchen. [. ..]

Deutschland! Ja, es wuchs zu einer lebendigen Einheit und war ein wohlgeformter Leib, den man nicht trennen kann, ohne ihn zu töten. Hier in Perlowka stiess der Arbeiter Eugen Bundschuh mit seinem Schicksal zusammen und erkannte zum ersten Mal über alle Klassen, Stände und Gegensätze hinweg die Schicksalsgemeinschaft des ganzen Volkes.

Linke Hände, rechte Hände, alle gehörten zusammen.

Verstand und Gefühl gehörten zusammen, wie Mann und Frau zusammengehören. [...]

Die Liebe hat sein Herz berührt.

Ein ganz neuer Mensch ist er geworden, und ihm ist, als habe er erst jetzt den Sinn des Daseins verstanden: die Gnade und Einmaligkeit des Lebens, die Fleischwerdung des Geistes, die Vergeistigung der Materie, die grosse Seligkeit und Verpflichtung den Mitmenschen und der Zukunft gegenüber.

Kämpfen muss der Mann bis zum letzten Blutstropfen. Und er hatte gekämpft. Das Blut war rauschend durch seine Adern gegangen. In dieser Minute aber verzaubert sich das Blut und wird Musik und Hymne, Lobgesang und Beschwörung. Und so steht er da, eine Blutsäule heiliger Musik, und ist so glühend und glücklich, dass er sterben kann. Schauer aus der Ewigkeit berühren seine Stirn. Leben und Tod sind ein frommes Geschwisterpaar und lehnen sich an seine Schultern. [...]

[Die Deutschen wandern aus der Sowjetunion aus. Als Bundschuh sie in Deutschland wiedertrifft, ist auch er bereits ein überzeugter Nazi.]

Er hat für die Menschheit geschwärmelt und gekämpft, aber aus dem Sternennebel der Menschheit lösen sich die Sonnensysteme der Völker und bewegen sich nach eignen Gesetzen, werden ewig sein oder untergehen, auch wieder nach ihren eignen Gesetzen.

Die Bauern im Lager waren Volk auf der Flucht.

Sie waren eine Schicksalsgemeinschaft, mit Feuer getauft, im Blut gebadet.

Und nun am Bett des toten Kindes sieht er die Schicksalsgemeinschaft seines Volkes und ahnt die ewigen Gesetze, nach denen ein Volk leben muss oder untergehen muss.

Aufstieg oder Untergang.

Er kann nicht anders, er kann sich nicht mehr gegen das Volk stellen, die vielen Gespräche fallen ihm ein, die er geführt und gehört hat, Nation und Internationale, Partei und Volk, Klasse und Schicksalsgemeinschaft. Der Osten und der Westen. Klassenkampf oder Einigung aller gesunden Kräfte. [...]

Warum verliessen sie die Partei?

Warum gingen sie von den alten Freunden?

Deutschland, Deutschland, warum verklärten sich ihre Gesichter, wenn sie Deutschland sagten?

Erprobt waren sie, tapfer waren sie, furchtlos waren sie: was für eine magische Gewalt riss sie vorwärts nach der andren Seite der Barrikade?

## 6. VÖLKISCHE WACHHEIT

6a) HERMANN BURTE: *Worte an Bartels*. In: Burte: *Sieben Reden*. Strassburg: Hünenburg-Verlag 1943. S. 181 ff.

Wie ein Forscher den Erreger und Träger einer Seuche, so verfolgten Sie den Feind, bis in seine Tarnungen und Blendungen hinein. Sie wagten etwas, was noch unerschaut und unerhört war. Sie schieden in unbedingter ehrlicher Sichtung Deutsche und Juden in der Dichtung. Es war eine Tat entsprungen, aus einem richtigen Gedanken. Wenn der Mönch im «Götz» sagt, es sei eine Wollust, einen grossen Mann zu sehen, so dürfen wir es vor Ihrem Angesicht aussprechen: Es ist eine hohe Freude, einen reinen Mann zu sehen! Reine Männer sind seltener als grosse.

Sie sahen, dass alle Geschichte ein Kampf von Rassen ist; Sie bemühten sich, den Begriff der Rasse und ihren Einfluss auf das Volkstum festzustellen, und erkannten, dass Rasse im letzten Sinne eine bestimmte Richtung des Geistes und Willens ist, ein innerster Wunsch und Trieb, so zu sein und nicht anders, dass hier Müssen und Wollen zusammenfällt. [...] Heute handelt und denkt das Reich aus eben dem Geiste heraus, den Sie einst als ein Einzelner verfochten. Was Sie in den Jahrzehnten des Ringens kühn forderten, aber bei der furchtbaren Macht des Feindes in bangen Stunden kaum zu hoffen wagten, ist endlich, endlich einmal Wahrheit geworden: Aus der Tiefe des Volkes kam ein Mann, im Wesentlichen gesinnt wie Sie, der zuerst mit dem gesprochenen, dann mit dem geschriebenen Wort und endlich mit der wirklichen Macht die Dinge bewegte, Adolf Hitler. Als sein Buch «Mein Kampf» erschien, erkannten Sie es sofort als die bedeutendste politische Kundgebung seit Bismarcks «Gedanken und Erinnerungen», und auch in diesem Fall hat

Ihr Urteil recht behalten. Der Führer wusste von Ihnen, suchte Sie auf und stellte den Adlerschild des Dritten Reiches in Ihr Heim. Er sah und erkannte, was Sie für die geistige Vorbereitung und Ertüchtigung des deutschen Volkes getan hatten!

Sie haben aus reiner Seele heraus die Wahrheit gesagt, und die Geschichte hat Ihnen recht gegeben.

6b) ARTUR DINTER: *Die Sünde wider das Blut*. Ein Zeitroman. 16. Aufl. Leipzig: Matthes und Trost 1921. S. 201 ff.

Das Ableben des Kommerzienrats war zunächst gar nicht zur Kenntnis seiner Familie gekommen, da er ausserhalb seiner Wohnung gestorben war. Seine Abwesenheit fiel niemandem auf. Er pflegte in die Stadt zu fahren und zu verreisen, ohne Ziel und Dauer seines Fernseins bekannt zu geben.

Er verschied in den Armen dreier hübscher blonder Mädchen, denen er eine gemeinsame Wohnung im bayerischen Viertel eingerichtet hatte. Sie wussten nicht, wer er war, kannten nicht einmal seinen Namen und nannten ihn «Onkelchen». Da er, wenn er sie zu besuchen pflegte, nie etwas bei sich führte, das seine Persönlichkeit hätte verraten können, blieb den entsetzten Mädchen, um sich der Leiche zu entledigen, nichts anderes übrig, als die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen. So kam die Leiche ins Schauhaus, wo sie von einem Angestellten der Fabrik erkannt wurde.

Hermann versäumte nichts, das Bekanntwerden der Sache zu verhüten. Vergeblich. Die Zeitungen brachten spaltenlange Berichte. Nach und nach erfuhr man Folgendes:

Der Kommerzienrat hatte sich derartige «Privatpensionen» nicht nur in Berlin, sondern noch in nicht weniger als fünf andern deutschen Grossstädten, in Hamburg, Frankfurt, Breslau, Dresden und München eingerichtet. Über Einzelheiten ihrer Ausstattung, z.B. über die raffinierten Spiegeleinrichtungen der Schlaf- und Badezimmer, erschienen illustrierte Aufsätze in den gelesensten Wochenschriften. Ihre Bewohnerinnen waren nur Blondinen. Jede von ihnen erhielt ausser freier Wohnung, Kost und Kleidung, ein Monatsgehalt, der je nach der Gunst, in dem sie bei ihrem Brotherrn stand, sich bis zum Einkommen eines Ministers steigerte. Durch einen ganzen Stab von Detektiven liess der Kommerzienrat die Schönen überwachen. Der geringste Seitensprung wurde unweigerlich mit Entlassung geahndet. Eine Belohnung

in der Höhe ihres Jahresgehaltes hatte er für jede ausgesetzt, die ihm ein Kind zur Welt brachte. Sobald sie es geboren, wurde sie mit einer lebenslänglichen Rente für sich und ihr Kind entlassen und durch eine noch jungfräuliche Genossin ersetzt. Denn nur auf unberührte blonde Jungfrauen hatte er es abgesehen, andere reizten ihn nicht. Diese zur Mutter zu machen, war sein teuflisches Vergnügen. Es wurde festgestellt, dass er bis zum Eintritt seines Todes nicht weniger als 117 derartiger Renten zahlte, von denen die älteste bereits über zwanzig Jahre lief. In einem besonderen Testament waren die Namen sämtlicher Rentenempfängerinnen verzeichnet. In dem Geheimfach des Geldschanks fand Hermann ein Stammbuch mit den Lichtbildern dieser sämtlichen bedauernswerten Geschöpfe nebst ihren Kindern. Die Namen standen unter den einzelnen Bildern und stimmten genau mit jenen des Rententestamentes überein. Die Mehrzahl der unglücklichen Kinder waren Knaben. Fast alle waren das Ebenbild ihres Erzeugers.

Man muss annehmen, dass der Kommerzienrat diese Rassevergiftung am deutschen Volke nicht etwa nur verübte, um seinen Gelüsten zu frönen, sondern dass er damit planmässig geradezu teuflische Ziele verfolgte. Das erhellt aus einem Briefwechsel, den er mit einem jungen Rassegenossen geführt hatte. Diesen Briefwechsel fand Hermann im Nachlass vor.

[...]

Innigere Gefühle jedoch regten sich wiederum in Hermann für seine Frau, als er Vaterfreuden entgegenseh. Sämtliche Vorfahren Johannas waren, wie seine eigenen, blonde Nordgermanen. Er durfte also noch einmal der Erfüllung seines Lebenswunsches entgegensehen, ein Kind der eigenen Art zu besitzen. Aber zu seinem und seiner Frau Entsetzen geschah das ganz Unfassliche, ganz Ungeheure, sie gebar ein Kind mit schwarzem Kraushaar, dunkler Haut und dunklen Augen, ein echtes Judenkind.

Hermann brüllte auf wie ein zu Tode getroffener Stier, als er des Kindes ansichtig wurde.

«Dime!» schrie er seiner Frau entgegen.

Wie vom Blitz erschlagen sank sie unter diesem vernichtenden Wort in ihrer Leibesnot zusammen.

Und nun forderte er herrisch Rechenschaft von ihrer Vergangenheit. Sie gestand, dass sie etwa vor zehn Jahren von einem getauften jüdischen Offizier, der ihr die Heirat versprochen hatte, verführt und von ihm sitzengelassen worden sei. Um ihre Eltern vor Schande zu bewahren, habe sie schweigen müssen. Unter dem Vorwande, Krankenschwester werden zu wollen, habe sie das Elternhaus verlassen, um das Kind zur Welt zu bringen. Gleich nach der Geburt sei es, wie er ja bereits wisse, gestorben.

Warum dieses, Hermanns Kind, auch so aussehe wie ihr erstes Kind, sei ihr unmöglich zu begreifen.

Das Rätsel löste sich aber als Hermann Folgendes erfuhr: Es ist eine bedeutungsvolle, in der Tierzucht gemachte Erfahrung, dass ein edelrassiges Weibchen zur edlen Nachzucht für immer untauglich wird, wenn es nur ein einziges Mal von einem Männchen minderwertiger Rasse befruchtet wird. Durch eine solche aus unedlem männlichem Blute erzeugte Mutterschaft wird der ganze Organismus des edelrassigen weiblichen Geschöpfes vergiftet und nach der unedlen Rasse hin verändert, so dass es nur noch imstande ist, unedle Nachkommen zur Welt zu bringen, selbst im Falle der Befruchtung durch ein edelrassiges Männchen. Je höher entwickelt ein Lebewesen ist, umso eindringlicher tritt dieses Rassegesetz in die Erscheinung und seine höchste und folgenschwerste Wirkung erreicht es natürlich beim Menschen. Nun ermesse man den Schaden, der jahraus jahrein der deutschen Rasse durch die Judenjünglinge zugefügt wird, die alljährlich tausende und aber-tausende deutscher Mädchen verführen!

Gebietarisch verlangte Hermann von seiner Frau, ihm Namen und Regiment des jüdischen Offiziers zu nennen. Zu Tode erschrocken tat sie es. Noch in derselben Nacht fuhr Hermann nach der in der Nähe Berlins gelegenen Garnison.

Der Leutnant war inzwischen Hauptmann geworden. Als Hermann jetzt von ihm Genugtuung forderte, erklärte er, er wisse nicht wie er dazu komme und ersuche ihn, sofort seine Wohnung zu verlassen.

Hermann wich nicht vom Fleck und erneute seine Forderung. Da drohte der Jude, ihn durch seinen Burschen zur Tür hinauswerfen zu lassen, wenn er sich nicht auf der Stelle entferne.

Seiner Sinne nicht mehr mächtig, zog Hermann seine Selbstladepistole und schoss den Schurken nieder.

Von niemandem behelligt, fuhr er wieder nach Berlin zurück, entschlossen, sich dort der Polizei zu stellen. Als er vorher nochmals seine Wohnung betrat, um letzte Anordnungen zu treffen, fand er sein Weib als Leiche vor. Sie hatte sich samt dem Kinde durch Morphium das Leben genommen. Die Spritze stak noch in der Gegend ihres Herzens.

6c) HANS ZÖBERLEIN: *Der Befehl des Gewissens. Ein Roman von den Wirren der Nachkriegszeit und der ersten Erhebung*. 11. Aufl. München: Eher 1939. S. 296 ff.

Ein heisser Tag trieb sie wieder einmal an einen See zum Baden. Hans schwimmt weit draussen, und Berta sieht ihm vom Ufer nach. Da fühlt sie,

wie die Blicke der herumliegenden Männer auf ihr ruhen, und als sie stolz abweisend umherieht, grinsen ihr lauter feixende Judengesichter entgegen, dass sie vor Ekel leise schauert und bange sehnt, Hans möchte bei ihr sein. Sie spürt, dass die Blicke ihr folgen, als sie weggeht, und hört, dass hinter ihr her dreckig gelacht wird. Und sie schämt sich ja so. Plötzlich springt vor ihr ein schwarzgebräunter Judenbengel auf und tritt ihr in den Weg: «Darf ich das gnädige Fräulein zum Kaffee einladen – oder zum Eis? Bitt' schön! Sehen bezaubernd aus, die Gestalt von einer Venus.» «Lassen Sie mich in Ruhe!»

«Aber warum denn? Ein Mädél allein? Allein ist's doch nicht schön hier.» Dazu grinst er hinter seiner Hornbrille wie ein Satan und kommt näher.

Berta tritt zurück und erbleicht, wie sie sich plötzlich von lauter Juden umgeben sieht, von denen einer nach ihrer Hand fassen will und frech sagt: «Mir gibst du keinen Korb, nicht wahr, Kleine?» Er winkt im Kreise und ruft laut: «Auf, ins Kasino!» Und der Chor brüllt, lacht und tobt, dass man das Flehen und Rufen der gefangenen Berta kaum noch hört. «Hans!» flüstert sie leise, «Hans, hilf mir!» Geile Pfoten tapfen sie an und schieben und ziehen an ihr. Sie reisst sich los, aber einer fasst sie erneut und sagt: «Netter Kerl! Wir haben doch ein Auto, darfst mitfahren!»

Aber da faucht er plötzlich und schlägt die Hand vor sein Gesicht, weil ihm Berta blitzschnell ihre Krallen durchgezogen hatte. Einige Juden stutzen, andere lachen, aber niemand kommt ihr zu Hilfe. Ein Mädél allein, Gott, was sucht so ein Mädél hier? Anschluss, was sonst, einen Kavalier!

«Was ist da los?» Hans ist auf einmal da, triefnass und atemlos. Er sieht Berta an, sieht die Auslese des Satans umherstehen und wird bleich wie eine Wand. Seine Augen werden ganz starr und grünleuchtend, da taumelt der vorderste Jude, der zweite und dritte, so blitzschnell trifft seine Faust. Die anderen laufen davon. Dann lacht er grimmig auf und hat seine gesunde Farbe wieder. Badewärter kommen und helfen den niedergeschlagenen Juden auf die Beine, und Berta kann nun auch schon wieder über die hilflos dummfeigen Gesichter lachen und über das Rachegeschrei der Davongelaufenen, das aber gleich wieder verstummt, als Hans sich umdreht.

«Sie müssen sofort das Bad verlassen», verlangt einer der Wärter. «Werfen Sie doch die frechen Juden hinaus!» empört sich Hans. «Juden? – Sie, beleidigen Sie unsere Badegäste nicht so unverschämt. Hier gibt's keine Juden und keine Christen. Verlassen Sie das Bad!» Berta drängt Hans: «Komm, wir suchen ein anständiges Bad, hier ist es ja wie am Jordan in der Bibel, das ekelt mich an.» [...]

Als sie sich nach dem Ankleiden treffen, zittert Berta noch leise und schmiegt



sich im Gehen eng an ihn, dass er besorgt fragt: «Fehlt dir was?» Sie meint ganz bekümmert: «Nein, nichts! Mir graut nur noch vor der Berührung, als hätte mich eine Schlange gestreift. Und Angst möchte mir werden, weil es deutsche Mädels gibt, die das nicht fühlen.» Und dann fragt sie auf einmal: «Hans, wie stehst du zur Judenfrage?» Er hält betroffen den Schritt an und fragt verwundert dagegen: «Was weißt du davon?» «Sehr viel!» sagt sie, «seit vorhin weiß ich aber, dass sie die brennendste Frage für uns ist. Der Prüfstein, an dem sich alles Echte und Unechte im Deutschen scheiden muss.»

### **III. Der militante Nationalismus**

Mit dem *Völkischen* befinden wir uns bereits auf dem Boden der dritten der vier Schichten, die an der Konstituierung des Nazischrifttums Anteil haben. Hatte die deutsche Literatur in Heimatdichtung und *Blut-und-Boden*-Schrifttum eine Stufe dumpfsten Provinzialismus und schliesslich unsäglichster Banalität erreicht, so erfuhr sie ihre eigentliche Radikalisierung durch die «Konservative Revolution». Nur mit beträchtlichen Hemmungen wird ein so fragwürdiger Begriff hier übernommen. Bereits von Thomas Mann und Hofmannsthal, jedoch in anderem Sinn verwandt, hat ihn erst eine Reihe neuerer Untersuchungen populär und zu einem Kennwort für das autoritäre Denken der zwanziger Jahre gemacht<sup>53</sup>. Da die schöne Literatur diesem Denken auf ihre Weise Einlass gewährte, taucht die Vokabel neuerdings auch in der Literaturgeschichte auf. Unter ihr findet man jene Werke und Schriftsteller subsumiert, die das *Dritte Reich* aktiv und bewusst mit vorbereiten halfen und die sich auch nach der NS «Machtübernahme» in ihrer überwiegenden Mehrheit zu ihm bekannten. Die Bemühungen, wie sie etwa von Armin Mohler<sup>54</sup> unternommen wurden, die «konservativ-revolutionäre» Literatur vom originären Nazischrifttum zu sondern, entbehren dennoch nicht ganz der Legitimation. Die Werke Ernst Jüngers und Ernst v. Salomons etwa und selbst noch die von Hans Grimm stehen, schon was ihre formalen Qualitäten betrifft, durchaus über jenem. Auch sonst sind sie nicht einfach mit der spezifischen Spielart faschistisch-totalitären Denkens, die der NS darstellt, in eins zu setzen, so sehr sie auch Wasser auf seine Mühlen waren. Bei den meisten Autoren allerdings wäre es schwer, wenn nicht gar unmöglich, eine solche Trennungslinie zu ziehen; fugenlos geht in ihrem Schaffen das «Konservativ-Re-

---

53 Von einer Bewegung im institutionalisierten Sinn und mit einem fest umrissenen Programm kann bei der «Konservativen Revolution» nicht gesprochen werden. Es handelt sich vielmehr um einen Sammelbegriff für eine schwer übersehbare Zahl sowohl von Einzelgängern als von konventikelhaften Zusammenschlüssen und geheimen Orden, von gemeinschaftsbildenden Verlagen und Zeitschriften, deren Ansichten bei aller Übereinstimmung im Grundsätzlichen im Einzelnen oft weit auseinandergingen.

54 Armin Mohler: *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918-1932*. Stuttgart 1950.

volutionäre» in den puren Nazismus Hitlerscher Prägung über. Der Wunsch, die «Konservative Revolution» en bloc zu rehabilitieren, führt Mohler dazu, den Sündenfall des Konservatismus an einem Zeitpunkt anzusetzen, an dem in Wirklichkeit die Weichen bereits längst gestellt waren. Indem er ihn in die frühen dreissiger Jahre verlegt, entzieht er all das, was vorher war, der Kritik. Zudem bricht Mohler seine Darstellung da ab, wo sie am interessantesten zu werden verspricht, nämlich mit dem Jahre 1932. Gerade hier wäre der Übergang zum NS aufzuzeigen gewesen, den Mohler indessen wohlweislich ausklammert, da anders seinem Versuch einer Ehrenrettung der «Konservativen Revolution» wenig Chancen beschieden gewesen wären. In seiner Untersuchung über *Die konservativen Bewegungen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*<sup>55</sup> weiss auch Klemens v. Klemperer seinem Gegenstand Sympathien abzugewinnen, ohne sich indessen wie Mohler mit ihm zu identifizieren. Im Gegensatz zu diesem setzt er den Bruch zwischen dem, was er als legitimen Konservativismus ansieht, und der Reaktion viel früher an; er sieht ihn da, wo die Skepsis gegenüber der Hybris eines allzu flachen Fortschrittsglaubens sich in den Protest gegen den Fortschritt an sich verwandelt. Nicht am Ende, sondern bereits zu Beginn der «Konservativen Revolution» beginnt für ihn der Verrat des Geistes an sich selbst. Zweifellos kommt v. Klemperer mit dieser Akzentsetzung der Wahrheit entschieden näher. Die metaphysischen Ideen des «konservativ-revolutionären» Schrifttums, über die vor allem Mohler sehr ausführlich referiert, entstammen samt und sonders der Neuromantik. Ein Beispiel mag darauf verweisen. Mohler behandelt, den «konservativ-revolutionären» Publizisten Georg Quabbe zitierend, die «Antinomien», die den Gegensatz von konservativem und liberalem Denken anschaulich machen sollen. Er nennt dabei: «Kreislauf und Fortschritt, Leben und Wahrheit, Höhere Ordnung und Menschenwerk, Autonome Ordnung und staatliche Beeinflussung, Das Ganze und das Individuum, Irratio und Ratio, Autorität und Freiheit, Historisches Recht und zweckmässiges Recht<sup>56</sup>.» Diese Liste liesse sich beliebig erweitern; wesentlicher indessen als die philosophischen Ideen der «Konservativen Revolution» sind ihre politischen. Durch diese allerdings grenzt sich die «Konservative Revolution» vom neuromantischen Denken ab. Die politischen Ideen der «Konservativen Revolution» wohl als erster systematisiert zu haben, ist Mohlers eigentliches Verdienst. Jedenfalls war er

---

55 Klemens v. Klemperer: *Die Konservativen Bewegungen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*. München und Wien um 1962.

56 Mohler, a.a.O. S. 144.

nicht nur bemüht, die «Konservative Revolution» gegen den NS abzugrenzen, sondern auch innerhalb derselben mehrere Richtungen voneinander zu sondern. Mohlers rein ideengeschichtliche Orientierung, einer der Hauptmängel seines Buches, kommt der Erkenntnis dieses Gegenstandes dennoch insofern zugute, als durch sie drei zentrale Motivkomplexe herauspräpariert werden, die für das autoritäre Denken (und Dichten) der zwanziger Jahre entscheidend sind: das *Volk*, das *Reich*, die *Nation*. Mohler betrachtet sie als die Kemideen der drei wichtigsten Richtungen innerhalb der «Konservativen Revolution», die er als die «völkische», die «jungkonservative» und die «nationalrevolutionäre» bezeichnet. Während demnach die «Völkischen» vorwiegend mit dem Begriff des *Volks* operierten, propagierten die «Jungkonservativen» (Moeller van den Bruck und der «Juniklub») sowie auf der Ebene mehr realer Interessen etwa auch der «Herrenclub», Treffpunkt der Junker, der Schwerindustrie und der Gross-Finanz) die Idee eines neuen *Reichs*. Sowohl an Radikalismus wie auch an Intelligenz standen beide zurück hinter den «Nationalrevolutionären» (etwa den Brüdern Jünger, dem «Widerstands»-Kreis Niekischs, den sogenannten «Nationalbolschewisten» u.a.); den verschwommenen Ideen des *Volks* und des *Reichs* stellten diese die handfestere der *Nation* gegenüber, die sie mit *preussischem Geist* zu erfüllen trachteten. Überhaupt bevorzugten sie ein härteres Vokabular; sie scheuten auch vor einer gewissen Realistik nicht zurück, so dass es nicht wundernehmen konnte, wenn sie im Kampf der Richtungen am Ende unterlagen. Im NS, der im Widerstreit der autoritären Richtungen der zwanziger Jahre entstand und am Ende alle anderen überrunden und sich einverleiben sollte, obsiegte vor allem das «völkische» Element, nicht zuletzt dank seiner verschwommenen Diktion, die den Demagogen seine Handhabung so leicht machte. Freilich machte er sich auch die übrigen Elemente des «konservativ-revolutionären» Denkens zu eigen, indem er sie, je nach Bedarf, in seine «Weltanschauung» einschmolz.

Die ideengeschichtliche Betrachtungsweise Mohlers, der wir bis hierher weitgehend folgen konnten, muss versagen, sobald nach der historischen und soziologischen Ursache des militanten Nationalismus der zwanziger Jahre gefragt wird. Eine Antwort ist in den Texten dieses Buches dutzendfach zu finden. Es ist die Antwort, die sich die betreffenden Zeitgenossen selber gaben: sie deutet auf das *Erlebnis* des Ersten Weltkriegs, das ihnen ihr *Deutschtum* bewusst machte.

In Wirklichkeit allerdings war es weit weniger das Erlebnis des Ersten Weltkriegs selbst, das für die «Konservativen Revolutionäre» zum Motor ihres Denkens und Handelns wurde, als die von Krisen bestimmte Situation nach

dem Krieg, durch die breite Schichten des deutschen Volkes entwurzelt und ihrer wirtschaftlichen Existenz beraubt wurden. Nicht nur, dass Hunderttausenden von Offizieren und Soldaten der alten Armee die Wiedereingliederung in das bürgerliche Leben erschwert war; durch die Inflation wurden auch noch der Mittelstand, kleine Kaufleute, Bauern, Akademiker, Angestellte pauperisiert, deklassiert und proletarisiert. Auch politisch hatten durch das Versagen der Väter der Weimarer Republik die Nachkriegsjahre nicht das gehalten, was in den Tagen der Revolution und der Regierung der Volksbeauftragten von einem demokratischen oder gar sozialistischen Staat erwartet werden durfte. Dem revolutionären Aufschwung war deshalb bald die Ernüchterung und Enttäuschung gefolgt. Unter diesen Umständen bot sich all den Gestrandeten, vornehmlich aber den aus ihrer Bahn geschleuderten Offizieren und Unteroffizieren, in den Freikorps und sonstigen paramilitärischen Bündeln eine willkommene Zuflucht. Erst jetzt begann das Kriegserlebnis, die Erinnerung an die soldatische Gemeinschaft und Kriegskameradschaft, jene Früchte zu tragen, in denen die Vergangenheit verklärt erscheint und den trübseligen und verworrenen Zeitläuften als heroische Vision von Gewesenen und Zukünftigem gegenübertritt.

In kleinbürgerlichen Vorstellungen befangen, nicht willens oder fähig, die neugeschaffene historische Situation zum Guten zu nutzen, die, wenn auch noch so ungesicherten, Errungenschaften der Republik anzuerkennen und durch eine demokratische Aktion zu vertiefen, leistete diese Schicht dem konservativen und reaktionären Denken auf jede nur mögliche Weise Vorschub. Während dieses aber in der Sekurität der Vorkriegsjahre seiner selbst gewiss sein, ja, durch eine starke Macht geschützt, sich «verinnerlichen» konnte, musste es nun militante Formen annehmen, um sich behaupten und bereits verlorenes Terrain zurückerobem zu können. Der Konservativismus trat mit dem Anspruch des Revolutionären auf.

Den Begriff des Revolutionären mit dem des Konservativismus zu verbinden und diese Verbindung weiten Kreisen zu offerieren, setzte aber ein politisch ungemain naives Publikum voraus. Das Wort «Politik» hatte in Deutschland nie in hohem Ansehen gestanden. Noch Thomas Mann hatte es in seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* gegenüber den angeblich tieferen Werten deutscher Kultur herabzusetzen versucht. Des deutschen Geistes liebstes Kind war nun einmal die Romantik, und es war diese, die jetzt ins Politische umzuschlagen sich anschickte.

«Dem Schritt vom romantischen Protest zur Aktion», heisst es bei Ernst Jünger, «deren Kennzeichen nun nicht mehr die Flucht, sondern der Angriff ist, entspricht die Verwandlung des romantischen in den elementaren Raum. Die-

ser Vorgang vollzieht sich, indem das Gefährliche, das an die äussersten Grenzen verbannt war, mit grosser Geschwindigkeit in die Zentren zurückzuströmen scheint<sup>57</sup>.» Während Jünger dieser Verwandlung begeisterte Anerkennung zollte, erhob Thomas Mann seine warnende Stimme; früher als fast jeder andere bürgerliche deutsche Dichter hatte er das Unheilvolle dieses Umschlagens erkannt und seine Konsequenzen daraus gezogen. Gewiss waren dem wahrhaft Romantischen Züge zu eigen, die – dem Utopischen verwandt – als notwendiges Korrektiv zu den je bestehenden Herrschaftsverhältnissen angesehen werden mochten. Aber eine solche Aufgabe erfüllen konnte das Romantische nur, indem es sich – ironisch – mit einer Relativierung des Bestehenden begnügte, will heissen: sich selber nicht wörtlich nahm. Der Pseudoromantik indessen war es blutiger Ernst. Sie wollte ihre antiquierten Leitbilder der Wirklichkeit selber aufzwingen. Umfunktionierte zu einer militanten und radikalen «Weltanschauung», ging sie daran, das Bestehende in seinen übelsten Erscheinungen zu hypostasieren und schliesslich seine Umwandlung ins Barbarische zu verklären. Gleichsam die negative Utopie, sah sie die Überwindung der Widersprüche der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht durch den Fortschritt, sondern den Regress des politischen Bewusstseins garantiert. Es war ein Regress, der den ohnehin klaffenden Gegensatz zwischen der fortschreitenden technologischen Herrschaft des Menschen über den Erdball und der bislang ausstehenden Emanzipation seiner selbst bis zum äussersten vertieft hat. Die beamteten Sachwalter des Todes waren seine makabren Vollstrecker.

---

57 Ernst Jünger: *Der Arbeiter*. 3. Aufl. Hamburg 1942. S. 54.

## A. «Feuer und Blut»

Genau ein Jahrzehnt lag zwischen dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Veröffentlichung jener antimilitaristischen und pazifistischen Kriegsbücher, in denen das Grauen und die Barbarei des Geschehenen ihre literarische Gestaltung erfuhren. Wir denken hier vor allem an Remarques *Im Westen nichts Neues* (1929), einen Roman, dem ein sensationeller Erfolg beschieden war, an Ludwig Renns *Krieg* (1928) und an Arnold Zweigs *Der Streit um den Sergeanten Grischa* (1928), jenen zuerst erschienenen Teil eines grossen Romanzyklus, der als erstes grossangelegtes belletristisches Werk nicht nur die Schrecken des Krieges aufzeichnet, sondern auch zu seinem gesellschaftlichen Hintergrund, d.h. zu seinen Ursachen vorzustossen versucht. Diesen epochemachenden Romanen folgte eine grosse Zahl ihnen in der Gesinnung verwandter Bücher; es folgte ihnen aber auch eine Flut von Schmähchriften der längst zum Angriff vorgegangenen Front «nationaler» Schriftsteller sowie von Romanen, die das Kriegserlebnis «positiv» zu deuten versuchen. Die Kriegsverherrlichung hatte freilich schon Jahre vorher in den Büchern von Ernst Jünger ihre exemplarische Gestaltung erfahren. Die Berichte von *Feuer und Blut*, von den *Stahlgewittern*, vom *Kampf als inneres Erlebnis* kehrten nun dutzendfach variiert in den Romanen Beumelburgs, Dwingers, Schauweckers u.a. Autoren wieder. Eine Flut glorifizierender Kriegsliteratur überschwemmte den deutschen Büchermarkt. In der Sicht dieser Autoren waren die kritischen Kriegsbücher der Remarque, Renn und Zweig soviel wie Verrat. Schauwecker kritisierte das Remarquesche Buch bereits nach seinem Erscheinen im schlimmsten Nazi-Jargon als das «Kriegserlebnis eines Untermenschen»<sup>58</sup>.

Jedenfalls hatte sich schon damals, und vor allem an diesem Gegenstand: dem Krieg, jener Riss in der deutschen Literatur aufgetan, der wenige Jahre später zu ihrer vollkommenen Spaltung führen sollte. Was für die einen ein nie dagewesener Tiefstand menschlicher Gesittung war, dessen Wiederho-

<sup>58</sup> zit. nach Kurt Sontheimer: *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. München 1962. S. 119.



lung es mit allen Mitteln und für alle Zeiten zu verhindern galt, wurde von den andern zu einer *schicksalhaften Notwendigkeit* umgefälscht, die, wie widrig sie im Einzelnen auch gewesen sein mochte, freudig hingenommen und pflichtbewusst und heroisch bejaht werden musste. Die Mystifizierung des Krieges stand am Anfang der «konservativ-revolutionären» Bewegung und blieb das Kernmotiv ihrer politischen wie schöngeistigen Schriften. Zwar waren die «Konservativen Revolutionäre» nicht die einzigen, auch nicht die ersten, die den Krieg zu ihrem Credo machten, aber hier gewann das *Front-erlebnis* als *Erkenntnis- und Läuterungszeit* jene absolute Geltung, die es gleichsam als Urerlebnis des Menschen schlechthin erscheinen liess. Die frühen Werke Ernst Jüngers sind ausnahmslos von diesem Erlebnis geprägt. Im *Feuer und Blut* der *Materialschlacht* hatte der Mann sich zu bewähren. Hier schien das Leben auf seine letzte Formel gebracht.

Die Werke Jüngers unterscheiden sich von anderen vor allem durch ihre starke Realistik. Die Dinge werden nicht beschönigt, jedenfalls nicht in der sonst vielfach geübten, aufs Melodramatische hinzielenden Weise. Indessen werden sie, indem Jünger sie als das Existentielle schlechthin erklärt, ihrer abscheuerregenden Wirkung beraubt. Kein deutscher Autor der zwanziger Jahre hat wohl auf eine so verhängnisvolle Weise dazu beigetragen, die Kriegsbegeisterung virulent zu erhalten wie dieser. Diese Tatsache scheint uns unendlich schwerer zu wiegen als Jüngers verschlüsselte Schriften aus den späten dreissiger Jahren, mit denen er dem NS gewiss nicht ohne Mut, doch ohne jegliche Konsequenzen die Stirn bot. Übrigens galten Jüngers Kriegsbücher zu einer Zeit, in der er persönlich bereits beargwöhnt wurde, den Nazis auch weiterhin als «erzieherisch wertvoll». Sie erschienen nach wie vor in hohen Auflagen. So wurden im Jahre 1941 noch 15'000 Exemplare von *In Stahlgewittern* gedruckt.

Der Krieg ist für unsere Autoren allerdings nicht nur Ausdruck der Kraft des *Natürlichen* und *Elementaren*, sondern auch die Wiege wahrer *Gemeinschaft*, und zwar wie aller Gemeinschaft, der man im Verlauf dieser Untersuchung begegnen kann, einer solchen von *Männern*. *Frontgeist* ist das Schlagwort, das hier für Gemeinschaftsgeist steht; er hat sich in der *Kameradschaft* zu bewähren, von der unzählige Gedichte und Prosawerke singen und sagen. Auch diese Kameradschaft wird mystifiziert, die Kampfgemeinschaft wird zur Gemeinschaft schlechthin. Sie wird gleichsam zum Kern eines erneuerten deutschen Volkes erklärt. *Innere Landnahme, innere Volkwerdung des deutschen Menschen* sind Umschreibungen dafür. Das Volk wird *im Blute geboren*. Die Wiege der Nation steht auf den Schlachtfeldern, auf denen sie sich *opferte*. Die *Blutzeugen der Bewegung* (etwa die beim Marsch auf die Feld-

herrnhalle in München ums Leben Gekommenen) sind eine spätere Variante des gleichen Motivs. *Im Felde unbesiegt*, wurde das deutsche Volk angeblich durch einen *Dolchstoss in den Rücken* niedergezwungen. Denn dass es den Krieg aus anderen Gründen als durch Verrat hätte verlieren können, musste denjenigen als schlechterdings unmöglich erscheinen, die die Kampfkraft des deutschen Soldaten als unüberwindlich hinstellten.

Die Rolle des soldatischen Mythos war verhängnisvoll; ohne ihn hätte der Abbau des bürgerlichen Liberalismus und sein Zurückweichen vor dem autoritären Radikalismus kaum erfolgen können. In den späteren Jahren der Weimarer Republik war das Kriegserlebnis in seiner nationalistischen Ausformung zu einem politischen Faktor ersten Ranges geworden. Dabei war es längst nicht mehr Sache der Kriegsteilnehmer allein, sondern wurde auch von denen glorifiziert, die noch zu jung waren, um selbst dabeigewesen zu sein. Dafür marschierten sie jetzt «im Geiste» mit und ahmten das soldatische Erleben in den Aufmärschen der SA und anderer Organisationen und nationaler Bünde nach.

Hiermit ist allerdings schon eine Qualitätsverschiebung angedeutet, die selbst von der spontanen Kriegsbegeisterung des Jahres 1914 wenig mehr als verfälschte Reminiszenzen übrig liess. Damals war es nahezu das Volk in seiner Gesamtheit, das von einem nationalen Taumel ergriffen war, einem Taumel allerdings, der der Realität nicht standhalten konnte und im Lauf der Kriegsjahre der um sich greifenden Resignation, am Ende der Sehnsucht nach einem dauerhaften Frieden wich. Diese Sehnsucht wurde jetzt diskreditiert, als Schwäche und *Verrat* abgestempelt. Das Bild des namenlosen Feldgrauen, des unbesiegbaren Helden, erschien nun vor dem Hintergrund eines Volkes, das sich von der beifallklatschenden und blumenstreuenden Menge des Kriegsbeginns wesentlich unterschied, vor dem Hintergrund einer Heimat, die ihn im Stich gelassen hatte. Die retrospektive Deutung des Kriegserlebnisses und die Dolchstosslegende verbanden sich zu einer unlösbaren Einheit.

«Die ‚Volksgemeinschaft‘ des Schützengrabens», sagt Sontheimer, «das Modell für den deutschen Volksstaat der Zukunft, schloss einen Teil der Kräfte in der Heimat aus, und zwar jene defaitistischen Gruppen, die sich beim Zusammenbruch des Staates der Regierung bemächtigen sollten. Aus dieser bewussten Isolierung des Kriegserlebnisses vom Schicksal des gesamten Volkes, aus der Trennung von Front und Heimat, erwuchs jene tiefe Kluft zum Weimarer Staat als einem Geschöpf der abtrünnigen Heimat, die dazu

---

59 ebenda S. 122.

führte, dass gerade das Kriegserlebnis zum Ausweis militanter antidemokratischer Gesinnung werden konnte<sup>59</sup>.» Die Glorifizierung des Kriegserlebnisses wurde zum Affront gegen den Weimarer Staat und gegen die Demokratie überhaupt.

**1. Krieg – heilige Flamme.** – Der Krieg ist für unsere Autoren kein soziologisches, sondern ein kosmisches oder ein biologisches Phänomen; er ist in der Natur der Dinge verankert und von schicksalhafter Notwendigkeit. Kurt Ziesel, der während des zweiten Weltkriegs eine Anthologie unter dem Titel *Krieg und Dichtung* herausgegeben hat, stempelt ihn, Heraklit zitierend, zum «wahren Vater der Dinge», «unverlöschbar als Ursprung allen Seins» (1a). Sich den Notwendigkeiten mannhaft stellen kann man nur, indem man sie bejaht. Die Idealisierung des Krieges ist die Folge. Als eine Art junkerlichen Turniers wollte Binding lange vor der NS-Zeit den Krieg verstanden wissen. Eine «heilige Flamme» schien sich ihm bei seinem Ausbruch in den Herzen der Kämpfer zu entzünden: «Denn wie ein Gott stand er in uns auf» (1b). Dass er ihn gern ohne Hass und Habgier gesehen hätte, deutet freilich auf die Weltfremdheit und romantische Versponnenheit des Dichters. In antikisierendem Versmass preist Friedrich Georg Jünger die Schlacht und den Tod. Der Gebrauch des Hexameters hebt den dargestellten Gegenstand in die Sphäre des Unbedingten und Mythischen (1c). Der Wirklichkeit des Krieges sehr viel näher kommen die Schriften seines Bruders Ernst. Hier stellt sich das Erlebnis des Krieges mit den Mitteln jener *stählernen Romantik* dar, die eine bestechende Realistik mit einer ebenso raffinierten Stilisierung höchst wirkungsvoll verbindet. Durch einen Ästhetizismus, der sich als «jenseits von Gut und Böse» verstanden wissen will, gewinnt in Jüngers Büchern der Krieg jene denkmalhafte Imposanz, durch die noch das Entsetzen der *Materialschlacht* sich zu einem Sinnbild menschlichen Daseins steigert (1d). (Siehe auch I/C-2)

**2. Männerherzen, Männerfäuste, Männertaten.** – **Männer, Kerle** sind es hier wieder, die als die Träger des Geschehens fungieren. «Der Mannesmut ist doch das Köstlichste», meint Jünger. «Was könnte auch heiliger sein als der kämpfende Mensch?» Als niederträchtig bezeichnet er die, die keinen Sinn für die von ihm gepriesene Art Heldentum haben, als «Schwächlinge», «Stubenhocker», «Grübler über Recht und Unrecht». Nach dem Wofür des Kampfes wird nicht gefragt; bei Jünger erscheint er noch als Wert an sich. In der *Ekstase*, der *Raserei* sei der Mensch erst ganz er selbst: dort, wo er «wie der brausende Sturm, das tosende Meer und der brüllende Donner» in die Erscheinung tritt, vor allem aber, wo sich, wie in der Maschine, seine Kräfte ballen und er zum «gefährlichsten, blutdürstigsten und zielbewusstesten We-

sen» wird, das die Erde trägt (2a). Was ein *Kerl* ist, auch darüber gibt uns Jünger Auskunft (2b); wie man *Kerle* macht, erzählt uns Ernst v. Salomon (2c). Die «lachende Lust am Draufgehen», die sie auszeichnet, ist ihnen nicht angeboren; sie müssen gedrillt werden, auf dass sie am Ende «nichts anderes wollen, als sie zu wollen haben». Was Jünger als die im Krieger zum Ausbruch kommende elementare Natur beschreibt, wird hier wenigstens auf seine wirkliche Ursache zurückgeführt: die Vergewaltigung des Menschen durch den Menschen. Diese ist zugleich die Auslöschung jeder Individualität. Der Mensch wird zur blossen Nummer. Andere als die gezüchteten heroischen Gefühle sind den normierten Robotern fremd. Das *kernige Wesen* dieser Helden ist nichts als schrankenlose Brutalität. (Siehe auch II/A-2)

**3. *Frontgeist*.** – Das, was diese Autoren ihrem Publikum als *Frontgeist* schmackhaft zu machen versuchen, hat allerdings noch eine andere Seite. Die Brutalität gegenüber dem Feind soll durch das Gefühl der *Kameradschaft* innerhalb der eigenen Reihen verdeckt werden. Dem durch den Druck der Disziplin und des Gehorsams in Permanenz überforderten Menschen ist damit ein Ventil gegeben, durch das er auch seine sentimentaleren Regungen abregieren kann. Die nach aussen gerichtete Aggressivität der Kriegsgemeinschaft bricht sich im Innern des ausgerichteten Kollektivs und wird von diesem absorbiert. Es ist das, was als die «positive» Seite des Kriegerlebnisses ausgegeben wird; es ist ein Vorgang übrigens, der durchaus nicht nur von sentimentaler, sondern auch höchst praktischer Bedeutung ist. *Frontgemeinschaft* ist zugleich die ideologische wie materielle Voraussetzung für den *totalen Einsatz*. Es ist deshalb kein Wunder, wenn das autoritäre Schrifttum diese Gemeinschaft in unzähligen Variationen besingt. Dass es nichts Schöneres als die Kriegskameradschaft gibt, will Heinrich Lersch uns glauben machen; sie ist für ihn ein «geheiliger Bund» (3a). Was hier in Versen vorgelesen ist, findet sich in Beumelburgs *Gruppe Bosemüller* zu Prosa ausgewalzt (3b). Der Autor hat es gar nicht schlecht verstanden, den gemütvollen Leser anzusprechen, indem er den Krieg als die Hohe Schule menschlicher Hilfsbereitschaft und Bruderliebe darstellte. Den Pferdefuss, d.h. den eigentlichen Zweck dieser Liebe, nahm der kleinbürgerliche Leser umso eher mit in Kauf, als ihm in seinem zivilen Leben die Teilhabe an echter Gemeinschaft zumeist versagt blieb. Die *Kameradschaft* wurde für ihn zum Ersatz für das, was ihm das graue Alltagsleben nicht bot und gleichzeitig zum Inbegriff dessen, wovon er bisher, wenn überhaupt, so nur eine sehr vage Vorstellung hatte: vom menschlichen Miteinander. (Siehe auch II/B-5; III/B-7)

**4. Blutopfer.** – Dieses Miteinander wurde ihm freilich nicht geschenkt; schliesslich war Krieg. Nur unter *Opfern* wurde das Volk geboren. Hekatomben von Leichen, Ströme jugendlichen Blutes mussten dargebracht werden, auf das sich erfüllte, was bisher nur als *völkische Ahnung* dem Einzelnen eingegeben war.

«Der Ausbruch des Weltkrieges 1914», schrieb der Literaturwissenschaftler Hermann Pongs, «hat mit der Wucht eines Urstosses die Grundkräfte freigelegt, die im Volk liegen. Volk, das ist der Mensch im gewachsenen Gefüge. Gehört es zum Wesen der Masse, dass ihr das Bewusstsein des Gefüges geschwunden ist, so wird die heilige Dauer des allverpflichtenden Gefüges dem Menschen nirgends stärker ins Bewusstsein eingedrückt, als wenn Volk im Krieg auf Leben und Tod um die Existenz kämpfen muss. Das Blutopfer, das von jedem gefordert wird, macht das Volksgefüge als Vertretung der göttlichen Macht bewusst, die das letzte Opfer fordern darf<sup>60</sup>.»

Unzählig sind die Lieder, die den Opfertod besingen. «Erst Gräber schaffen Heimat», meint Bertram (4a). Ähnlich Carossa: «Viel Blut muss in die Erde sinken; nie wird sie sonst den Menschen heimatlich» (4b). Im Opfer selbst sieht Ina Seidel den letzten Sinn (4c), während Bröger sich an die gängigere Formel hält, nach der es ein «Vermächtnis» an die Lebenden ist (4d). Josef Magnus Wehner knüpft wie viele andere vor und nach ihm an die Schlacht von Langemarck an, um die deutschen Studenten für ein neues Blutvergiessen psychologisch zu dressieren (4e). Hans Baumann preist die Söhne, die alle Soldaten werden wollen wie der Vater, der im Krieg gefallen ist: «Sonst hätt er keine Ruh in der Erden» (4f). (Siehe auch I/C; II/A-3; III/B-8)

**5. Im Felde unbesiegt.** – In einer Literatur, in der das krude Feind-Freund-Denken vorherrscht, muss sich dem Heldischen mit Notwendigkeit das Motiv des *Verrats* hinzugesellen, vor allem, wenn der Held unterliegt. In eigenen Fehlern, von denen er angeblich frei ist, kann die Niederlage nicht begründet sein. Für Blunck waren es nach bewährtem Muster die Sozialisten und Juden, die an der Niederlage schuld waren (5a); Grimm geht etwas weniger grobschlächtig vor, ohne indessen der Wahrheit näherzukommen (5b). Kempten der Dolchstosslegende war nun einmal, dass die deutschen Truppen *im Felde unbesiegt* blieben. *Verräterische* Politiker konnten dem Soldaten die Achselstücke nehmen, aber seine Moral nicht brechen. Mit der Demobilisierung der Freikorpskämpfer im Baltikum endet der Roman von Dwinger *Die*

---

<sup>60</sup> Hermann Pongs: *Das Bild der Dichtung*. Bd. 2. Marburg 1939. S. 426; zit. nach Schönauer: *Deutsche Literatur im Dritten Reich*. Freiburg 1961. S. 166.

*letzten Reiter* (5c). Für die hier geschilderten Landsknechtsnaturen aber geht der Kampf weiter; die in die bürgerliche Freiheit Entlassenen setzen den Krieg mit anderen Mitteln fort, angeblich das *Vermächtnis der gefallenen Brüder* erfüllend.

## 1. KRIEG – HEILIGE FLAMME

la) KURT ZIESEL: *Vom schöpferischen Krieg*. In: Ziesel (Hrsg.): *Krieg und Dichtung. Soldaten werden Dichter – Dichter werden Soldaten*. Ein Volksbuch. Leipzig und Wien: Luser 1940. S. 464 f.

Der Krieg als Natur- und Geschichtsereignis ist seinem Wesen nach ein Sinnbild der Zerstörung. Solche Erkenntnis aber ist behaftet mit einer rein äusserlichen Betrachtungsweise. Denn ebenso wie die Entscheidung, die jeder Krieg erzwingt, das Ziel, das so erreicht, die Aufgaben für die Zukunft der Völker, die er vorbereitet, erst der tiefere und eigentliche Sinn des Krieges sind; so vermag er neben dem Schicksal der Völker auch ihr geistiges und künstlerisches Antlitz in den einzelnen schöpferischen Menschen zu formen, zu läutern und zu revolutionieren. Und so wächst uns in tieferer Schau der Krieg in seiner Naturnotwendigkeit im Daseinskampf der Welt zum wahren Vater der Dinge empor. Hinter der Zerstörung steht die grosse bewegende Kraft der göttlichen Ordnung. Hinter dem Tod und seinen Schrecken steht das erhabene Bild des Helden, der überwindet. Aus solchen Gesetzen bricht unaufhaltsam und gewaltig der Anstoss zum Schöpferischen hervor. Die Dichtkunst hat dafür einen Beweis angetreten, der von späteren Geschlechtern vielleicht einmal als Markstein in den Epochen der europäischen Geistesgeschichte erkannt werden wird. Dieser Beweis ist die deutsche Dichtung des Weltkrieges. [...]

Die Dichter des Weltkrieges waren junge Soldaten, als sie 1914 der Ruf zu den Fahnen auf die Schlachtfelder des Ostens, Südens und Westens holte. In vierjährigem Einsatz für ihr Volk sind sie zu Männern gereift, in deren künstlerischem Wesen der Krieg unverlöschbar als Ursprung allen Seins eingezeichnet war. Es ist nicht der Krieg äusserer Vernichtung und Mühsal, sondern der Krieg, der das Soldatische in unserem Volke für alle Zeiten zum Gesetz seines Charakters erhob. Jahrelang haben volksfremde Eintagsgrößen in den Bereichen der Dichtkunst diese geistige Ernte des Krieges verdunkelt. Aber ihre Wirkung war nicht aufzuhalten, und so drang sie zugleich mit der politischen und seelischen Erneuerung und Kräftigung des deutschen Volkes unaufhaltsam ans Licht. Sie formte die junge Dichtung der Gegen-

wart, sie wahrte die Erinnerung an die Toten, sie schuf den Glauben an die Kraft deutschen Mannestums, sie hielt die Herzen und Seelen bereit und glühend zum Sturm für eine neue Bewährung, der wir heute teilhaftig werden. [...]

In den Schilderungen grosser Schlachten, in der Darstellung politischer Völkerschicksale ebenso wie in der Nachzeichnung innerster Regungen menschlicher Bewährung brennt der Krieg läuternd und klar. Es ist der Anbeginn eines neuen Menschentums, das sich verkündet. Das Brüderliche wird zum Gesetz, das Bekenntnis zum Volk, der Glaube an seine Zukunft. Und wenn heute der unbekannte Soldat des Grossen Krieges als erster Feldherr und Soldat die deutsche Nation zur letzten Bewährung vor ihrer grössten geschichtlichen Epoche führt, in der ein verfloneses Jahrhundert endgültig zu Grabe getragen werden muss, dann wird dieses Ereignis voll Sinn und Naturgesetzlichkeit, wenn man das Wesen des Weltkrieges erkannt hat im Spiegel der Dichtung, die ihn schöpferisch erfüllte und fruchtbar machte.

1b) RUDOLF G. BINDING: *Ausbruch*. In: Binding: *Stolz und Trauer*. Frankfurt a.M.: Rütten und Loening 1922. S. 10

Dreimal heilig sprang der Krieg aus dem Herzen der Völker.  
Dreimal heilig ergriffen alle die Waffen.

Aus einem Meer von Kraft riss sich Begeisterung  
wie die Sonne aus heiligem Meere des Ostens:  
Reiner Seele junges Gestirn überstrahlte die Welt.

Aber die Völker entweiheten dies alles im Irren der Sinne,  
alle betört von Hass, vergiftet von Habgier,  
alle verblendet in Dünkel und alle betäubt von der Lüge.

Ihr aber, unsterbliche Sterne, werdet es nimmer vergessen:  
dass er kam als ein Mahner an Grösse und Freiheit,  
dass er kam gleich einer heiligen Flamme,  
dass uralte Sehnsucht in Tiefen sich adlerhaft regte,  
dass er uns vorwärts riss in die Säle unbekannter Befreiung,  
dass wir vor Lust am Leben beinahe vergingen,  
dass wir stille waren in unseren Herzen und fromm und vertrauend,  
dass wir nicht mehr zu warten brauchten auf Rufer und Seher  
noch auf Antwort dunkeler Orakel noch auf Befehle.  
Denn wie ein Gott stand er in uns auf, und alles  
erfüllte sich durch den Gott und musste sich also erfüllen.

1c) FRIEDRICH GEORG JÜNGER: *Der Krieg*. Berlin: Widerstands-Verlag 1936. S. 8, 14 f.

Sing, o Gesang, den Krieg, den Krieg, der wilder entflamte,  
Als es die Väter geträumt, sing der Zerstörung Gewalt.  
Sing die Schlacht, die tagweit entbrennt, die Krieger und Waffen  
Und verderbendes Erz, sing den verwundeten Mann.  
Sing die dunklen Wasser des Stroms, der die Toten dahinträgt,  
Und die Ufer der Flut, wo der Gefallene schläft.  
Sing den Beginn und das Ende und neige zum Ersten, zum Ursprung,  
Zu der zeugenden Kraft jetzt dich verehrend zurück:  
Wildnis, dich ruf' ich! Hörst mich, ihr Wälder, hörst mich, ihr Ströme!  
Rippen der Erde, Gebirg, wasser- und feuerumkreist!  
[...]  
Unter Himmeln von Eisen umarmt sich die sterbende Jugend,  
Furchtlos naht sie dem Tod, der mit Gesang sie begrüsst.  
Falle, was mag! Verwelkst du schon Rose? Mit Hämmern zermalmet  
Morschender Zeiten Gebild! Nimmer beklag' ich dich Tod,  
Tod, du Meister des Walzwerks, du hammerkundiger Schwinger,  
Auf in die Werkstatt der Schlacht! Auf an die Arbeit jetzt, Tod!  
Unermessliche Heere drohen von Osten, der Skythen  
Rüstige Völker sinds, alles verdunkelt der Schwarm.  
Seht wie des halben Asiens Krieger hier nah'n, es trocken  
Ströme die Trinkenden aus, zehren die Ebenen kahl.  
[...] Unruhvoll dringt es herauf, schon drängt die Jugend der Völker  
In die Schlachten, es zieh'n Heere von Kämpfern hinaus.

1d) ERNST JÜNGER: *Der Kampf als inneres Erlebnis*. Berlin: Mittler. 1922. S. 2 ff.

Der Krieg, aller Dinge Vater, ist auch der unsere; er hat uns gehämmert, ge-  
meißelt und gehärtet zu dem, was wir sind . . . Und immer, solange des Le-  
bens schwingendes Rad noch in uns kreist, wird dieser Krieg die Achse sein,  
um die es schwirrt. Er hat uns erzogen zum Kampf, und Kämpfer werden wir  
bleiben, solange wir sind. Wohl ist er gestorben, sind seine Schlachtfelder  
verlassen und verrufen wie Folterkammer und Galgenberg, doch sein Geist  
ist in seine Fronknechte gezogen und lässt sie nie aus seinem Dienst. Und ist  
er in uns, so ist er überall, denn wir formen die Welt, nicht anders, An-Schau-  
ende im schöpferischsten Sinne. Hört ihr nicht, wie er aus tausend Städten  
brüllt, wie rings Gewitter uns umstürmen wie damals, als der Ring der



Schlachten uns umschloss? Seht ihr nicht, wie seine Flamme aus den Augen jedes Einzelnen glüht? Manchmal wohl schläft er, doch wenn die Erde bebt, entspritzt er kochend allen Vulkanen.

Indes: Nicht nur unser Vater ist der Krieg, auch unser Sohn. Wir haben ihn gezeugt und er uns. Gehämmerte und Gemeisselte sind wir, aber auch solche, die den Hammer schwingen, den Meissel führen, Schmiede und sprühender Stahl zugleich, Märtyrer eigener Tat, von Trieben Getriebene. [...]

So lebten wir dahin und waren stolz darauf. Als Söhnen einer vom Stoffe berauschten Zeit schien Fortschritt uns Vollendung, die Maschine der Gottähnlichkeit Schlüssel, Fernrohr und Mikroskop Organe der Erkenntnis. Doch unter immer glänzender polierter Schale, unter allen Gewändern, mit denen wir uns wie Zauberkünstler behingen, blieben wir nackt und roh wie die Menschen des Waldes und der Steppe.

Das zeigte sich, als der Krieg die Gemeinschaft Europas zerriss, als wir hinter Fahnen und Symbolen, über die mancher längst ungläubig gelächelt, uns gegenüberstellten zu uralter Entscheidung. Da entschädigte sich der wahre Mensch in rauschender Orgie für alles Versäumte. Da wurden seine Triebe, zu lange schon durch die Gesellschaft und ihre Gesetze gedämmt, wieder das Einzige und Heilige und die letzte Vernunft. Und alles, was das Hirn im Laufe der Jahrhunderte in immer schärfere Formen gestaltet hatte, dient nur dazu, die Wucht der Faust ins Ungemessene zu steigern.

## 2. MÄNNERHERZEN, MÄNNERFÄUSTE, MÄNNERTATEN

2a) ERNST JÜNGER: *Der Kampf als inneres Erlebnis*. Berlin: Mittler. 1922. S. 46 f., 53, 114

Der Mannesmut ist doch das Köstlichste. In göttlichen Funken spritzt Blut durch die Adern, wenn man zum Kampfe über die Felder klirrt im klaren Bewusstsein seiner eigenen Kühnheit. Unterm Sturmschritt verwehen alle Werte der Welt wie herbstliche Blätter. Auf solchen Gipfeln der Persönlichkeit empfindet man Ehrfurcht vor sich selbst. Was könnte auch heiliger sein als der kämpfende Mensch? Ein Gott? Weil wir an seiner Allmacht zerschellen müssen wie an geschliffenen Kugeln? O, immer verklärte sich edelstes Weltempfinden für den Schwachen, den Einzelnen, der das Schwert noch in erkaltender Faust zum letzten Hiebe schwang. [...]

Mir ist Kampf immer noch etwas Heiliges, ein Gottesurteil über zwei Ideen. Es liegt in uns, unsere Sache schärfer und schärfer zu vertreten, und so ist Kampf unsere letzte Vernunft und nur Erkämpftes wahrer Besitz. Keine Frucht wird uns reifen, die nicht in eisernen Stürmen hielt, und auch das Beste und Schönste will erst erkämpft sein. [...]

Ein letztes noch: die Ekstase. Dieser Zustand des Heiligen, des grossen Dichters und der grossen Liebe ist auch dem grossen Mute vergönnt. Da reisst Begeisterung die Männlichkeit so über sich hinaus, dass das Blut kochend gegen die Adem springt und glühend das Herz durchschäumt. Das ist ein Rausch über allen Rauschen, eine Entfesselung, die alle Bande sprengt. Es ist eine Raserei ohne Rücksicht und Grenzen, nur den Gewalten der Natur vergleichbar. Da ist der Mensch wie der brausende Sturm, das tosende Meer und der brüllende Donner. Dann ist er verschmolzen ins All, er rast den dunklen Toren des Todes zu wie ein Geschoss dem Ziel. Und schlagen die Wellen purpurn über ihm zusammen, so fehlt ihm längst das Bewusstsein des Überganges. Es ist, als gleite eine Woge ins flutende Meer zurück.

[...]

Der Kampf der Maschinen ist so gewaltig, dass der Mensch fast ganz davor verschwindet. Schon oft, von den Kraftfeldern der modernen Schlacht umschlossen, schien es mir seltsam und kaum glaubhaft, weltgeschichtlichem Geschehen beizuwohnen. Der Kampf äusserte sich als riesenhafter, toter Mechanismus und breitete eine eisige, unpersönliche Welle der Vernichtung über das Gelände. Das war wie eine Kraterlandschaft auf totem Gestirn, leblos und sprühend vor Glut.

Und doch: Hinter allem steckt der Mensch. Er gibt den Maschinen erst Richtung und Sinn. Er jagt aus ihnen Geschosse, Sprengstoff und Gifte. Er erhebt sich in ihnen als Raubvogel über den Gegner. Er hockt in ihrem Bauche, wenn sie feuerspeiend über das Schlachtfeld stampfen. Er ist das gefährlichste, blutdürstigste und zielbewussteste Wesen, das die Erde tragen muss.

2b) ERNST JÜNGER: *Feuer und Blut. Ein kleiner Ausschnitt aus einer grossen Schlacht.*  
4. Aufl. Berlin: Frundsberg-Verlag 1929. S. 60 ff.

So wollen wir trinken und die Scherben gegen die Wand spritzen lassen und uns freuen, das harte Werkzeug eines harten Schicksals zu sein. Was in der grossen Schlacht, die uns erwartet, geschehen wird, darauf besitzen wir keinen Einfluss, es ist schon längst entschieden und wird dort allen Augen offenbar. [...]

Darum lasst uns trinken, und uns in dem, was das Schicksal will, auch noch unseren eigenen, persönlichen Willen sehen. Kameraden erzählt, dass ihr Kerle gewesen seid, da und dort, wo immer wir uns getroffen haben, und dass ihr es jetzt wieder sein wollt, dann soll alles andere mich heut Nacht den Teufel scheren! Erzählt von Langenmarck, von Ypern, von Verdun, von Reims, von Cambrai, von Flandern und von der Somme, das macht das Blut warm, solange man noch im Trockenen sitzt. Und lasst das Bild der grossen Schlacht aus dem Rausch aufschliessen wie eine blutrote Orchidee, mit goldenen Feuerstreifen geflammt. Das ist ein Kunstwerk, wie es Männern Freude macht. Das müssen wir schon gestalten, das ist für unsre Künstler kein Stoff. Pas ist kein Mass, an dem sich die geistigen Vertreter eines bürgerlichen Zeitalters messen dürfen. Hier gibt es keine Unterrocksaffären, keine Tragik unzufriedener Männer und unverständener Frauen, die sich dramatisch ausbacken lässt.

2c) ERNST v. SALOMON: *Die Kadetten*, Berlin: Rowohlt 1933. S. 28 f.

Oberleutnant Kramer sagte: «Meine Herren!» Er machte eine Pause, ging das Glied entlang und sah jeden einzelnen der zehn-, elf-, zwölfjährigen Kadetten mit durchbohrenden Augen an. Er sagte:

«Meine Herren! Sie haben den schönsten Beruf erwählt, den es auf dieser Erde gibt. Sie haben das höchste Ziel vor Augen, das es auf Erden nur geben kann. Wir lehren Sie hier, dies Ziel zu erfüllen. Sie sind hier, um das zu lernen, was Ihrem Leben erst die letzte Bedeutung verleiht. Sie sind hier, um sterben zu lernen.» Oberleutnant Kramer ging die Reihe zurück und sah jedem einzelnen der Kadetten mit furchtbarem Ernst in die Augen.

«Dies zu lernen, fangen wir jetzt, zu dieser Stunde an. Wir fangen ganz von vorne an. Alles, was Sie bisher erlebten, sahen und begriffen, haben Sie zu vergessen. Alles, was Sie nun erleben, sehen und begreifen, geschieht, Sie würdig zu machen für das Ziel, das Sie sich vorgesetzt. Sie haben von nun an keinen freien Willen mehr; denn Sie haben gehorchen zu lernen, um später befehlen zu können. Sie haben von nun an nichts anderes zu wollen, als was Sie zu wollen haben. Wenn Sie aber nicht wollen, meine Herren», und Oberleutnant Kramer schnellte vor die Mitte der Gruppe, «dann fress ich Sie auf mit Haut und Haaren und spuck Sie wieder aus an die Wand, dass Sie klebenbleiben. Stillgestanden!»

### 3. FRONTGEIST

3a) HEINRICH LERSCH: *Kriegskameraden*. In: Lersch: *Deutschland!* Jena: Diederichs 1918. S. 48

[...]

Wenn Kriegskameraden beisammen sind –  
Das ist so schön, wie mans nimmer findt,  
Denn wer einmal im Schlag der Granaten stand,  
Den hat das Herz schon Bruder genannt,  
Das singt die Seele, schweigt auch der Mund –  
Es ist keiner fremd im geheiligten Bund.

3b) WERNER BEUMELBURG: *Die Gruppe Bosemüller*. Roman. 41.-50. Tsd. Oldenburg: Stalling 1930. S. 21 f., 125 f., 198 ff.

Am Nachmittag lässt der Spiess die Kompanie antreten. Es muss neu eingeteilt werden. Von der Gruppe Elsen sind noch drei Mann da. Sie kommen zu anderen Gruppen. Der Leutnant hält den Appell ab. Er ist zunächst gar nicht bei der Sache.

Der Spiess spricht mit dem Leutnant. Seine Stupsnase stösst dem Riesen beinahe gegen den obersten Waffenrockknopf. Es handelt sich um den Gefreiten Wammsch. Er will ihn dauernd für den Postdienst haben. Wammsch steht unterdessen mitten im Glied und hat, was sonst nicht seine Gewohnheit ist, die Hände an der Hosennaht. Seine Augen sind auf den Leutnant gerichtet. Der nimmt auf einmal den Kopf hoch und geht sechs Schritte auf den Gefreiten zu. Er steht vor ihm und schaut ihn mit einem Blick an, den der Gefreite Wammsch nie vergessen wird.

«Ha ...» schnaubt der Leutnant durch die Nase, sagt aber noch nichts.

«Herr Leutnant», sagt Wammsch, «ich bin seit Anfang dabei.»

«Na . . . und?»

«Ich meine ...»

«Schlappmacher ...» sagt der Leutnant und wendet sich ab.

«Herr Leutnant. ...» sagt Wammsch, der ganz blass geworden ist, «Herr Leutnant. . .»

Mehr kriegt er nicht hervor.

Der Leutnant wendet sich wieder zurück.

«Machen Sie, was Sie wollen, Wammsch. Meinethalben können Sie Latrinen ausfegen.»

«Herr Leutnant, ich bin verheiratet...»

«Was Sie wollen, Sie können wählen.»

Der Gefreite ist jetzt glutrot im Gesicht.

«Also?»

«Ich ... ich bleibe beim Zug ...» keucht er.

Was ist das? Dem Leutnant, dem Riesenkerl, dem Spötter schiesst es auf einmal in die Augen? Alle sehen es. Er reicht dem Gefreiten die Hand. Der Spiess zuckt die Achseln. Wammsch kommt an die Stelle des gefallenen Ullbrich in die Gruppe Bosemüller. Wammsch spricht kein Wort mehr.

Auch der Leutnant ist von seinem Urlaub zurück. Er sieht schlecht aus, elend und alt. Als er zum erstenmal Wammsch begegnet, sieht er den Gefreiten mit einem halb verlegenen, halb traurigen Blick an. Er will vorübergehen, aber dann bleibt er doch stehen.

«Guten Tag, Wammsch.»

«Guten Tag, Herr Leutnant.»

«Sie waren auch in Urlaub.»

«Jawohl, Herr Leutnant.»

«Was macht die Gruppe?»

«Danke, Herr Leutnant, ich denke, wir kriegen sie alle wieder in die Reihe, ohne einen zu verlieren. Krakowka isst wieder, und der junge Esser geht schon im Lager umher.»

«Das ist schön, Wammsch.»

Wieder will er gehen. Aber er bleibt zum zweitenmal stehen.

«Wammsch...»

«Herr Leutnant.»

Er stockt. Er will etwas sagen, aber es macht ihm Mühe. Er sieht umher, als suche er etwas.

«Wammsch ... es hat alles keinen Sinn ... es ist aus mit mir.»

«Herr Leutnant, so soll man nicht sprechen.»

«Das sagen sie ja nur, Wammsch ... Sie wissen auch, dass es keinen Sinn hat.»

«Es ist für unsereinen so schwer, sich auszudrücken, Herr Leutnant. Mit den Worten geht es so schlecht. Man meint immer, man verstehe es, aber dann kann man es doch nicht sagen. Vielleicht wenn man auf dem Gymnasium gewesen wäre ... da lernt man wohl, sich ausdrücken. Aber es muss doch einen Sinn haben, Herr Leutnant.»

«Sie kommen auch an die Reihe, Wammsch. Sie hätten damals doch zur Post gehen sollen. Ich mache mir Vorwürfe darüber. Vielleicht können wir es jetzt noch machen.»

«Ich möchte jetzt nicht mehr, Herr Leutnant», sagt Wammsch sonderbar befangen, «ich möchte bei der Gruppe bleiben.»

«Nanu!»

Wammsch ist verlegen.

«Ich kann es so schlecht sagen, Herr Leutnant, es muss doch wohl mit dem Sinn Zusammenhängen. Auf Urlaub habe ich auch keine Ruhe gehabt.»

«Und hier sind Sie ruhig?»

«Ganz ruhig, Herr Leutnant.»

«Sie sind ein sonderbarer Mensch, Wammsch. Sie sind schwer zu begreifen.»

«Ich begreife selbst so wenig, Herr Leutnant.»

[...]

«Ich habe mit dem Hauptmann gesprochen», sagt Wammsch ruhig. «Die Urlaubssperre ist jetzt aufgehoben. Übermorgen fahren die ersten zehn Mann von der Kompanie. Du bist noch lange nicht an der Reihe. Aber ich habe zum Hauptmann gesagt, es ist niemand in der Kompanie, der sich darüber beschweren würde, wenn er dich schon jetzt fahren liesse ... was hast du?»

Siewers ist zurückgefahren und starrt Wammsch mit schreckensgrossen Augen an.

«Wammsch . . .» würgt er hervor – er möchte schreien, aber hier kann man doch nicht schreien! – «du willst mich fortschicken ... du verachtest mich ... ihr wollt mich los sein . . . erst schickt ihr mich auf Urlaub, und dann werde ich versetzt. ...»

«Aber Erich . . .»

Es ist ein verzweifelter Ausbruch.

«Aber ich gehe nicht fort... ich habe etwas wiedergutzumachen . . . lasst mir doch Zeit, warum wollt ihr mir denn nicht Zeit lassen? Ich will nicht nach Hause, ich will nicht auf Urlaub ... ich will nicht... ich will wieder zurück nach Fleury und in die Souvilleschlucht.. . das ist alles, was ich will. . .»

Er schluchzt, er ist wie im Fieber, es schüttelt ihn.

Wammsch ist furchtbar erschrocken. Das hat er nicht erwartet. [...]

«Ich will nicht nach Hause ... ich lasse mich vor dem Hauptmann auf die Knie fallen ... er wird mich schon anhören ... ich will nicht nach Hause, ich will nicht zu meiner Mutter . . . ich will wieder in die Souvilleschlucht und nach Fleury . . .»

Jetzt ist er endlich erschöpft. Er schluchzt noch und sein ganzer Körper bebt. Aber er wehrt sich nicht mehr. Er lässt sich ruhig von Wammsch in die Arme nehmen, er lässt sich streicheln von Wammschs harten Händen, und es ist in diesem Gefühl etwas wundersam Auflösendes.

«Du . . .» sagt Wammsch erschüttert, «gleich gehe ich zum Hauptmann und spreche mit ihm. Natürlich bleibst du bei uns. Der erste, der dich schief ansieht, erhält von mir einen Faustschlag ins Gesicht. . . aber nun sei auch still... ich habe es doch gut mit dir gemeint... ich habe gedacht, du müsstest einmal aus allem hinaus, wieder Wurzel fassen daheim und dann noch mal von vorn anfangen. Es war zuviel für dich ... . hörst du? Darum wollte ich dich auf Urlaub schicken. Aber jetzt bleibst du bei uns, verstehst du? Du brauchst nicht auf Urlaub zu fahren, nein, du brauchst nicht. Es ist ja viel besser, wenn du so darüber kommst. . . was sagst du? Ob ich dich verachte? Junge . . . Erich . . . wer will einen Menschen verachten wegen dem, was er dort vorn tut? Der liebe Gott bewahre mich vor allem Hochmut. . .»

#### 4. BLUTOPFER

4a) ERNST BERTRAM: *Aber erst Gräber...* In: Th. Echtermeyer (Hrsg.): *Auswahl deutscher Gedichte*. Berlin: Weidmann 1943. S. 576

Aber erst Gräber  
Schaffen Heimat,  
Erst unsre Toten  
Geben uns Licht.

Erst wo auf Hügeln  
Klagende knien,  
Erst über Särgen  
Werdet ihr Volk.

Erst wo auf Trümmern  
Herrlichen Erbes  
Ihr in euch einkehrt,  
Werdet ihr Licht.

4b) HANS CAROSSA: *Der Himmel dröhnt von Tod...* In: Will Vesper (Hrsg.): *Die Ernte der Gegenwart. Deutsche Lyrik von heute*. 3. Aufl. Ebenhausen bei München: Langewiesche-Brandt 1943. S. 314

Der Himmel dröhnt von Tod. Die Erde blutet  
aus Wunden treuer Söhne Tag und Nacht.  
Weitende künden trauernde Propheten.

Doch während Feinde dumpf ihr Schicksal suchen,  
hörst du, mein Volk, durch Wahn und Wut noch Rufe  
des Heils und glühst in Opfern auf und wirfst  
dein süßes altes Träumen weg und formst  
aus deinem grossen Herzen harte Taten,  
ganz Erz, ganz Macht, und schämst dich fast des Dichters,  
des einsam Wagenden der stillsten Tat.

[...]

Hier schöpfe! Wer hier trinkt, wird viel erkennen.  
Er schaut die grossen Väter unserer Gegner  
mit uns und unsern Ahnenreih'n im Bund,  
und wie sich Wanderer Zeichen hinterlassen  
im öden Land, sind ihm im Tal des Mordes  
die Spuren gütigerer Geister sichtbar.  
Und ob er tötet, ob er stirbt, er weiss:  
Dies alles sind nur Saaten künftiger Liebe.  
Viel Blut, viel Blut muss in die Erde sinken;  
nie wird sie sonst den Menschen heimatlich.

4c) INA SEIDEL: *Opfer* (1918). In: Will Vesper (Hrsg.): *Die Emte der Gegenwart. Deutsche Lyrik von heute*. 3. Aufl. Ebenhausen bei München: Langewiesche-Brandt 1943. S. 334 f.

[...]

Hoch über unsre Herzen stieg die Flut.  
Bis an die Lippen stehen wir im Leid.  
O Blut!  
das alle Nächte zu den Sternen schreit.

[...]

Für was, für was vergossen und vertan,  
da Gott sich von dem Opfer abgewandt?  
O Wahn!  
Wie löschte Herzblut auch den Weltenbrand!

[...]



Beweint uns nicht, fragt nicht nach dem Gewinn!  
Wir sind der Strom, der sich ins Meer ergoss,  
und ist kein Tropfen, der vergebens floss:  
das Opfer ist des Opfers letzter Sinn.

4d) KARL BRÖGER: *Das Vermächtnis*. In: Bröger: *Sturz und Erhebung*. Gesamtausg. der Gedichte. Jena: Diederichs 1943. S. 48

Alle lieben Brüder, die schon gefallen sind,  
reden aus Stein und Scholle, sprechen aus Wolke und Wind.

Ihre Stimmen erfüllen mit Macht den Raum,  
ihre letzten Gedanken weben in jedem Traum.

Wieder die Stimme, gehalten und priesterlich:  
«Bruder im Leben, lebendiger Bruder, hörst du mich?»

Schreibe. Wenn in würgender Schlacht ein Bruder fällt,  
geht nur sein Leib verloren, bleibt doch sein Werk in der Welt.

Dass kein wirkender Wille von seinem Werke lässt,  
macht den Sinn des Lebens hiebsicher und kugelfest.

Brandgewölke, verzieh! Zerteil dich, Pulverdampf!  
Stärker als alle Kämpfer und ewig ist der Kampf.

Schreibe: Jeder gefallene Bruder wirbt  
neue Hände, dass sein verlassenes Werk nicht stirbt.

Darum ist der toten Brüder letztes Gebot:  
Haltet das Werk am Leben, so ist kein Geopferter tot!»

Nacht um Nacht sich in meine Seele brennt  
tief der toten Brüder Wille und Testament.

Wieder hör ich die Stimme voll dunkler Kraft:  
«Klagt nicht... schafft!»

4e) JOSEF MAGNUS WEHNER: *Das Vermächtnis von Langemarck*. In: Kurt Ziesel (Hrsg.): *Krieg und Dichtung. Soldaten werden Dichter – Dichter werden Soldaten*. Ein Volksbuch. Leipzig und Wien: Liiser 1940. S. 399

Denn auf dem Grunde dieses Liedes marschiert nicht der dürre Dienstbote «Pflicht», sondern webt der ewig siegreiche, unsterbliche Geist deutschen Lebens selber, dem der Tod ein Überschwang der Natur ist; der kriegerische Geist der Deutschen, der nicht zittert vor dem Schicksal, wann ein Volk von Männern zusammentritt zu furchtbarer Tat. Der Krieg ist schrecklich, aber der Mann stellt sich! Mag den Spottgeburten aus Dreck und Feuer der Krieg einzig aus den Elementen bestehen, aus denen sie selbst zusammengesetzt sind: Kot singt nicht, und die Feigheit schwatzt nur. Wer aber über die Steine eines Domes weint, dass sie behauen wurden, der ist des Reiches nicht würdig, der ist seiner Toten nicht würdig. Singend starben die von Langemarck im Reiche und sind im Reiche begraben. Denn noch einmal: das Heilige Deutsche Reich ist nicht gebunden an Grenzen und Länder, es ist unendlich wie die Welt selber, eingesetzt von Gott, und den Deutschen als Auftrag der Ewigkeit gegeben, in der sichtbaren Welt Ordnung und Gesetz zu schaffen. Wie es zuerst erschien zur Zeit des Christ in Armin dem Deutschen, so brach seine innerliche Macht an dieser Weltwende aus den Deutschen heraus, die singend in den Tod gingen. Sie hatten nicht den äusseren Sieg, aber sie haben die Innerlichkeit des Reiches, seine Seelenfülle und Gemütskraft geoffenbart. Zum ersten Male tönt in ihrem Liede das andere, das ewig junge Deutschland auf, das Jahrzehnt um Jahrzehnt gegen den Geist des Alters und des Stoffes, der Angst und des Verstandes kämpft – wie lange noch? Dieses junge siegreiche Deutschland hat die untrennbare Einheit von Macht und Innerlichkeit des Reiches begriffen, es weiss, dass es keine Freiheit ohne die inneren, die göttlichen Mächte gibt. Es umarmt in sich die ewigen Gestalten deutscher Vergangenheit, die Helden, Dichter und Seher, wie ihr Studenten jetzt im Geiste die Brüder von Langemarck umarmt, die singenden.

4f) HANS BAUMANN: *Mein Vater wär ein guter Soldat*. In: Baumann: *Horch auf Kamerad*. Potsdam: Voggenreiter 1936. S. 10

Mein Vater war ein guter Soldat,  
und ich muss noch ein besserer werden,  
das hat er zu meiner Mutter gesagt,  
sonst hätt er keine Ruh in der Erden.

Und ich hab mirs jetzt  
in den Kopf gesetzt,  
dass ich will ein Soldat nur werden.

Mein Vater war vier Jahre im Krieg,  
und im vierten, da ist er gefallen.  
Meine Schwestern weinten, die Mutter auch,  
die weinte am meisten von allen.  
Doch ich hab mirs jetzt  
in den Kopf gesetzt,  
dass ich will ein Soldat nur werden.

Und weil ich noch sieben Brüder hab,  
So werden noch sieben Soldaten.  
Und gestern, da hat mirs der Jüngste gesagt,  
doch ich hab es ja längst schon erraten.  
Und wer hätt es gedacht –  
jetzt sind es schon acht,  
die nun für den Vater marschieren.

##### 5. IM FELDE UNBESIEGT

5a) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Sage vom Reich*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt  
1941-42. Bd. 2, S. 484

Heimat war nicht so hart wie die tapferen Streiter  
Vorn im Feuer. So ehern der deutsche Soldat  
Alle Gegner warf, vor der riesigen Feste,  
Die er durch Frankreich gebaut, zu Boden rang,  
Ebenso niedrig war das Gezänk und Gekeif,  
Das die Gaue im Reich, in den Ostmarken füllte. –  
Mehr als das. Der ewige Jude durchwandert  
Atemlos das Land. Und mit hundert Hirnen  
Und mit hundert Mündern flüstert der Folant  
Überall in die Ohren der hungernden Frauen,  
Was sie den Männern schreiben, so von der Kinder  
Weinen um ein Stück Brot, vom Völlen der Hohen  
Und vom Darben der Kleinen. Vom trunknen Begehren  
Vieler, die in den Fabriken blieben, und auch  
Von den Tagen, die kommen würden, so sagte man,

Da der Reichtum geteilt würd, die Hungernden satt. –  
Guten Willen, so heisse es, habe der Feind,  
Wäre nur Deutschland bereit. Glück werde Wilson  
Über die Völker bringen. Schon sei in der Flotte  
Aufruhr gewesen, und Liebknecht hab' ausgesprochen:  
Sei unser Heer erst besiegt, dann komme ein freudiger  
Frieden zwischen den einigen Mächten Europas.  
Ach, der Jude sei schlauer als Kanzler und Kaiser.  
Warum wehre man sich? Die Heimat verhungere.

5b) HANS GRIMM: *Volk ohne Raum*. München: Langen 1926. Bd. 2, S. 610 f., 614 f.

Deutschland hatte seine Massen nicht gewonnen, weil es ihnen kein grosses allgemeines deutsches Ziel gezeigt hatte, ein deutsches Ziel derben, handgreiflichen Gewinnes, dabei hinter dem Vorteil die Würde stand für jeden, der etwas leistete. Deutschland hatte das Ziel nicht zeigen können, weil es freie Deutsche in der alten Führerschicht kaum wieder gab. Und weil die freien deutschen Männer als Führer fehlten und die durch die Schule aufgeweckten und durch den deutschen Menschenzuwachs ihre Scholle verlierenden Massen ohne irdische Hoffnung in einer reichen Welt mit Recht nicht länger leben wollten, deshalb hatten sich Fremde mit fremden Lehren einzuschieben vermocht, mit der auflösenden Lehre vom Internationalismus und Klassenkämpfe bei dem einen Volke, dessen Seelen am meisten die abgetrennte Heimlichkeit des eigenen Herdes und den friedlichen Aufbau verlangten. [...]

Der Glaube, das Wissen, die Hoffnung hatte bis in den Herbst 1918 gedauert. Die vierzehn Punkte Wilsons strafen die Hoffnung noch nicht Lügen. Danach war plötzlich geschehen, was jeder weiss: Der rasende Betrug mit den vierzehn Punkten und die rasende deutsche Selbstzerstörung, um einen unwirklichen Sozialismus zu retten, und angeblich, weil nichts anderes mehr möglich wäre, als nur preiszugeben, angeblich, weil die anderen im Besitze der ganzen Macht und des ganzen Sieges seien. Als ob ein Sieger, ein wirklicher, starker Sieger je etwas erpresst hätte, das dem späteren Schwindel von Versailles glich, als ob die erliegende Schwäche in diesem Gebrüll aus dem Hinterhalt nicht zitternd und abwartend sich offenbarte, als ob nicht genug deutsche Warner und Kenner dagewesen wären, als ob nicht immer noch zwei Millionen Männer bereit gestanden hätten, kämpfend zu sterben und viele Millionen bitterer Tode der vier Jahre nicht vergeblich gewesen seien.

Die Kleinbürger im Lande und die Geschäftemacher und die Tröpfe und Verräter waren zu Stelle, als die ernüchterten, neuen freien Führer, die Männer, die es geworden wären, sich bei dem unterernährten, unbedankten, gramvollen, zornigen, gequälten Heere befanden oder in Gefangenschaft sassen über die ganze Erde hin. Die Kleinbürger und Geschäftemacher und Tröpfe und Verräter hielten die Lebensmittel und die Verkehrsmittel und die Waffenerzeugung in der Hand, ohne die niemand kämpfen kann. Die Kleinbürger verrieten unwissentlich ihr Volk in guter Meinung für ihre Klasse und aus der Selbstüberschätzung und dem Rückgefühle des Kleinbürgers heraus; die Geschäftemacher verrieten, um den eigenen Gewinn zu retten für sich und vor jedem; die Tröpfe und Verräter verrieten wissentlich, um den Hals zu retten, denn es war zuviel schon heraus; und also wurden die heimbleibigen Schreiber und Vereinsvorstände deutsche Minister, und die Drückeberger blieben Millionäre und die Tröpfe und Verräter pissten das alte sterbende Deutschland an, um sich zu beweisen; und – dafür war ein Geschlecht gestorben von Männern, Frauen und Kindern, und dafür wurden die Grenzdeutschen und die Auslandsdeutschen von Tag zu Tag hinzuverraten samt der Hoffnung für eine bessere Welt, samt jeder Hoffnung für den wirklichen Sozialismus, der Zusammenleben heisst, samt jeder Hoffnung für die deutschen Massen endlich ein freies Vaterland zu gewinnen, wo sie ihres Daseins froh werden könnten, weil jeder Fleissige und Tüchtige sich Besitz zu verschaffen vermöchte und wirtschaftliche Unabhängigkeit von den Besitzenden wie die Fleissigen und Tüchtigen bei den Völkern des ausreichenden Raums, ja dafür!

5c) EDWIN ERICH DWINGER: *Die letzten Reiter*. Jena: Diederichs 1935. S. 448 f.

Auf der Brücke über die Memel, angesichts der ersten Häuser, trafen sie auch die ersten Schmährufe. An den Brückenpfosten wehten rote Lappen, man hatte förmlich einen Triumphbogen aus lauter Rot gebaut, aus dieser von ihnen bis auf den Tod gehassten Farbe, weidete sich höhnisch an ihrem Durchritt durch dieses Tor. Überall hatten sich grölende Fabrikarbeiter aufgebaut, deutlich stand die Verhetzung in ihren Mienen. «Landsknechte!» schrie ein Haufen. «Reaktionärssöldner!» kläffte ein anderer. «Kapitalistenknechte!» schrie ein dritter. Ein Mann streckte ihnen die Zunge heraus, ein junges Mädchen spuckte vor ihnen aus, ein altes Mütterchen drohte sogar mit ihrem Schirm.

«Gottverdorich!» murmelte Donat erstaunt.

«Wie bei Aussätzigen!» setzte Wollmeier hinzu.

Mannsfeld selbst ritt, als sähe er durch alles hindurch, Werners kluges Gesicht hatte einen Zug väterlicher Nachsicht, Truchs's Einglas blinkte unsäglich hochmütig in seiner Augenhöhle, Langsdorffs bläulich gefrorene Narben aber liefen blutrot an.

Von den Reitern sprach keiner mehr ein Wort, als ob sie wie bisher durch leere Felder ritten, sahen sie mit schmalen Augen irgendwo ins Weite. Grobschmied war weit vor der Brücke abgesprungen, sollte das Pack ihn vielleicht auf einem Bagagewagen hocken sehen? Nur Feinhals blieb ungestört in seinem Stroh sitzen, wohl vermied auch er im Augenblick das Kratzen nach den Läusen, die ihn wie alle schon seit Wochen in Scharen quälten, wohl bewegte sich in seinem verknitterten Gesicht kein Muskel, aber seine kleinen Vogel-Augen begannen doch allmählich herumzuwieseln . . .

In der langen Strasse formierten sie sich noch einmal zur Paradeaufstellung, ein schmales Häuflein, das nach Auffüllung der tiefen Lücken kaum einen vollen Zug mehr gab. Das war geblieben – von zwei Schwadronen? Die Berittenen schoben sich zu zwei Gliedern zusammen, die Schlitten setzten sich in Linie an den linken Flügel, neben Schwester Sandra hockte Büschens kleiner Hund im Schnee. Aber während sie sich ausrichteten, jeder mit dem unübersehbar deutlichen Willen, es noch einmal wie auf dem Exerzierplatz zu machen, hörte Pahlen Hellwig neben sich aus ganzem Knabenherzen seufzen. «Was ist denn?» fragte er gütig.

«Jetzt kommt das Absitzen», flüsterte Hellwig zutiefst erregt. «Jetzt müssen wir herunter von den Pferden – und kommen vielleicht niemals wieder hinauf! Nein, ich will nicht, ich will nicht... Es soll nicht schon zu Ende sein, soll nicht für immer zu Ende sein, denn mit ihm stirbt so viel! Ich habe es ja nie gewusst, hab' es ja erst bei euch gelernt, weiss erst jetzt trotz allem Schweren, wie arm die Welt ist, wenn auch das für immer endet...» Er klammerte sich förmlich an den Sattel, strich mit fliegenden Händen über sein Leder, gebärdete sich wahrhaftig wie ein Kind.

## B. Mythos Deutschland

Es war kein Zufall, dass der in den zwanziger Jahren sich formierende radikale Nationalismus den Krieg über alles stellte und in seinem Zeichen zum Angriff überging. Das hatte unmittelbar praktische als auch ideologische Gründe; auf der einen Seite mussten die nationalistischen Bünde und sonstigen Formationen in den durch den Krieg sanktionierten Verhaltensweisen das Vorbild für die von ihnen beabsichtigten und bald auch praktizierten Aktionen, auf der anderen Seite in den durch ihn hochgezüchteten *nationalen* Vorstellungen den Keim und die Grundlage ihres eigenen Denkens und Wollens erblicken. Schon der Erste Weltkrieg wurde auf deutscher Seite von Vorstellungen beherrscht, die ihn gleichsam als Glaubenskrieg auszuweisen suchten. Dem *rechnenden Verstand* der Westmächte hatte sich, so argumentierte man, die *deutsche Seele* zu stellen, dem materialistischen und zivilisatorischen Denken das deutsche Kulturbewusstsein. Das Bewusstsein einer *deutschen Sendung* konnte allerdings die realen Machtinteressen nur notdürftig verhüllen. Als die Kriegsbegeisterung sich an der Wirklichkeit des Stellungskrieges brach, schwand auch das Sendungsbewusstsein des deutschen Soldaten dahin. Die deutsche Revolution von 1918 setzte dem Spuk zunächst ein Ende.

Allerdings waren auch auf der Seite der Entente ähnliche Interessen im Spiel wie auf deutscher; an der Lauterkeit ihrer zivilisatorischen und demokratischen Absichten liess das praktische Verhalten der Sieger berechtigte Zweifel aufkommen. Die im Nachkriegsdeutschland sich entwickelnden Verhältnisse waren der bestmögliche Nährboden für Unzufriedenheit aller Art. Dass diese schliesslich als dominierende Richtung jenen militanten Nationalismus und antidemokratischen Radikalismus gebar, bestimmte das Schicksal Deutschlands für die kommenden Jahrzehnte, und nicht nur Deutschlands allein. Der Nationalismus, anstatt selbst als das Übel begriffen zu werden, dessen Überwindung ein neues Kapitel deutscher Geschichte hätte einleiten können, zog aus den Mängeln der Demokratie die Rechtfertigung für die *totale Machtergreifung*. Das *System* war für ihn der Abschaum der Nation, der durch einen

Mangel an *völkischer Substanz* an die Oberfläche getrieben worden war und die *gesunden Instinkte*, die das *Fronterlebnis* wachgerufen hatte, wieder erstickte. Der Friede war aber in den Augen der Nationalisten nur eine dem deutschen Volke auferlegte Unterbrechung des nicht zu Ende geführten Krieges, die Weimarer Republik gleichsam der verlängerte Arm des Feindes, durch den sich dieser die Aufrechterhaltung dieser Unterbrechung erzwang. Indem der Krieg als Glaubenskrieg gedeutet wurde, als Kampf der Seele gegen das eigennützige Kalkül einer Interessenwirtschaft, konnte der Nationalismus nun auch gegen den als abtrünnig verketzerten Staat operieren, mit der betonten Absicht, ihn eines Tages von innen heraus zu erobern. Dem realen, bestehenden Staat der *Systemzeit* mussten sich zwangsläufig affektbetonte Vorstellungen anderer Formen staatlicher Gebilde entgegenstellen, Vorstellungen, die schon einmal den kriegerischen Geist angestachelt hatten, aber erst jetzt, auf ihre Spitze getrieben, die dafür empfänglichen Kreise bis zur Ekstase entflammen sollten.

«Wir haben den Krieg verloren, um die Nation zu gewinnen»: dieser Ausruf, der am Ende eines Romans von Franz Schauwecker steht, wurde zum geflügelten Wort. *Der Aufbruch der Nation*, den er verkündete, hatte sich im Keim bereits vollzogen, als der Nationalismus seine Trommeln rührte und die Fanfaren zum Angriff blies. Es war bereits nicht nur der Krieg, auf den er sich berief, sondern auch die auf ihn folgenden Freikorpskämpfe im Baltikum und in Oberschlesien, der Terror gegen die «Roten» an der Ruhr, die Fememorde an liberalen Politikern wie Rathenau und Erzberger, von den zeitlich etwas weiter zurückliegenden Morden an den Führern des radikalen Sozialismus, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, ganz zu schweigen. *Frontgeist* schien bei all dem die Substanz zu sein, von der die Nationalisten zehrten. Das *Neue Reich* war die Vision, die sie zu verwirklichen trachteten.

Der Begriff *Reich* ist eines der Kernmotive, die diese Literatur durchziehen. Er wird zum Inbegriff der nationalistischen Metaphysik. Schon seit dem Mittelalter hat dieser Begriff einen sakralen Klang. In ihm vereint sich der imperiale mit dem angeblich göttlichen Anspruch, wobei jener seine Weihe aus diesem bezieht. Das zweite Reich hatte, weder als Kaiserreich noch als Republik, etwas von dieser Aura aufzuweisen. Materialismus und Positivismus bestimmten angeblich sein Denken, die Jagd nach Geld sein Wirtschaften. Zudem war es in kleindeutschen Vorstellungen befangen. Allerdings wurde der Verpreussung Deutschlands wenigstens ein bleibendes Resultat zugute gehalten: *Zucht und Ordnung*. Diese Prinzipien sollten nun in grossem Massstab wirksam werden; das *Reich* war innenpolitisch als hierarchisches Gebilde gedacht, für dessen Aufbau der Kasernenhof das eigentliche Modell



abgab. Im Übrigen waren die Vorstellungen von dem, was das *Reich* eigentlich sei, sehr vage. Das Nebulöse der Reichs-Idee kam denen indessen, die sie manipulierten, zustatten, indem unter ihrem gemeinsamen Dach sehr viele und heterogene Gruppen zusammenfanden: von den Vertretern eines christlich-abendländischen Reichsgedankens vorwiegend katholischer Prägung bis zu den Nationalsozialisten. Gemeinsam war ihnen der Gedanke einer politischen *Grossraumordnung*, deren Realisierung Deutschland als historische Mission aufgegeben war. Als erwählte Führungsmacht hatte es Europa im zwanzigsten Jahrhundert voranzugehen und es nach seinem Bilde umzugestalten, äusserlich analog, im Wesen jedoch entgegengesetzt der Rolle, die Frankreich für das liberale neunzehnte Jahrhundert gespielt hatte. Die nationalstaatliche Gliederung des Kontinents sollte damit ihr Ende finden und durch eine imperiale Ordnung abgelöst werden, die zu garantieren das deutsche Volk aufgrund seiner historischen Traditionen angeblich wie kein anderes berufen war.

Die Faszination dieser Idee auf die enttäuschten und frustrierten kleinbürgerlichen Massen der zwanziger Jahre stand in krassem Widerspruch zu ihrer Realisierbarkeit. Das hinderte diese indessen nicht, sich des ideologischen Narkotikums zu bedienen. Vom Platz an der Sonne ausgeschlossen, unfähig in realen politischen Kategorien zu denken, nahmen sie willig das ihnen gereichte Gift, das ihre Situation zwar nicht ändern konnte, sie indessen in eine Euphorie versetzte, die nicht nur ihr Denken, sondern bald auch ihr Handeln bestimmte. Der Reichsgedanke hatte die Formen eines politischen Mythos angenommen, hinter dem die elende Wirklichkeit wie ein blasser Schatten verschwand. Umso leuchtender zeichnete sich die Fata morgana einer grandiosen Zukunft ab, die zu verwirklichen Sache eines vom Glauben geprägten totalen Einsatzes war. «Der christliche Ursprung der Reichsidee», vermerkt Sontheimer, «war zwar aufgegeben, nicht aber ihr religiöser Charakter. Dieser diente zur Beschreibung eines imperialen Auftrages grössten Stils und erlaubte die Stilisierung des Reichsgedankens zum Mythos. Kraft dieser Mythologisierung wird das Reich zu einer mächtigen Idee emporgeläutert, die von den Seelen Besitz ergreifen soll. Die Sprache, mit der die Idee des Reiches umschrieben wird, ist keine Sprache des Verstandes, der Argumentation. Sie wird zum Vehikel für ein Ergiessen der Seele, für ein Beschwören einer höheren Wirklichkeit, die glaubend ergriffen werden muss»<sup>61</sup>. Und weiter: «Der Reichsgedanke konnte zu einer so beherrschenden Vision antidemokratischen Denkens werden, weil in ihm das Sendungsbewusstsein des

---

61 Kurt Sontheimer: *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*. München 1962. S. 287 f.

deutschen Volkes lebendig war, und alle nationalistischen Kritiker der Weimarer Republik ihre Opposition als einen höheren Auftrag empfanden, der sich mit dieser geschichtlichen Sendung des Deutschtums zum Reich eins wusste. [...] Die grossartige Vision des Reiches wirkte als machtvoller Ansporn für eine Zukunft, welche die bedrängenden Nöte der Gegenwart hinter sich lassen würde, bis sich schliesslich in ihr jene erfüllte<sup>62</sup>.»

Die Verschwommenheit des Reichs- (wie auch des Volks-)Gedankens, die pseudo-religiöse Inbrunst, mit der er vorgetragen wurde, waren dazu angetan, ihm breite Schichten zu gewinnen<sup>63</sup>. Mit dem Appell an die Seele konnte man Massen begeistern und sich im geeigneten Augenblick auch ihrer Unterstützung versichern; sie zu manipulieren indessen bedurfte es rationalerer und profilierterer Vorstellungen. Es bedurfte einer politischen Funktionärsschicht und eines auf die politische Praxis ausgerichteten, d.h. operativen Denkens. Mit diesem unterscheiden sich die Nationalrevolutionäre von den Jungkonservativen und Völkischen. Das Schlüsselwort *Nation*, auf das sie eingeschworen waren, ist mit diesem Denken darum eng verknüpft.

Dass der Begriff *Nation* weniger klar umrissen sei als die Begriffe *Volk* und *Reich*, ist eine Behauptung Sontheimers, die nicht überzeugt. Tatsache ist, dass die, die ihn am konsequentesten auf ihr Banner geschrieben haben, die Nationalrevolutionäre, sehr handfeste Vorstellungen damit verbanden. In wieviele Gruppen und Grüppchen sie auch gespalten und wie divergierend dementsprechend auch die unter ihnen kursierenden Meinungen und Ideen waren, so war doch die Konzeption einer militanten, nach militärischen Gesichtspunkten aufgebauten und ausgerichteten, d.h. nach aussen schlagkräftigen und kriegerischen, nach innen anti-liberalen, polizeistaatlichen Nation ihnen allen gemeinsam. Nicht umsonst war die Berufung auf das *Preussische* gerade in nationalrevolutionären Kreisen so beliebt. Die *Nation*, wie man sie wollte, war ein straffes Ordnungsgefüge, zu dem das Volk gleichsam den Körper, das organische Fundament und der Reichsgedanke die Seele lieferte. Der Körperlichkeit des *Volks* und der Seelenhaftigkeit des *Reichs* trat die *Nation* dann als die Domäne des Willens und der *Entscheidung* gegenüber: sie war das Feld der praktischen Politik.

Dem realpolitischen Denken der Nationalrevolutionäre konnte allerdings auch die Anziehungskraft nicht verborgen bleiben, die in dieser Zeit der sozialen Erschütterungen der radikale Sozialismus auf die Massen ausübte.

---

62 ebenda. S. 305 f.

63 Zum Begriff des Dritten Reiches vgl. Ruth Kestenbergl-Gladstein: *Das Dritte Reich. Prolegomena zur Geschichte eines Begriffs*. In: *Bulletin des Leo Baeck Instituts*. Jg. 5. 1962. S. 267-85.

Viele der nationalrevolutionären Autoren versuchten deshalb – in diesem oder jenem Masse –, Elemente des Sozialismus in ihre eigene politische Konzeption zu integrieren. Des Konkurrenten in der Opposition gegen das herrschende Regime gedachte man sich zu entledigen, indem man von ihm borgte. Was dabei herauskam, waren jene konfuse Vorstellungen eines *nationalen*, eines *deutschen* oder gar *preussischen Sozialismus*, die mit dem allerdings, was der Begriff Sozialismus beinhaltet, nichts mehr gemein hatten als den Namen. Immerhin musste er dazu herhalten, den Nationalismus zeitgemäss zu drapieren. Da dieser sich betont anti-bürgerlich gab, blieb diese Taktik nicht ohne Erfolg. Dass der antibourgeoise Affekt dieses Nationalismus nur gegen gewisse Symptome oder besser: gegen eine gewisse Entwicklungsstufe der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gerichtet war, nicht aber gegen das Prinzip dieses Wirtschaftens, war eine Tatsache, die im Dunkeln blieb. Es war der Liberalismus, dem nicht nur im Bereich des Politisch-Ideologischen der Kampf angesagt wurde, sondern auch in dem des ökonomischen. Dabei befand sich diese als «sozialistisch» ausgegebene Kritik ganz auf der Linie dessen, was sich in der Wirklichkeit längst vollzog: der Ablösung einer wie auch immer bereits eingeschränkten liberalen Marktwirtschaft durch einen dirigistischen Staatskapitalismus. Der *Sozialismus* der Nationalrevolutionäre war nichts anderes als der Versuch, sich auch die Arbeiter gefügig zu machen und sie für die sich ankündigenden neuen Verhältnisse zu präparieren. Die Unterschiede, die in dieser wie in anderen Fragen zwischen den verschiedenen nationalen Gruppen – die «nationalsozialistische» war zunächst nur eine unter anderen – bestanden, waren nur Nuancen; gemeinsam war ihnen allen, dass sie betont antimarxistisch und anti-internationalistisch gesinnt waren. Völkerfreundschaft war für sie ein Erbteil des verhassten Liberalismus. Weder von der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel durch die Arbeiter noch von einer gerechteren Verteilung des Sozialprodukts war bei diesem *Sozialismus* je die Rede, sondern nur von der Überwindung der Klassenspaltung und der Eingliederung aller Schichten des Volkes in ein hierarchisches Staatsgefüge. Das Bild einer *Werkstättenlandschaft*, das Ernst Jünger entwarf und in dem auch der kapitalistische Manager als *Arbeiter* tituliert wurde, konnte die bestehenden Klassengegensätze allerdings nicht aus der Welt schaffen; es konnte nur versuchen, über sie hinwegzutäuschen.

**1. Deutsche Not.** – Mündete die nationalistische Kriegsliteratur bei aller gespielten Kraftmeierei am Ende doch immer in die Lamentation vom verlorenen Krieg, so stand der scheinbare Aufschwung, der sich an den alt-neuen Nationalismus knüpfte, erst recht im Zeichen einer penetranten Selbstbemit-

leidung. Die *deutsche Not* war der Hintergrund, auf dem die Visionen vom *Reich* ihre Vehemenz entfalteten. Hans Grimm gibt in *Volk ohne Raum* das Selbstporträt des von dieser Not gepeinigten Dichters (1a). Rührseliger noch beklagt Gustav Frenssen die *Jahre der Schmach und der Schande* (1b). Wieder sind es die Liberalen, die Marxisten, die Pazifisten und die Juden, die das deutsche Volk aussaugen. Leider fühlte auch Frank Thiess sich bemüssigt, dem «Zeitgeist» zu entsprechen. In einer 1933 erschienenen Neuauflage seines Romans *Der Leibhaftige* versah er diesen mit einem Vorwort, das die Weimarer Zeit in ähnlichem Sinne anprangert. Der Autor, von den Nazis selbst zum *System-Dichter* gestempelt, wollte damit wohl seinem Buch nachträglich eine NS Tendenz anhängen, die es glücklicherweise nicht besass (1c).

**2. *Aufbruch der Nation.*** – Mächtiger als alle Not schien den nationalistischen Autoren allerdings das, was sie für nationale Selbstverständigung des deutschen Volkes hielten. Ein *Aufbruch der Nation* war nach Schauwecker in vollem Gange (2a). «Verloren der Krieg?» fragte Brehm, «aber was wiegt der Verlust, wenn wir uns alle selber gefunden haben?» (2b).

**3. *Deutscher Glaube, deutsches Gebet.*** – Der zum *Aufbruch* rufende Appell konnte der Weihe des Glaubens nicht entbehren, sollten doch auch die politisch indifferenten Massen noch gewonnen werden. Der *Glaube an Deutschland* wurde zu einer Art religiösen Bekenntnisses. Zerkaulen spricht das Wort Deutschland heilig (3a). Johst glaubt «an Deutschland wie an einen Gott» (3b), ebenso Lersch (3c). Binding, in seiner berüchtigten Antwort auf einen offenen Brief Romain Rollands, fordert, die *Wehrhaftigkeit* des deutschen Volkes zu heiligen, ja, die NS *Machtergreifung* als den endlichen Sieg einer schon während des Ersten Weltkriegs von ihm postulierten «Religion der Wehrhaftigkeit» zu feiern (3d). Auch das Gebet wird politisch missbraucht, wie an anderer Stelle gezeigt werden wird. (Siehe auch I/A-3; I/B-3; IV/C-2)

**4. *Das Dritte Reich.*** – Dem Glaubenden winkt am Ende das *Reich*, das himmlisches und irdisches Reich in einem ist. Für Wilhelm Schäfer ist es die Wiederkunft, in der die *deutsche Seele* zu sich selber findet (4a). Blunck besingt *Das Reich als Ernte* und fernes Ziel (4b), während Will Vesper es in *Das Neue Reich*, nach der Eroberung Prags, bereits als reale Tatsache preist (4c). Der religiöse, christlich-abendländische Aspekt des Reichsgedankens wird von Josef Magnus Wehner betont, bei dem sich, wie es scheint, die christliche Sinnggebung dieser Idee mit der nationalsozialistischen ausgezeichnet vertrug (4d). Bei Johst wiederum fällt der Reichsgedanke, ohne Be-

rufung auf das Christentum, mit dem *Tausendjährigen Reiche* des NS zusammen (4e).

**5. *Der neue Staat.*** – Dem *Neuen Staat* ist Friedrich Georg Jüngers Kampfschrift *Aufmarsch des Nationalismus* gewidmet. Die Gefühlseligkeit des Reichsgedankens ist hier aufgegeben; konkretere politische Erwägungen dominieren. Die *Nation* wird als *militant, autoritativ, anti-liberal, anti-intellektuell* charakterisiert. Sie sei eine «Kampfgemeinschaft blutmässiger Bindung», «kampfkraftig und schlagfertig», gerüstet, das «Imperium Germanicum» zu erzwingen (5a). (Siehe auch I/C-5)

**6. *Preussischer Sozialismus.*** – Dem *nationalen Sozialismus* gehuldigt haben vor allem die Brüder Friedrich Georg Jünger (6a) und Ernst Jünger, letzterer vor allem in seinem Buch *Der Arbeiter*. Die soziale Demagogie, die Pervertierung sozialistischer Gedanken ist hier am geschicktesten, konsequentesten und auch am intelligentesten betrieben worden. Bis in den Stil hinein lässt sich das verfolgen: *Werkstättenlandschaft, Planwirtschaft, Arbeitswelt, Revolution der Technik* – es sind Begriffe, die sich fast wohlthuend von der sonst üblichen nationalistischen Nomenklatur abheben. Mit ihnen will Jünger ein der bürgerlichen Welt, wie er sie versteht, diametral Entgegengesetztes kennzeichnen. Es ist jedoch nicht der Sozialismus, sondern der Faschismus, den er im Sinne hat, nicht eine nach-bürgerliche, sondern spät-bürgerliche Gesellschaft. Jünger preist die «strenge Zucht eines sich in der Wüste einer durchaus rationalisierten und moralisierten Welt bildenden Geschlechtes», das für ihn einen «Vergleich mit der Entwicklung des Preussentums» nahelegt. Dabei findet er hier «aufs Neue bestätigt, dass unter dem Arbeiter weder ein Stand im alten Sinne, noch eine Klasse im Sinne der revolutionären Dialektik des neunzehnten Jahrhunderts zu verstehen ist», sondern ein «besonders gehärteter Schlag», dessen «Freiheitsanspruch» sich «durch eine neue Aristokratie vollstrecken muss». Durch sie wird eine totale «Arbeitsmobilmachung» gewährleistet, die die «Nachfolgerin der allgemeinen Wehrpflicht» darstellt und sich nur darin von ihr unterscheidet, dass sie «sich nicht nur auf die waffenfähige Mannschaft, sondern auf die Gesamtbevölkerung und ihre Mittel erstreckt» (6b). (Siehe auch II/B-5)

**7. *Die verschworene Gemeinschaft.*** – Die Idee des *deutschen Sozialismus* war nichts anderes als die radikalisierte Vorstellung von der *Volksgemeinschaft*. Diese sollte nun durch Dekret und Gewalt herbeigeführt werden. Die Instrumente eines sich alles unterordnenden Herrschaftsanspruches aber standen längst nicht mehr nur auf dem Papier; dieser hatte sich in den vielen para-

militärischen Bünden bereits die Organe geschaffen, die zu seiner Durchsetzung notwendig waren. Die *Volksgemeinschaft* war ein fernes Ziel, ebenso wie das *Reich* oder die *Nation*, ihr Vortrupp aber existierte seit Langem. Eine *verschworene Gemeinschaft* war am Werke, mochte sie auch zunächst in noch so viele Gruppen und Grüppchen gespalten sein. Durch einen *Ordens- und Treue-Kult zusammenschweisst*, wartete jede von ihnen auf ihren Tag. Der Ordens-Gedanke ist auch in Jüngers *Arbeiter* zu finden, vor allem aber in den vielen Freikorps-Romanen und -Dramen. «Wir sind nur noch Kameraden», sagt Johst in seinem *Schlageter*, «Das Wunderbare ist, dass zu uns immer mehr Deutsche stossen. In jeder Stube wächst eine kleine Gemeinschaft von dergleichen Ordensbrüdern» (7a). Ähnliches finden wir in Bronnens *Rossbach*, einem Roman über den gleichnamigen Freikorpsführer (7b).

**8. Blutzeugen der Bewegung.** – «Auch Tote stehn in unsern Reihn», meint Baldur von Schirach (8a); es sind die *Blutzeugen der Bewegung*, deren *Opfer* mehr noch als das der Kriegsgefallenen als ewig mahnende Verpflichtung aufgefasst werden soll. Aus dem *Blut* der bei der *Feldherrnhalle* Getöteten wuchsen, wenn wir Steguweit Glauben schenken wollen, *Altäre*, zu denen gepilgert werden muss (8b). Aber damit nicht genug: «Ins Ungeheure steigt die Kathedrale», dichtet Gerhard Schumann, «Die dunkel über allen Deutschen ragt» (8c). Auch hier die groteske Stilisierung ins Monumentale und Weihevollere, zudem die Assoziierung eines geheimnisvollen Dunkels, aus dem dann der Sieg als das blendendhelle Licht des Tages umso eindrucksvoller hervorbricht<sup>64</sup>. (Siehe auch I/C-3; III/A-4)

**9. Die totale Mobilmachung.** – Was sich zunächst unter der Oberfläche des Weimarer Staates formierte, jene *dunkle Gemeinschaft*, bedurfte allerdings noch des auslösenden Geschehens, um sie mit dem Rest der Nation zu vereinigen. Mit der Weltwirtschaftskrise von 1929 und ihren verheerenden Folgen war der Zeitpunkt gegeben, der die *nationalen Kräfte* zum Frontalangriff gegen die Demokratie übergehen liess. Es war die Zeit für jene *totale Mobilmachung*, die Ernst Jünger verkündete (9a). In ihr hatte nicht nur die Nation sich selber zu finden, sondern sich gleichzeitig auch der übrigen Welt als ein Herrschaftsinstrument von nie dagewesener Macht und Gefährlichkeit zu präsentieren. (Siehe auch IV/A; IV/B)

---

<sup>64</sup> Mit diesem Topos beschäftigt sich ausführlicher: Hans Jochen Gamm: *Der braune Kult*. Hamburg 1962, S. 138 ff.

## 1. DEUTSCHE NOT

la) HANS GRIMM: *Volk ohne Raum*. München: Langen 1926. Bd. 2, S. 618 ff.

Grimm arbeitete körperlich, er irrlichterte herum. Er lag die halben Nächte wach und hörte die eine Glocke der Lippoldsberger Kirche, die nicht in den Krieg gegangen war, die Viertelstunden schlagen, immer nur Viertelstunden, weil der Hammer für die vollen Stunden in die Leere der im Kriege umgekommenen Glocke tappte. Er hörte die aus Deutsch-Ostafrika und aus Deutsch-Südwestafrika und aus der Südsee und von allen Küsten vertriebenen deutschen Männer, Frauen und Kinder weither stöhnen, da sie brennenden Auges von ihren Häusern und Höfen und ihrem Lebenswerke und Lebensglücke ausgetrieben wurden wie Tiere, weil zufällige Vertreter der übervölkerten Heimat dem zugestimmt hatten. Er fühlte das Entsetzen der Mütter in Südtirol, im Elsass, in Deutschlothringen, in Eupen, in Schleswig, in Memel, in Polen, in Böhmen, in Kärnten, deren Söhne von nun an Feindessoldaten werden müssten. Er sah abends in den Dörfern die Masse der Tänze, die Rauchwolken der stinkenden englischen Zigaretten, die dünnen seidenen Kleider und farbigen Lumpenstrümpfe der Dorfmadchen, den ganzen neuen Aufwand, darin scheinbar wundervoll erhöhte Löhne untergebracht wurden, und damit das Volk, dem noch der Hunger aus den Augen und von den Wangen sah, sich selbst betrog und betrogen wurde. Er las die Zeitungen, das ungeheure Geschwätz von den Löhnen und von Siedelung und Sozialisierung. [. ..]

Als ob durch Lohnkämpfe und Bodenverteilungen und Sozialisierungen innerhalb des ganzen eingekesselten Volkes je mehr Menschen leben könnten. Als ob Siedelung und Sozialisierung innerhalb eines übervölkerten Landes Nahrung und Kleidung zu vermehren imstande wären. Als ob Siedelung in Deutschland viel anderes wäre als eine Verzweiflung, eine neue Verengung. Als ob der internationale Kapitalismus besiegt werden könnte durch wahllose, wütende Gegnerschaft gegen etliche Gutsbesitzer und Fabrikherren und Offiziere innerhalb des Volkes ohne Raum. Als ob die kindische Befriedigung, solcher kleinen Klasse der Besitzenden und Bürger sichtbares Eigentum fortgenommen zu haben, irgendeinen Ausweg gewähre aus der drückenden Not der deutschen Masse oder die Erlösung von einem ewigen Fluche der Lohnknechtschaft. [...]

Grimm las nur das eine nicht, in Zeitungen nicht, in den Reden und Schriften der Politiker nicht, in den Mahnworten der Bussprediger nicht, in den Zeitgedichten nicht, das eine entsetzliche Wort, das der Schlüssel zu jedem deut-

schen Menschen und jedem deutschen Dinge ist: «Sie haben uns den Raum gestohlen. Wir haben uns den Raum stehlen lassen!»

Ib) GUSTAV FRENSSSEN: *Recht oder Unrecht – mein Land*. Berlin: Grote 1940. S. 6f.

Als unser Volk 1918, ausgeblutet, und darauf von seinen Gegnern geschändet, ohne irgendeine einzige Freundschaft und Güte in der Welt, an der Menschheit, und vor allem an sich selbst, an seinem eigenen Wesen – man begreife, was das bedeutet! – verzweifelt war – ich glaube, dass man in der Welt zu wenig vom deutschen Wesen kennt, um zu ahnen, wie unsagbar damals die Verwirrung und Verzweiflung, ja der verzweifelte Irrsinn in unserm Volk war – da, ja da geschah etwas Ungeheuerliches. Da griff das kleine, fremde jüdische Volk, verlockt von der wunderbaren Gelegenheit, in wilder, in unsagbarer Taktlosigkeit, in toll gewordener Gier nach der Herrschaft über das deutsche Volk. Im ganzen Handel und Geldwesen: sie nahmen, sie führten die Zügel. Im Staatswesen und der Politik: sie bestimmten den Weg. An den Universitäten, im ganzen Bildungswesen bis zu den Volksschulen: sie rissen die ersten Ämter und Lehrstühle an sich. Und im ganzen weiten Gebiet der Kultur – und das war das Schwerwiegendste und das Tollste – versuchten sie ... man denke und wundere sich!... und versuchten mit Erfolg!... denn das deutsche Volk war verzweifelt, es war halb irre ... das ganze, grosse deutsche Volk – ich übertreibe nicht!... man lese und sehe nach, was von 1918 bis 1933 in Zeitungen und Büchern in Deutschland geschrieben ist! – versuchten, das ganze deutsche Volk aus seiner angeborenen, fünf tausendjährigen Kultur, aus seinem vieltausendjährigen Wesen herauszuheben und in ein jüdisch-romanisches Wesen hinüberzuschieben. Es ist nicht zu glauben! Es ist von allem, was wir Deutsche erlebt haben – die wir wahrlich Schreckliches und Wunderliches erlebt haben –, das Unglaublichste. Schrecklich war der Zusammenbruch! Schrecklicher der Friede von Versailles, dieser untermenschliche Mordversuch perverser Idioten an einem edlen Volk! Aber dies, was danach kam, dieser Versuch, und – wie es schien – glückende Versuch des kleinen fremden jüdischen Volkes in unserm grossen deutschen Volk: es aus seiner Kultur und aus seiner eigenen Seele hinauszutreiben, in sein eigenes Wesen hinein ... das war das Tollste ...



le) FRANK THIESS: *Der Leibhaftige*. Neue, vom Dichter durchgesehene Sonderausgabe. Berlin-Wien-Leipzig: Zsolnay 1933. S. 10 ff.

Der neue deutsche Mensch, durch die Macht eines zühndenden Worts gerufen, ist zur Stelle, aber vergessen wir nicht, dass unsichtbar immer wieder der alte wie der Schatten eines Schattens ihm folgt, stets bereit, seine gebundenen Kräfte neu zu entfesseln. Die Verwandlung und Erziehung des Menschen, jener wichtigere, ja wichtigste Teil einer Revolution, von dem Hitler in richtiger Erkenntnis der wirklichen und verborgenen Gefahren, die dem Dritten Reiche drohen, gesprochen hat, kann nun erst einsetzen. Sie verlangt eine lange, mühevollen und vielleicht nicht einmal fröhliche Arbeit, denn zu ihr gehört ebenso die Darstellung des alten wie des neuen Menschenbildes. Es hilft uns nicht allein zu wissen, wie wir werden sollen, wir müssen auch den Mut haben einzustehen, wie wir gewesen sind.

Aus der Erkenntnis dieser unerlässlichen Aufgabe heraus wurde der vorliegende Roman geschrieben. Und zwar in einem geschichtlichen Zeitpunkt, da die schonungslose Porträtierung des seine Gegenwart charakterisierenden Deutschen zugleich eine ebenso schonungslose Kritik an Deutschland wie es war, notwendig machte. Es war der erste deutsche Roman, darin dem Leser mit dem Gesicht seiner Zeit das Gesicht des sie beherrschenden Geistes vorgestellt wurde. Kein Wunder, dass die Zeit dieses Buch nicht nur mit Empörung, sondern ebenso mit krampflicher Verständnislosigkeit aufnahm. Wie sollte man begreifen, dass die in ihm verspotteten Ideale des gewinnsüchtigen Eigennutzes und der elastischen Vernunft, diese ganze Knetgummimoral des lächelnden Je-nachdem, eines Tages wirklich zum Teufel gejagt werden könnten? Meine «Sittenpredigt», schon im «Gesicht des Jahrhunderts», alle «objektiven» Zeitgenossen masslos übertrieben dünkend, beleidigte in diesem Roman das heiligste Gut des Bürgers, seine «Freiheit», die nichts Besseres war als das Recht auf hemmungslosen Eigennutz, der dann in der Inflation als gespenstischer Wettlauf nach dem Dollar über ganz Deutschland raste. [...]

Was die Empörung anging, in der man in bestimmten Kreisen und in einer bestimmten Presse diesen allem Anschein nach obendrein antisemitischen Roman aufnahm, so hatte man Recht: der gute deutsche Junge Caspar Müller tanzt wie alle andern nur an den Drähten, die von den verborgen bleibenden Mächten internationalen Kapitals (Orla, Lomscher, Kubalski) und einer politischen Halbwelt (Türk, Beyschlag) gezogen werden. Aber dass er nicht nur mit Vergnügen tanzt, sondern aus diesem Tanze eine Moral macht, souverän zu sein glaubt, wo er nichts als Sklave der Fremden ist, das ist seine Schuld,

und es ist zugleich seine spezifisch deutsche Schuld, denn es ist von jeher deutsche Art gewesen, erst dann mit gutem Gewissen den Fremden ihre Untaten nachmachen zu können, wenn man dafür eine moralische Begründung beisammen hatte. Ja, Caspar ist ein Deutscher, und wenn es damals schon viele wie eine Ohrfeige traf, dass ich ihn nicht etwa zu einem Juden oder Halbjuden gemacht hatte, sondern nur zu einem, der den Juden nachlief, so wäre es heute eine Feigheit, die des neuen Deutschen unwürdig ist, wollte man sich selbst verleugnend rufen «ich kenne den Menschen nicht!» Haben wir endlich den Mut, unsere Sünden zu bekennen, so wie wir nun den Mut gefunden haben, mit ausgekehrtem Herzen in ein neues Zeitalter aufzubrechen!

## 2. AUFBRUCH DER NATION

2a) FRANZ SCHAUWECKER: *Aufbruch der Nation*. Berlin: Deutsche Buchgemeinschaft 1929. S. 378 ff.

«Pflicht ist eine Unterordnung, eine Sache der Masse, des Heeres, der Beamten, der Behörden. Pflicht entscheidet sich nicht selbst, sondern sie wird entschieden. Siehst du – und da ist es im Grunde höchst leicht, einer Pflicht zu folgen. Sie wird einem auf erlegt. Es gehört nur ein anständiger Kerl dazu. Und wenn sie schwer wird, dann meine ich nicht etwa, dass man da schweren Herzens in die Schlacht vor Verdun marschiert, sondern ich meine dies: schwer ist es, der Pflicht zu gehorchen, wenn man sieht, dass der Befehl nicht mehr stimmt, dass da Unsinn gemacht wird. Und das haben von den Millionen immer mehr empfunden. Und genau im Verhältnis zu diesem Bemerkten drückten sie sich, weil sie da mit der Pflicht nicht mehr mitkonnten. Die andern blieben, nicht weil sie glaubten, es sei alles herrlich – so dumm waren sie nicht. Nein. Sondern sie blieben, weil sie nicht mehr einem blossen Befehl gehorchten, sondern etwas Höherem, Grösserem, nämlich der Nation! Und da haben wir sie, die grosse deutsche Legende von heute, die deutsche Mystik im einfachen Soldaten. Sie mussten wissend etwas tun, das praktisch vollkommen zwecklos war! Und sie taten es. Da hast du die Grösse und die Tragödie des deutschen Frontsoldaten.»

«Aber sie haben fast alle ein Gefühl für dies Notwendige, für das, das ich eben nicht begreife ...», sagte Herse. Er sagte es beinahe stotternd, und man sah, wie er sich die Worte mühsam zusammensuchte.

«Jawohl, es sind ja auch die Besten der Nation», antwortete Albrecht. «Sie haben das im Instinkt, was andere nicht mal in ihrer Intelligenz besitzen. Sie

haben es im Blut. Es ist ja unsre Tragödie heute, dass wir alles Notwendige nur im Blut haben. Das ist das wichtige, dass es noch da ist. Aber es ist nur im Keim da. Und es scheint mir unsre grosse Aufgabe zu sein, es weiter zu treiben mit allen Mitteln, damit es aus dem Blut in den Geist hinüberschlage, damit es ins Bewusstsein eingehe. Wir müssen das denken können, was wir heute nur fühlen! Wir sind jetzt nur imstande, auf Befehl zu handeln. Und niemand befiehlt uns. Denn die, die sich das anmassen, die können wir doch wohl nicht anerkennen. Und da hast du wieder den Zwiespalt der Pflicht.»

[...]

«Eines ist sicher: wir müssen jetzt ganz von vorn anfangen. Wir müssen erst einmal viel verlernen, um dann unbefangen lernen zu können. Wir sind ja noch zu befangen in Dingen, die längst erledigt sind. Die einen stecken noch in patriotischen Phrasen, die andern in ideologisch-marxistischen Vorstellungen, die dritten in blöden Kastenvorurteilen, die vierten in einem völlig ausgehöhlten Pflichtgefühl, die fünften in Geld und Ruhe, Ruhe, Ruhe. Das ist beinah das schlimmste, die Ruhe, die erste Bürgerpflicht. Sie sind allesamt reaktionär, die Bürger, die Arbeiter – alle! Die einen berufen sich auf eine bestimmte Dynastie und die andern auf Marx.»

Er schwieg, zündete sich eine neue Zigarette an und sagte: «So'n Ding hab' ich mal im Trommelfeuer aufgefressen, Tabak, Papier und alles – na ja –. Das ist doch so deutlich; es ist uns vier Jahre lang mit Blut und Erde und Schweiss eingehämmert worden: wir sind nicht allein für uns, wir sind ein geschlossener, gewachsener Körper, eine Nation! Wir sind doch Kameraden! Kameraden! Da hast du das Wort und das Erlebnis. Und wir standen mitten im Tod! Und da haben wir gesehen: es ist unendlich vieles von dem, das man uns als absolut fest und sicher beigebracht hat, es ist ja gar nicht fest und sicher. Es wackelte alles um uns wie der Stollen in der Beschiessung. Wir haben das Zutrauen zu früheren Zeiten verloren. Mit einem Male erlebten wir unsere eigene Zeit. Die gibt es! Bloss wir waren um Jahre zurück, und manche um Jahrzehnte!»

Er hustete, knipste die Asche von der Zigarette und lehnte sich zurück. [...]

«In diesem Augenblick fällt mir noch etwas ein. Man kann es heute nicht laut sagen, denn es ist nicht für jeden. Ich glaube nicht, dass ein grosses Unheil ohne Sinn und ohne Schuld ist. Es hat gewiss seinen Sinn und seine Berechtigung, dass wir diesen Krieg verloren haben. Mir würde die Welt ein bisschen irrsinnig vorkommen, wenn's anders wäre. Wir müssen einmal herausfinden, weshalb wir den Krieg verloren haben. Weil wir selber in uns die Schuld gehabt haben, die Leere, die Anmassung, die äusserliche Macht, die

Zerspaltung des Volkes, das blosse Auswendiglernen, die Vorrechte, hinter denen nichts mehr war, die Gängelei, die Oberfläche, die Unselbständigkeit, das Programm, das in allem von vornherein war – ach Gott – so viel, so entsetzlich viel. Wo waren Friedrich und Bismarck und die grossen Herrscher des deutschen Mittelalters? Wo?! Nein, nein – ich meine ja nicht die nackten Tatsachen, ich meine – hörst du? – was die Tatsachen ermöglichte, die Grösse, die Tiefe, die Kraft dieser Männer, die Weite ihres Blicks, die Überlegenheit ihrer Entscheidungen, die Güte in ihrem Zorn – das – ja – du verstehst! Das war alles hin! Aber jetzt können wir endlich von vorn anfangen und das frei machen, was verschüttet ist, aber noch lebt – jawohl – und das, was zum Leben will, aber noch nicht geboren ist! Und deswegen bedaure ich es nicht, dass wir den Krieg verloren haben.» – Er machte eine Pause, und dann sagte er mit einer leisen und eindringlichen Stimme: «Wir mussten den Krieg verlieren, um die Nation zu gewinnen.»

2b) BRUNO BREHM: *Tag der Erfüllung*. Wien: Wiener Verlag 1943. S. 111f.

Verloren der Krieg? Aber was wiegt der Verlust, wenn wir uns alle selbst gefunden haben? Kann uns dieses Glück jemand aus dem Herzen reißen? Ist jemand unter uns, der nicht an diese grosse Zukunft glauben kann? Hängt ihr noch immer am Alten? Denkt ihr noch immer in Formen, die man hat zer schlagen können? Schaut ihr noch immer auf die andern? Ahmt ihr noch immer nach, was diese tun und jene lassen? Fühlt ihr denn nicht, wie die Blicke der ganzen Welt auf euch gerichtet sind, weil ihr es seid, die die Zukunft entscheiden werden? Den Krieg verloren und den Sinn gewonnen. Das ist unser Schicksal. Man hat uns angeklagt, dass wir den Tod lieben. Aber wir lieben ihn doch nur deshalb, weil wir Samenkörner sind in Gottes Hand, die ausgesät worden sind um der Zukunft willen. Nun reckst du dich, Volk, nun hebst du dein zerquältes Antlitz vom nächtlichen Boden, nun schauerst du zusammen. Nun tönt der Himmel über dir in allen heiligen Klängen deiner Herzkunst, und bald wirst du aufstehen, gross, gewaltig und ernst, mit geraden Augen unter deiner Stirn, Johannes du, wie ihn Dürer gemalt, und von der Schöne und Strenge wie Bach dich gesungen.

### 3. DEUTSCHER GLAUBE, DEUTSCHES GEBET

3a) HEINRICH ZERKAULEN: *Die Brücke*. Eine Auswahl aus seinem Schaffen. Berlin: Verlag Die Heimbücherei 1942. S. 41

Dem Vater und seiner soldatischen Haltung verdankt auch der Sohn alle Liebe zur Heimat. Das Wort Deutschland sprach der Vater aus, wie er das Wort Gott aussprach. Und undeutbar schien ihm der Sinn dieses heiligen Wortes, die Welt ohne seinen Inhalt schal und öde. Er konnte nur denken aus der schicksalsschweren Vielfalt dieses Wortes, dessen Geschichte gleich dem Strome selbst durch unser Blut rauscht, das von der Erde bis zu den Sternen reicht, das alles umschliesst, was es an Schmerz und Leid, an Heldentum und Sieg, an Treue und Sünde, an Opfer und tragischer Irrung auf dieser Welt zu bestehen gilt.

3b) HANNS JOHST: *Schlageter*. Schauspiel. München: Langen/Müller 1933. S. 38

*Alexandra* Sie lieben Deutschland wie einen Glauben ... und  
Sie glauben an Deutschland wie an einen Gott!  
Aber ob Sie Gegenliebe finden?

*Leo Schlageter* Als ob eine Passion je danach fragen würde!  
Ich liebe, liebe ... Ist das nicht des Glücks genug?

3c) HEINRICH LERSCH: *Bekentnis*. In: Lersch: *Deutschland!* Jena: Diederichs 1918. S. 28 f.

Ich glaub an Deutschland wie an Gott!  
Wie Gott – so lieb ich dich!  
Mein grosses Volk wie bitterlich  
trägst du des Schicksals Spott!  
Du trottest, ob das Herz dir springt,  
du fühlst, dass dir dein Kampf gelingt.  
Denn, Deutscher, horch! dein Herz, das singt:  
«Ich glaube an Deutschland wie an Gott!»

Ich glaub an Deutschland wie an Gott!  
Er gab uns, Mensch zu sein!  
Und sprach: «Kämpf um das Erbe dein!  
Ich mach dich nicht zum Spott!»  
Vor ihm sind alle Länder gleich,

reich ist ihm arm und arm ist reich, –  
Deutschland ist arm und reich zugleich!  
Ich glaub an Deutschland wie an Gott!

[...]

Ich glaub an Deutschland wie an Gott!  
Von Deutschland lass ich nicht!  
Und naht für uns das Weltgericht:  
Gott ist in uns, in uns ist Gott!  
Kämpfend erfüll ich sein Gebot;  
trug Deutschlands Glück – trotz Deutschlands Not!  
Und ich besiegl' es mit dem Tod:  
«Ich glaub an Deutschland wie an Gott!»

3d) RUDOLF G. BINDING: *Offener Brief*. In: *Sechs Bekenntnisse zum neuen Deutschland*. Rudolf G. Binding, E.G. Kolbenheyer [...] antworten Romain Rolland. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1933. S. 17 ff.

Vor diesem Geschehen, wie wir es an uns erfuhren, – und ich bin völlig unverdächtig, denn ich habe der Bewegung nie angehört –, vor dieser Einung aus der Kraft, Deutschland zu wollen, verstummt alles. Deutschland – dieses Deutschland – ist geboren worden aus der wütenden Sehnsucht, aus der inneren Besessenheit, aus den blutigen Wehen, Deutschland zu wollen: um jeden Preis, um den Preis jedes Untergangs. Davor versinkt jede Anklage. [. ..] Das deutsche Volk kann nichts dazu, dass Sie und die Welt seine grosse Sehnsucht nicht erkannten – die Sehnsucht seiner Jünglinge und Männer, die Sehnsucht selbst seiner Knaben: Mann sein zu dürfen und deutsch sein zu dürfen.

Diese Sehnsucht ist nicht kriegerisch, sondern wehrhaft.  
Diese Sehnsucht ist nicht politisch, sondern natürlich.  
Diese Sehnsucht ist nicht eitel, sondern männlich.

Diese Sehnsucht ist nicht äusserlich, sondern innerlich – und wer sie ins Äusserliche zieht der schändet sie.

Diese Sehnsucht der Wehrhaftigkeit ist nicht einmal für Deutschland allein ersehnt sondern für die ganze Welt.

Diese Sehnsucht endlich ist nicht ad hoc erfunden und der Deutsche der an Sie schreibt kann das beweisen. Er zieht seine eigenen Tagebuchblätter «Aus

dem Kriege» hervor (ein Buch, das freilich in Frankreich unbekannt, in England aber recht wohl bekannt ist) um der Welt nach seinen Kräften Rede zu stehn. – Wollen Sie hören?

«Sie werden fragen», heisst es da in einer Aufzeichnung aus dem März 1915 (damals abgedruckt in der Frankfurter Zeitung), «was ich denn eigentlich will das an Stelle des Alten trete oder was eigentlich neu zu entdecken sei?

Ich meine es wäre in einem Worte zu sagen: Eine Religion der Wehrhaftigkeit. Dies für alle Völker! Es gäbe einen Glauben an das Recht, wehrhaft zu sein, sich erwehren zu dürfen. Dies und nicht mehr. Das würde uns selbst und der Welt, die unserer Religion anhängen würde, eine so ungeheure Kraft geben auf Tausende von Jahren – denn Religionen überdauern Geschichte, Völker und Reiche, Kulturen und Philosophien, Entdeckung und Fortschritt der Menschen – dass keine Nation, auch kein Zusammenschluss von Nationen, uns gewachsen wäre. Geheiligt würde die Wehrhaftigkeit dastehn, ebensowohl mit der Waffe der Abwehr in der Hand wie mit den Erzeugnissen der Arbeit im Arm: unantastbar, einigend durch die Gewalt der Idee, beruhend in der heiteren Sicherheit des Glaubens, fromm machend durch das Bekenntnis des Mannes zu ihr. Ich würde diese Forderung, eine Religion zu gebären, nicht an die Zeit stellen, wenn ich nicht wüsste, wie gross sie ist. Sie trägt dies Kind. Wir aber sind ihr schlechte Helfer in ihrer schweren Stunde; und wer sollte beides bestreiten: das Ungeheuere des Geschehens und die Hilflosigkeit, es für die Menschheit aber auch nur für unser Volk in Werte umzusetzen.

Ein ungeheures Land der Sehnsucht tut sich auf – nicht nach fremden Gebieten, nicht nach Meeren, Festungen, Reichtümern, Gewalten, sondern nach jenem einen Gnadengeschenk dieser Zeit, das ihrer und unser zugleich würdig ist.»

So ging damals die deutsche Sehnsucht in uns um (– denn es war ein Gespräch zwischen Kameraden im Felde). Dann wurde sie verschüttet. Aber sie stand wieder auf. Und heute?

Die Welt kann diese Revolution in ihren Tiefen gar nicht religiös genug auffassen: mit Umzügen und Zeichen, mit Fahnen und Treugelübden, mit Märtyrern und Fanatikern bei gross und klein bis zu den Kindern, mit Verkündungen und Verheissungen, mit einem unverrückbaren Glauben und einem tödlichen Ernst des Volkes. O, wir wissen sehr wohl um die Äusserlichkeiten, um den billigen Patriotismus, um den eiteln Uniform- und Ordensdünkel, um das Abgleiten in das Abgegriffene und Hergeholte des Kitschs. Auch die Führer wissen davon; denn sie sind nicht blind.

Aber das ist nicht das Wesen, das ist nicht der Kern.

Die Welt hat nicht erlebt, was wir erlebten. Noch ist alles Beginn. Aber ein Volk glaubt an sich das nicht mehr an sich glaubte. Und sein Glaube macht es schön.

#### 4. DAS DRITTE REICH

4a) WILHELM SCHÄFER: *Die dreizehn Bücher der deutschen Seele*. München: Langen/Müller 1935. S. 404 f.

Das Land der Mitte zu heissen, ist Deutschlands Geschick: zwischen Versailles und Moskau liegen die Gräber seiner gefallenen Söhne, zwischen Versailles und Moskau liegt seine kommende Not.

Die rote Zwietracht reißt seine Hoffnung nach Osten, die goldene Spinne im Westen saugt ihm sein Blut; was es der einen läßt, muss es der anderen nehmen: so ist es noch einmal das Schlachtfeld der Welt. Denn nun kann nicht Frieden auf Erden gesungen sein, als bis das dritte Reich kam; aber das dritte Reich wird keinem der Völker gehören, die Menschheit wird sein Herrscher und Untertan heissen.

Die Menschheit will werden, aber sie kommt nicht mit Lorbeer und Psalmen: Gewalt muss Gewalt bezwingen, ein Meer von Blut muss den Abgrund ersäufen, daraus sie geboren sein will.

Versöhnung und Friedensschalmeien müssen verstummen, wenn der Abgrund zu kreissen beginnt; denn alles was dumm und gemein, was selbstsüchtig und eitel, was schlecht und schlau und zwiezüngig ist, will die Geburt stören.

Die rote Zwietracht im Osten wird einmal die goldene Spinne im Westen erschlagen; aber das rote Elend wird nach dem goldenen schreien, bis die erste Eintracht beginnt.

Dass aber das Reich der Eintracht uns widerfahre auf Erden, wird es der Herzen bedürfen, die das Kreuz der Zwietracht tapfer und treu nach Golgatha tragen; der deutschen Seele wird seine bitterste Botschaft gehören. [...]

Alle Kämpfe der Menschheit werden der deutschen Seele auferlegt sein, bis sie, Besiegter und Sieger in Einem, der kommenden Eintracht Christophorus wird; bis einmal Wiederkunft ist, bis endlich den Kindern Gottes auf Erden die grüne Wiese, das blanke Meer und der blaue Himmel gehören.



4b) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Das Reich als Ernte*. In: *Balladen und Gedichte*. Hamburg. Hanseatische Verlagsanstalt 1937. S. 234 f.

Wir haben nichts als dies im Sinn: das Reich,  
Reich aller Brüder, im erkor'nen Raum,  
Den Gott uns zugewiesen. Und kein Fremder  
Dürft' unserer Freiheit rühren Rain und Saum.

Nur dies Wort gilt und über allen Zeiten;  
Und war der Ahnen Schwur und Bundgenoss  
Durch die Geschlechter: ewig steht das Reich,  
Das uns zur Schicksalsbrüderschaft umschloss.

Denn Gott erschuf die Völker ihrem Werk,  
Und Fürsten trennten sie und Fremdgewalt  
Und – fruchtbar unser Hass – der Büttel, Wächter,  
Bettelnd gebückter Diener Ungestalt. –

Wir aber erben durch Geschlecht und Zeit,  
Auch wenn wir's nimmer schaun – den Traum vom Reich,  
Der trotzend, schweigend, unaufhörlich treibt  
Und durch die Nächte leuchtet flammengleich.

[...]

Denn unabwendbar kommt, was uns noch Traum,  
Und Gottesehre wird's aus armem Spiel,  
Und ungeheuer rufen Zeit und Erbe,  
Und jeder glühe in das ferne Ziel!

4c) WILL VESPER: *Das Neue Reich*. In: *Die deutsche Glocke. Volksbuch der deutschen Heimat*. Bd. 1. Bayreuth 1939. S. 43

Sechs Jahre nur – und dem Wunder gleich  
stieg aus dem Schutte das Neue Reich,  
ein Reich des Friedens, ein Reich in Waffen,  
von Einem gewollt und von Einem geschaffen,  
eine Burg der Kraft, in die Mitte der Welt  
auf einen guten Grund gestellt,  
auf eines Volkes Vertrauen und Mut,

auf reinen Willen und reines Blut,  
auf einen Glauben, der Wunder tut!  
Wer offene Augen hat im Kopf  
und ist kein Verräter und kein Tropf,  
der sieht, was geschah, und wie alles gewendet  
zum Guten durch Ihn, den uns Gott gesendet:  
Alle Räder in Gang, alle Kolben in Schwung,  
bei fröhlicher Arbeit alt und jung.  
Das eigene wohlverdiente Brot  
macht die Augen hell, die Backen rot,  
und niemand mehr leidet in Deutschland Not!  
Die deutsche Zwietracht, der alte Graus,  
ist aus  
und für immer zu Ende!  
Alldeutschland reicht zu ehernem Bunde  
sich freudig die Hände.

Und auch die schlimmste, die schmerzendste Wunde  
ist nun geschlossen:  
Kein Blut, für Deutschland vergossen,  
ist im Sand geflossen:  
Für das grössere Reich sind alle, die fielen, gestorben.  
Ihr Tod hat ewigen Sinn und Frucht erworben:  
Auf ihre Gräber als Kranz  
legte der Führer den Glanz  
der Berge seines Heimatlands,  
die strahlende Kette  
der heiligen Städte  
des alten Reiches, von Bregenz bis Wien.  
Und als gewaltigsten Ehrenstein  
mauerte wieder ins Reich er ein  
die alte Schildburg,  
Deutschlands Schwelle und Pfosten  
am Tore nach Osten:  
Prags goldnen Hradschin!

4d) JOSEF MAGNUS WEHNER: *Die Wallfahrt nach Paris. Eine patriotische Phantasie.*  
München: Langen/Müller 1933. S. 246 ff.

Am nächsten Morgen wurde das Schlachtfeld von Verdun besichtigt. Schröder hatte die Berichterstattung seinem Begleiter übertragen und sich von der

Gesellschaft abgesondert. Sein Herz zog ihn übermächtig an die Stätte des Kampfes, wo er ein düsteres und feuriges Halbjahr gelegen war und wo er seine schwere Wunde empfangen hatte.

Er ging mit Wolfgang querfeldein. Es war ein überaus schwüler Tag. Die Luft roch nach Schwefel schon am frühen Morgen. Aus gelbem Gewölk stach die Sonne auf das Beinhaus von Douaumont, auf dem die Trikolore gespenstisch wehte.

Er führte den Sohn an der Hand. Das flimmernde Kraterfeld mit den hunderttausend Trichtern und Gräben, den modernden Knochen in grünverwachsenen Höhlen und dem rostigen Kriegsgerät, das noch überall im wuchernden Grase nächtigte, schwang sich, von der Erinnerung hochgetragen, als graues und schreckliches Firmament über ihn. Dieses Feld, auf dem Ungeheures geschah, wurde nicht kleiner, wie irgendeine Stätte der Kindheit, die der Wanderer spät noch einmal betritt, es wurde mit jedem Schritte grösser und drohender wie ein überweltlicher Traum, in den der Geist aus dem blassen Tage noch einmal zurückkehrt und ihn nun zu Ende träumen muss. [...]

Am Ende stand er mit Wolfgang zu Füßen des steinernen Löwen, dem Grenzmal der kriegesischen Verstöße des deutschen Heeres. Während der Himmel sich mit Gewitterwolken verhüllte, sagte er:

«Hier, Wolfgang, hat unsere Grösse ihr Ende gefunden. Komm, wir wollen dem Steine unsere Hand auflegen und Kraft von ihm nehmen ... Er ist hierher gesetzt in diese Wüste wie hundert andere Grabsteine in der weiten Welt, die hundertmal unseren Tod verkündet haben, damit wir hundertmal wieder auf erstehen. Hier erlosch unser Zug an das Westmeer, hier versteinete wieder ein gewaltiges Bruchstück unserer Geschichte. [...] Wir haben nicht die Gnade der Überlegung, die aus anderen Quellen kommt und andere Völker überlegen macht, die von dieser Welt sind, oder wir haben sie nur selten. Deshalb müssen wir auch so oft von vorne anfangen, und es kann sein, dass die Welt untergeht, während wir Bausteine zu einer neuen herantragen. Unser Vater ist der Kampf. Wir sind stark, wenn wir kämpfen. Wir werden unüberwindlich sein, wann endlich der Geist in den Kampf einkehrt, wann Macht und Innerlichkeit sich verbrüderern. Das ist der Wille des Reiches, das kommen wird. Mögen es nicht die Fachleute bauen, sondern die Orden der Ritter und Krieger, die dieses Geistes teilhaftig sind.» [...]

Wolfgang sah zum Vater hinauf und sagte:

«Glaubst du denn, wir werden das Reich wieder haben, so wie du es dir denkst, lieber Vater? Die Welt ist doch anders geworden?»

«Könnte ich denn leben», antwortete Schröder, «wenn ich nicht an das Reich glaubte? Freilich, die Welt ist anders geworden, aber sie wird sich erneuern.

Sie wird die alten Tugenden wieder üben, nicht weil sie alt, sondern weil sie ewig sind. [...] Es ist überall da, wo deutsches Wesen zur Welt kommen will. Das Mittelalter hat es am tiefsten verstanden, wenn es seine Kaiser als Söhne Gottes heiligte und ihnen Heilkraft verlieh. Denn im Glauben wird es lebendig und in der Liebe tut es seine Wunder. Wer an das Reich glaubt, liebt die guten Kräfte seiner Brüder. Es ist viel Unrat in unserem Lande, lieber Wolfgang, wir wissen es, und viele müssten erschlagen werden, Verräter und Schwächlinge und die Anbeter des leeren Verstandes. Aber es ist auch viel gute Kraft in unserem Volke, die entbunden werden will. Die Leute, die uns seit dem Kriege regiert haben, wussten nichts mehr von diesen guten Kräften; sie haben sich der schwachen und kranken Neigungen des Volkes bedient, sie haben mit dem anerzogenen Sachverstände regiert und spürten die Flamme nicht, die ihnen aus der Tiefe des Volkes entgegenschlug. Wir haben eine Rechtsprechung, die nicht unser ist; wir haben eine öffentliche Sprache, gemischt aus den eklen Mundarten aller Welt; darum war die Furcht unser tägliches Brot. Aber die Not, die heilige Not, zerreisst jeden Schleier, bald wird der Mensch, der Mann wieder sichtbar werden über dem Gezücht. Wir können warten, denn das Reich ist ewig.»

4e) HANNS JOHST: *Der Dichter in der Zeit*. In: *Die Dichtung im Kampf des Reiches*. Weimarer Reden 1940. 2. Aufl. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1943. S. 12 ff.

National sein heisst den Lebensraum unseres Volkes zum heiligen Land erklären, heisst Erdreich und Himmelreich in der Eingeburt seiner Landesleute seelisch und geistig vermählen.

Sozialist sein heisst in der Lebensgemeinschaft dieser völkischen Kräfte sich selbst als Dienst erleben. [..]

Im Zeichen des Krieges ist es selbstverständlich, dass das Kämpferische, der soldatische Einsatz, die Brisanz des Wortes im Vordergrund steht. Dabei wollen wir aber keinen Augenblick aus dem Auge lassen, dass, so tapfer und treu die Nation um ihren Sieg kämpft, sie darüber hinaus nicht vergessen darf, dass erobertes Raum und gewonnener Sieg erst wahrhaft stabilisiert und säkularisiert zu werden vermögen, wenn der Geist weltanschauliche Grundlagen schuf und schafft, auf denen der Begriff des erkämpften Friedens einen neuen, tieferen, ausgleichenden und beruhigenden Sinn erhält.

Es gibt keinen Frieden an sich, aber es gibt einen gesteigerten Anspruch auf Macht und Kraft einer siegreichen, überwältigenden, begeisternden, erlösenden und befreienden, revolutionären Idee.

Wer sich auf geistiger Ebene das Recht und Anrecht auf diese lebendige und zukunftssträngige Idee errang, der hat inneren Frieden, den lässt auch die Welt in Frieden, ganz einfach, weil sie entweder diese Idee nacherlebt und damit anerkennt oder ihre Gegnerschaft fürchtet!

Diese Idee heisst heute im Grossgermanischen Reichsraum: Der Nationalsozialismus Adolf Hitlers. [...]

So sind unsere gestauten Energien auf den glorreichsten Sieg gestellt, und darüber hinaus müssen wir Geistigen gerüstet sein, der nach dem deutschen Triumph völlig veränderten Welt neue innere Werte vermitteln zu helfen, Werte, die Altären gleichen, von denen überwältigt worden zu sein keine vernünftige Menschenseele erniedrigt.

Mit seinen Soldaten schafft der Führer das Reich ... Mit seinen Baumeistern meistert er den gewonnenen Raum – und mit euch, durch eure Wortgewalt, ist er gewillt in die Geschichte einzugehen!

Diese Stunde, deutsche Dichter, ist das höchste Aufgebot, das die deutsche Nation je ergehen liess! Stellt euch ihm! Schafft geistigen Raum und bevölkert ihn mit euren edelsten Werken, dass es eine Lust ist zu leben, dass die tausendjährigen Klagen über das Jammertal endlich verstummen und das

## 5. DER NEUE STAAT

5a) FRIEDRICH GEORG JÜNGER: *Aufmarsch (les Nationalismus)*. Hrsg. Ernst Jünger. Berlin: Vormarsch-Verlag 1926. S. 28 f., 45 f., 52 f., 68 f.

Jeder Nationalismus hat etwas Berausches, einen wilden, blutmässigen Stolz, ein heroisches, mächtiges Lebensgefühl. Er besitzt keine kritischen und analysierenden Neigungen, die das Leben schwächen. Er will keine Toleranz, denn das Leben kennt sie nicht. Er ist fanatisch, denn alles Blutmässige ist fanatisch und ungerecht. Er legt keinen Wert darauf, sich wissenschaftlich zu begründen. So einleuchtend es ist, dass der Marxismus seine Lehre mit dem Rüstzeug der Wissenschaft stützte, so einleuchtend ist es, dass der Nationalismus dies nicht will. Er hat keine Neigung, das Politische mit wissenschaftlichen Lehren zu verquicken. Denn die Wissenschaften schwächen das ursprüngliche Leben durch gerechte Würdigung. Die Stärke einer Geistgemeinschaft liegt in ihrer Rechtfertigung. Eine Blutgemeinschaft aber rechtfertigt sich nicht, sie lebt, sie ist da, ohne die Notwendigkeit einer intellektuellen Rechtfertigung zu empfinden. So wertet sie die Lust an der Macht als das Merkzeichen eines ungebrochenen Lebens; eine sittliche Begründung dersel-

ben erscheint dem Blute überflüssig. Hier liegt der Grund, warum der erwachende Nationalismus gegenüber der liberalistischen Demokratie schwerfällig und geistlos erscheint. Sein Innerstes verbietet ihm, den Waffen skurpellosten Intellekts, «dem frechen Geschwätz, das Europa durchbraust», mit gleichen Waffen zu begegnen. Seine Waffen sind andere; es sind nicht die eines zügellosen Literatentums. Wenn der junge Nationalismus sich um eine solche Rüstung bemüht, so schwächt er sich selbst und vergiftet sein Blut. [...]

Möge die elementare Befreiung des Blutes alles hinwegschwemmen, was die Zeit abgestorben und dumpf belastet. Der Nationalismus kennt keine Kompromisse mehr. Er zerbricht die Parteien und ihre grenzenlose Selbstsucht, die den Staat zersetzt und seinen lebendigen Sinn vernichtet. Jede Einrichtung bedarf einer Prüfung, ob ihr Bestand die Verantwortung gegenüber der Nation gewährleistet oder ob sie reif ist, zertrümmert zu werden. Denn nichts entscheidet mehr unsere Zukunft als die Schärfe und Reinheit der nationalistischen Ideen und das Gewicht an Herz, mit dem sie in die Schranken gestellt werden.

Dann erst wird das reine Metall des autoritativen Staates aufleuchten. Er kennt keine Freiheiten mehr, die dazu ausgebeutet werden, den Staat zu bekämpfen. Seine grossen Aufgaben dulden keine andere Opposition, als die aus seinem eigenen, nationalistischen Inhalt erwachsenen. Er wird getragen von dem glühenden Fanatismus nationalistischer Gesinnung, die auf schonungslose Beseitigung jeder Gegnerschaft ausgeht. Diese Gesinnung aber sieht im Staate keine Einrichtung der Zweckmässigkeit oder Nützlichkeit, keine Wirtschaftsgemeinschaft, keinen Garant eines allseitig verteilten Wohlbehagens, sondern eine Kampfgemeinschaft blutmässiger Bindung. Sie will ihn als ein glänzendes Sinnbild, als eine Burg der höchsten Macht und Würde, in der die Macht und Würde eines neuen Lebens sich äussert, in dem der Wille zur Ergreifung der höchsten, irdischen Gewalt lebendig ist. Sie will ihn autoritativ, um ihn kampfkraftig und schlagfertig zu machen. [...]

Die Energie selbst, das Mass, in dem jemand sein Leben erkämpft, hat für uns etwas Sittliches. Die Durchführung des Führergedankens bedeutet die grundsätzliche Aktivisierung des Staates; sie bedeutet, dass der Staat dem Marschtempo der Zeit angepasst wird und ihr vulkanisches Mühen gestaltet. Hierzu sind geistgemässe, blutleere Körperschaften nicht mehr imstande. Die wechselnde Fehde von Zufallsmehrheiten, der sinnlose Kampf von Mehrheiten und Minderheiten und das, was er mit sich bringt, den gesamten verwickelten Betrieb von Meinungen, Abstimmungen, Einsprüchen und Widersetzlichkeiten, lähmt den Staat und macht ihn zu einem schwerfälligen, zerspaltenen Wesen. Er zerstört allen Mut zum Widerstand, zum tätigen Leben schon

im Schoss der Nation und verhindert, dass die notwendigen Kräfte für den Widerstand nach aussen frei werden. Das Führertum aber, das in das gesamte Gefüge des Reiches sich einbaut und einer Heeresverfassung ähnlich scheint, fanatisiert den Willen zum Widerstand. [...]

Ohne Rücksicht auf kleine Freiheiten und Gerechtigkeiten heisst es den Staat in Form zu bringen. Er muss wieder fertig werden für etwas, auf der Lauer liegen und zum Sprunge bereit sein. Dass dies erreicht wird, und dass es so bald als möglich erreicht wird, das ist die angstvolle Sehnsucht des Blutmässigen. Es weiss, dass die liberalistische Geistbewegung dieses Ziel mit dem ganzen Aufwand ihrer zersetzenden Kräfte zu verhindern versucht. Deshalb wendet es sich mit elementarer Kraft des Hasses gegen dieses Geistmässige. Und so wird immer das geistmässige Leben dem blutmässigen gegenübergetreten; eine Versöhnung ist undenkbar. [...]

Der nationalistische Staat will die Zukunft für das Deutsche fruchtbar machen, er will dessen Anspruch auf übergeordnete Gewalt erweisen. Er ist nicht um seiner selbst willen geschaffen, er ist gleichsam der Ausdruck der tiefen Angst des deutschen Menschen, vor der Geschichte, vor der Zukunft in seinem Wollen verworfen zu werden. Daher will er das Deutsche in eine neue aggressive Form bringen und verhindern, dass es in einem dienenden, sklavischen Zustande seine Würde und Kraft verliere.

Dies allein ist die Aufgabe, das Ziel, der Sinn des nationalistischen Staates. Er weiss, dass die Entscheidung und ihre Gewalt nicht durch Verträge umgebogen werden kann. Er weiss, dass diese Entscheidung sich immer mehr dem Zeitpunkt nähert, in dem sie unwiderruflich wird. Und so hat er die Notwendigkeit dieser Entscheidung in sich bejaht. Er sieht sich gezwungen, sie herbeizuführen, sie selbst aufzusuchen, denn sie bildet die letzte grosse Möglichkeit, zu der das Deutsche berufen ist: Das Imperium germanicum.

Dies ist der mächtigste Appell an das Deutsche. Es ist ein Aufruf der Zeit selbst, ein Gruss aus dem Unendlichen, aus tödlichen Räumen.

Möge er die Nation gerüstet finden!

## 6. PREUSSISCHER SOZIALISMUS

6a) FRIEDRICH GEORG JÜNGER: *Aufmarsch des Nationalismus*. Hrsg. Ernst Jünger. Berlin: Vormarsch-Verlag 1926. S. 40

Wie der Liberalismus den Ständestaat in sich überwunden hat, so hat der Nationalismus den Klassenstaat überwunden. Die Grenzsetzung zwischen Ar-

beitern und Bürgern ist ihm völlig bedeutungslos. In ihm vollzieht sich eine Verschmelzung der Klassen zu einer neuen, nationalistischen Einheit. Diese Einheit führt Kampf gegen ihre Gegner, nicht weil sie Bürger oder Arbeiter sind, sondern weil sie nicht Nationalisten sind. Nur der nationalistische Wille des Einzelnen ist von Bedeutung, nicht aber Lebensstellung, Vermögen oder intellektuelle Vorbildung. Dem verbindenden Gefühl der Blutgemeinschaft ist jede Überheblichkeit von Herzen zuwider. Ihr Wesen ist die unbedingte Kameradschaft, der Einsatz für den Kameraden. Dies ist die Logik des Blutes.

Sozialismus aber ist nicht das Vorrecht einer Partei oder einer Klasse, er ist kein einseitiger Anspruch, der an den Staat gestellt wird, sondern er lebt durch den Staat und geht von ihm aus. Er lebt als Fürsorge in allen seinen Einrichtungen. Seine Grundlage ist die allseitige Verpflichtungsgemeinschaft. Wie der Staat die Verpflichtung übernimmt, die Sorge für seine Angehörigen zu verwalten, so verlangt er, dass der Einzelne seiner Pflicht gegen den Staat nachkommt und Sorge für die Gemeinschaft betätigt.

6b) ERNST JÜNGER: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*. 3. Aufl. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1932. S. 24 f., 66, 74, 238, 259, 288

Hieraus ergibt sich, wie wichtig es ist, zu unterscheiden zwischen dem Arbeiter als einer werdenden Macht, auf der das Schicksal des Landes beruht, und den Gewändern, in die der Bürger diese Macht verkleidete, auf dass sie ihm als Marionette diene in seinem künstlichen Spiel. Dieser Unterschied ist ein Unterschied zwischen Aufgang und Untergang. Und dies ist unser Glaube: dass der Aufgang des Arbeiters mit einem neuen Aufgange Deutschlands gleichbedeutend ist. [...]

Erst dann wird er sich als der wahre Todfeind der Gesellschaft enthüllen, wenn er es ablehnt, in ihren Formen zu denken, zu fühlen und zu sein. Dies aber geschieht, wenn er erkennt, dass er in seinen Ansprüchen bisher allzu bescheiden gewesen ist, und dass der Bürger ihn lehrte, nur das zu begehren, was eben dem Bürger begehrenswert scheint.

Aber das Leben birgt mehr und anderes als das, was der Bürger unter Gütern versteht, und der höchste Anspruch, den der Arbeiter zu stellen vermag, besteht nicht darin, der Träger einer neuen Gesellschaft, sondern der Träger eines neuen Staates zu sein.

Erst in diesem Augenblicke erklärt er den Kampf auf Leben und Tod. Dann wird aus dem Einzelnen, der im Grunde nichts als ein Angestellter ist, ein Kriegsmann, aus der Masse wird das Heer, und die Setzung einer neuen Be-



fehlsordnung tritt an Stelle der Änderung des Gesellschaftsvertrags. Dies ent-  
rückt den Arbeiter der Sphäre der Verhandlungen, des Mitleids, der Literatur  
und erhebt ihn in die der Tat, es verwandelt seine juristischen Bindungen in  
militärische, – das heisst, er wird statt der Anwälte Führer besitzen, und sein  
Dasein wird Massstab werden, anstatt der Auslegung bedürftig zu sein. [...] Die  
strenge Zucht eines sich in der Wüste einer durchaus rationalisierten und  
moralisierten Welt bildenden Geschlechtes legt den Vergleich mit der Ent-  
wicklung des Preussentums nah. Es ist zu sagen, dass der preussische Pflicht-  
begriff sich in seinem intelligiblen Charakter durchaus in der Arbeitswelt un-  
terbringen lässt, dass aber das Mass der Ansprüche, die hier gestellt werden,  
noch von bedeutend grösserem Umfange ist. Es ist kein Zufall, dass die  
preussische Philosophie überall nachzuweisen ist, wo auf der Welt neue An-  
strengungen zu beobachten sind.

Im preussischen Pflichtbegriff vollzieht sich die Bändigung des Elementaren,  
wie sie im Rhythmus der Märsche, im Todesurteil gegen den Erben der  
Krone, in den herrlichen Schlachten, die mit einem gezähmten Adel und dres-  
sierten Söldnern gewonnen werden mussten, in die Erinnerung eingegangen  
ist.

Der einzig mögliche Erbe des Preussentums jedoch, das Arbeitertum,  
schliesst das Elementare nicht aus, sondern ein; es ist durch die Schule der  
Anarchie, durch die Zerstörung der alten Bindungen hindurchgegangen, da-  
her es denn seinen Freiheitsanspruch in einer neuen Zeit, in einem neuen  
Raume und durch eine neue Aristokratie vollstrecken muss. [...] Wir finden  
hier aufs Neue bestätigt, dass unter dem Arbeiter weder ein Stand im alten  
Sinne, noch eine Klasse im Sinne der revolutionären Dialektik des 19. Jahr-  
hunderts zu verstehen ist. Die Ansprüche des Arbeiters greifen im Gegenteil  
über alle ständischen Ansprüche hinaus. Insbesondere wird man nie zu sau-  
beren Ergebnissen kommen, wenn man den Arbeiter schlechthin mit der  
Klasse der Industriearbeiter identifiziert. Dies heisst, statt die Gestalt zu se-  
hen, sich mit einer ihrer Erscheinungen begnügen, – ein für die wirklichen  
Machtverhältnisse getrübler Blick muss die Folge sein. Wahr ist, dass man  
im Industriearbeiter einen besonders gehärteten Schlag zu erblicken hat,  
durch dessen Existenz die Unmöglichkeit, das Leben in den alten Formen  
fortzuführen, vor allem deutlich geworden ist. Ihn im Sinne einer Klassenpo-  
litik alten Stiles einsetzen, bedeutet jedoch nichts anderes, als sich dort in  
Teilergebnissen zu verzehren, wo es um letzte Entscheidungen geht. [...]

In diesem Zusammenhange erscheint der Sozialismus als die Voraussetzung  
einer schärfsten autoritären Gliederung und der Nationalismus als die Vor-  
aussetzung für Aufgaben von imperialem Rang. [.. .]

Der entscheidende Schritt in der Wendung zur Arbeitsdemokratie liegt vielmehr darin, dass hier bereits der aktive Typus die Wendung zum Staate vollzieht. Wir stossen hier auf den Eintritt von Parteien, Bewegungen und Einrichtungen in die organische Konstruktion, – in eine neue Form der Einheit, die wir auch als Orden bezeichneten, und deren Kennzeichen darin besteht, dass sie zur Gestalt des Arbeiters eine kultische Beziehung besitzt.

Eine Kriegsteilnehmerbewegung, eine sozialrevolutionäre Partei, eine Armee verwandelt sich auf diese Weise in eine neue Aristokratie, die sich in den Besitz der entscheidenden geistigen und technischen Mittel setzt. Der Unterschied, der zwischen solchen Grössen und einer Partei alten Stiles besteht, ist evident. Hier handelt es sich um Züchtung und Auslese, während das Bestreben der Partei auf Massenbildung gerichtet ist. [...] Die Mobilmachung durch die allgemeine Wehrpflicht wird also durch die totale oder Arbeitsmobilmachung abgelöst. Als Nachfolgerin der allgemeinen Wehrpflicht deutet sich somit eine umfassende Arbeitsdienstpflicht an, die sich nicht nur auf die waffenfähige Mannschaft, sondern auf die Gesamtbevölkerung und ihre Mittel erstreckt, und die zu verwirklichen wir die grossen historischen Mächte am Werke sehen. Die Bedeutung dieser Art von Dienstpflicht entspricht der Bedeutung der verschiedenen Armee-Reorganisationen, durch die das 19. Jahrhundert eingeleitet wird. Ihre Verwirklichung kann nur in dem Masse gelingen, in dem Beziehung zur Gestalt des Arbeiters besteht: sie ist die Morgengabe des Arbeiters an den Staat.

## 7. DIE VERSCHWORENE GEMEINSCHAFT

7a) HANNS JOHST: *Schlageter*. Schauspiel. München Langen/Müller 1933. S. 36 f.

Der Soldat ist schwer von Begriffen. Er dient treu wie ein Knecht seinem Bauer. Und nun, da wir Kameraden alle sehr einsam wurden und jeder sich mutterseelenallein auf sich selbst gestellt sieht, sehen wir langsam ein, dass wir gar nicht in Deutschland sind... dass wir gar nicht zu Hause sind... dass wir unter Fassaden Potemkinscher Dörfer leben... dass die Verbrüderung, von der man uns sprach, Kitsch ist, dass wir hier Fremdkörper sind, wir Kameraden! Dass wir wie ein Filmstreifen sind: hin und her gehetztes Licht und hin und her gehetzter Schatten! Und ganz langsam, Fräulein Alexandra, nähren wir uns die Epauletten wieder an die Waffenröcke... Jeder für sich auf seine Weise... Und eines Tages... sind wir Deutschland!! (Unheimlich)

Gemütlich wird das nicht, denn wir sind Brüder von einem ganz eigenen Schlage! Wir sind keine kaiserlichen Soldaten, keine republikanischen . . . wir sind Deutsche! [...]

Wir sind keine Söhne mehr, keine Brüder, keine Väter, überhaupt keine Verwandten ... Wir sind nur noch Kameraden!! Und denken Sie ja nicht, wir stürben aus... unsere Generation wäre bald überaltert und begraben ... Das Wunderbare ist, dass zu uns immer mehr Deutsche stossen. In jeder Stube wächst eine kleine Gemeinschaft von dergleichen Ordensbrüdern. Wir haben keinen Namen, kein Programm. Nichts von dem, was ich Ihnen da sage, ist beweiskräftig ... Nehmen Sie es als Spuk ...

7b) ARNOLT BRONNEN. *Rossbach*. Berlin: Rowohlt 1930. S. 25 f., 92

«Ihre Stellung gegen die grossen Städte entspringt also durchaus nicht dem Ressentiment, sondern der Stärke. Noch aber ist dies nur eine Führer Frage, es löst nicht die Rätsel der Gefolgschaft. Ihre Wirkung, Herr Rossbach, ist jedoch beides, Ihr Rätsel beginnt oben und unten, Ihr Geheimnis wurzelt im Boden und in den Sternen zugleich. Vielleicht bringen Sie uns dem näher, wenn Sie uns die Wendung erklären, die von den Freikorps zu den Spielscharen führte.»

«Diese Wendung entsprang der Verzweiflung. Sie entsprang derselben Verzweiflung, die alles gebar, was unter dem Zeichen der schwarzen Fahnen in diesem Reiche um Freiheit ringt. Die Freikorps hatten zu ehrlich gekämpft. Dadurch gerieten sie in die Schere zwischen Politik und Angst. Nicht etwa die angebliche Festigung der deutschen Grund Lagen machte die Freikorps immer weniger geeignet zum Kristallisationspunkt des Deutschen Protestes gegen die westliche Welt, des Widerstands; – denn wir sehen ja gerade hier vom Lande aus, wenn wir Schatten von Funktürmen und Fabriken am fernen Horizont der Städte dämmern sehen, wie unterwühlt, zerrissen, wie innerlich haltlos die Zufälligkeit der Zivilisation über dem Boden herrscht; – sondern es war die allzu ausgeprägte Gestalt, welche die Freikorps angenommen hatten, die sie ungeeignet machte für die Rolle eines Instruments, das eines Tages in der Hand der ganzen Nation zu finden sein sollte. Die nackt, arm und schutzlos gewordene Nation brauchte eine furchtbarere Waffe als irgendeines der uns bekannten Geräte.»

«Halten Sie, Herr Rossbach, die Spielschar für eine Waffe?»

«Die Waffe, die ich meine, ist unsichtbar und völlig unangreifbar. Nur die Instrumente, die sie schmieden, sind sichtbar, und zu ihnen zählt die Spielschar.»

«Dann ist Ihnen also Kunst nur ein Vorwand?»

«Kunst ist immer nur ein Vorwand. Meist ist sie ein Vorwand der Libertinage. Dass wir, statt die Triebe zu entfesseln, sie bändigen, führt unsere Arbeit über die blosser Kunst hinaus zum Kultus zurück.»

«Dann versuchen Sie also, Herr Rossbach, über die Freikorps, über die Spiel-scharen hinaus die immer stärkere Erfassung eines Kerns?» «Die Mobilisie-rung eines Kerns.»

«Es ist das Wort von der totalen Mobilmachung geprägt worden.» «Wir sind dabei, dieses Wort zur Tat zu machen.»

«Sie mobilisieren also in Deutschland, ohne Formationen aufzustellen, ohne die Reichswehr zu unterminieren, ohne mit dem Stahlhelm zu paktieren, ohne alle kleinen Geheimnisse . . .»

«Doch gedeckt durch ein sehr grosses . . .»

«Ohne alle kindlichen Verschwörungen . . .»

«Doch verpflichtet einer grossen und unerbittlichen . . .»

«Sie müssen sie nennen!»

«Ich nenne sie, wie Ernst Jünger sie nannte, die Mobilmachung des Deut-schen.»

«Ein Wort! Was steckt dahinter?»

«Dahinter steckt, ich bin dessen sicher, die tiefste, furchtbarste und umfas-sendste Reformation irgendeiner Rasse in irgendeinem Lande der Welt. Da-hinter steckt Tod und Ausrottung vieler Millionen, härteste Not der Gläubi-gen, Hunger und Einsamkeit. Dahinter steckt das teutonische Ziel, aus die-sem Reich das Gebiet einer einzigen Herrscher-Rasse zu machen, die in aller Härte des Daseins nichts kennt als Macht und Verantwortung. « [...] Denn auch die bereits über sie verhängte Auflösung schreckte sie nicht. Nach den vielen Verwandlungen, welche die Truppe durchlebt hatte seit einem Jahre, da sie mit dreissig Mann als Sturmabteilung Rossbach das Licht der November Welt erblickt hatte, nach den vielen Schicksalen der Länder und Menschen im Osten konnte auch dies nur eine vorübergehende Stapfe sein. Äussere Formen konnte man noch zerschlagen. Aber das innere Band, das Kameraden und Krieger geformt und gebunden hatte, war nicht mehr zer-reissbar.

Als die Rossbacher nach Weihnachten die Transport Wagen bestiegen, um nach Ratzeburg im Mecklenburgischen befördert zu werden, – allwo sie in feierlicher Form aufhören sollten zu existieren –, hatte der Führer bereits alle Vorkehrungen getroffen, um die Auflösung praktisch unwirksam zu machen. Die Radfahrer Kompanie sollte als «Grüne Radler» nach Königsberg gehen, ihre Räder waren im Übereifer bereits jetzt giftgrün überpinselt worden. Die

Fahrertruppen waren dabei, in Ostpreussen ein Führunternehmen zu gründen. Die Infanterie wurde in Gruppen geteilt, welche als Arbeits Gemeinschaften auf die Güter Vorpommerns gingen. Die Waffen wurden in harmloser Verpackung dem Auge der Republik entzogen. Ja, es war wohl kaum mehr als ein kleiner Rest des Freikorps, der, in Gemeinschaft mit dem Stab und den Formations Führern nach Ratzeburg eilte, um dort, gleichwie das Stück Zucker sich ins Teeglas stürzt, durch seine Auflösung das Aroma der Republik zu versüssen.

#### 8. BLUTZEUGEN DER BEWEGUNG

8a) BALDUR VON SCHIRACH: *Der Tote*. In: Schirach: *Die Feier der neuen Front*. 2. Aufl. München: Deutscher Volksverlag [1929]. S. 15

Auch Tote stehn in unsern Reihn:  
Den ihr uns gestern erschlagen,  
den haben wir nicht zu Grabe getragen,  
nein!

Den ihr gestern in feiger Nacht  
auf dunkler Strasse umgebracht,  
ist, als das Dämmern des Tages begann,  
aufgewacht!

Des Toten Gesicht  
tragen heut hunderttausend Mann!  
Und sind Gericht...

8b) HEINZ STEGUWEIT: *Feldhermhalle*. In: Steguweit: *Und alles ist Melodie*. Verse, Lieder und Balladen. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1937. S. 21

Sie starben in Unsterblichkeit  
Und sind erloschen für das Licht.  
Sie schritten hart, der Weg zog weit,  
Rauh blies der Herbst ins Laub der Zeit,  
Sie fielen, doch sie sanken nicht.

Nicht einer wusste schon vom Sieg,  
O Traum, ob je der Kampf gelang.  
Sie beteten – die Gottheit schwieg,  
Nur: Als ein Schrei zum Himmel stieg,  
Ward jedem Röcheln ein Gesang!

O Pilger ihr! Wallfahrer, hört!  
Altäre wuchsen hier aus Blut,  
Gebär doch sechzehnmal ein Schwert  
Die Flamme, die den Leib verzehrt,  
Und jede Klinge blieb euch gut.

In Gräften kauert sich das Leid.  
Jedoch in Domen wunderbar  
Sitzt zu Gericht die Ewigkeit:  
Ihr sechzehn Seelen, seid bereit,  
Gott segnet, wo das Opfer war –!

8c) GERHARD SCHUMANN: *Ins Ungeheure steigt die Kathedrale*. In: *Künder und Kämpfer. Die Dichter des neuen Deutschland*. Hrsg. Paul Gerhardt Dippel. München: Deutscher Volksverlag 1939. S. 229 f.

Ins Ungeheure steigt die Kathedrale,  
Die dunkel über allen Deutschen ragt.  
Der Welt zum ruhelosen Totenmale. –  
Denn er befiehlt, was keiner noch gewagt.

Denn er befiehlt, dass wir gehorchen dürfen  
Und tausend Fäuste packen zu und schaffen  
Aus schwarzen Mooren Äcker umzuschürfen.  
Durchs Land in kühnen ungeahnten Würfen  
Stürmische Strassen aus dem Grund zu rafften.

[...]

Rauchsäulen wehn von feuersatten Essen.  
Die Erde dröhnt vom Marschtritt der Soldaten.  
Geschwader donnern schwarz ins Licht, indessen  
Die schimmernden Schiffe stumm die Flut durchmessen. –  
Denn über Toten türmen sich die Taten.

Und plötzlich steht uns über dem Gewimmel  
Von Hast, Befehl und werkdurchtobtem Schwalle  
Einsam und gross am aufgebrochenen Himmel  
Das Bild der rot bestrahlten Feldherrnhalle.

Wir bauen des Reiches ewige Feldherrnhallen,  
Die Stufen in die Ewigkeit hinein,  
Bis uns die Hämmer aus den Fäusten fallen.  
Dann mauert uns in die Altäre ein.

## 9. DIE TOTALE MOBILMACHUNG

9a) ERNST JÜNGER: *Die totale Mobilmachung*. Berlin. Verlag für Zeitkritik 1931.  
S. 5 ff., 22

Es lässt sich nun verfolgen, wie die wachsende Umsetzung des Lebens in Energie, der zugunsten der Beweglichkeit flüchtiger und flüchtiger werdende Gehalt aller Bindungen, dem Begriff der Mobilmachung, die zu verfügen noch bei Kriegsausbruch in manchen Ländern das ausschliessliche und von keiner Gegenzeichnung abhängige Recht der Krone war, einen immer einschneidenderen Charakter verleiht. Die Erscheinungen, die das bedingen, sind mannigfaltiger Art. So schwindet mit der Verwischung der Stände und der Beschneidung der Privilegien des Adels zugleich der Begriff der Kriegerkaste dahin; die bewaffnete Vertretung des Landes ist nicht mehr die Pflicht und das Vorrecht des Berufssoldaten allein, sondern sie wird zur Aufgabe aller Waffenfähigen überhaupt. So macht es die ungeheure Vermehrung der Kosten unmöglich, die Führung des Krieges aus einem festen Kriegsschatze zu bestreiten, es ist vielmehr die Anspannung aller Kredite, die Erfassung auch des letzten Sparpfennigs notwendig, um die Maschinerie des Krieges im Gange zu erhalten. So fliesst auch das Bild des Krieges als einer bewaffneten Handlung immer mehr in das weiter gespannte Bild eines gigantischen Arbeitsprozesses ein. Neben den Heeren, die sich auf den Schlachtfeldern begegnen, entstehen die neuartigen Heere des Verkehrs, der Ernährung, der Rüstungsindustrie, – das Heer der Arbeit überhaupt. In der letzten, schon gegen Ende dieses Krieges angedeuteten Phase, geschieht keine Bewegung, und sei es die einer Heimarbeiterin an ihrer Nähmaschine, mehr, der nicht eine zum mindesten indirekte kriegerische Leistung innewohnt. In dieser absoluten Erfassung der potentiellen Energie, die die kriegführenden Industriestaaten in vulkanische Schmiedewerkstätten verwandelt, deutet sich der Anbruch des Zeitalters des vierten Standes vielleicht am sinnfälligsten an, – sie macht den Weltkrieg zu einer historischen Erscheinung, die an Bedeutung der Französischen Revolution zum mindesten ebenbürtig ist. Um Energien von solchen Ausmassen zu entfalten, genügt es nicht mehr, den Schwertarm zu rüsten, –

es ist eine Rüstung bis ins innerste Mark, bis in den feinsten Lebensnerv erforderlich. Sie zu verwirklichen, ist die Aufgabe der totalen Mobilmachung, eines Aktes, durch den das weit verzweigte und vielfach geäderte Stromnetz des modernen Lebens durch einen einzigen Griff am Schaltbrett dem grossen Strome der kriegerischen Energie zugeleitet wird.

Eine Mobilisation von diesem Umfang hatte der menschliche Verstand zu Beginn des Weltkrieges noch nicht vorgesehen. Sie deutete sich jedoch bereits in einzelnen Massnahmen, etwa im starken Einsatz der Kriegsfreiwilligen und Ersatzreservisten gleich zu Anfang des Krieges, in Ausfuhrverboten, in Zensurbestimmungen, in Veränderungen der Geldwährung an. Im Lauf des Krieges verdichtete sich dieser Prozess, die Rationierung der Rohstoffe und Lebensmittel, die Überführung des Arbeitsverhältnisses in das Militärverhältnis, die Zivildienstpflicht, die Bewaffnung der Handelsschiffe, die ungeahnte Ausdehnung der Befugnisse der Generalstäbe, das «Hindenburgprogramm», der Kampf Ludendorffs um die Identität von militärischer und politischer Führung seien als Beispiele genannt.

Dennoch wurden, trotz der ebenso grandiosen wie furchtbaren Schauspiele der späten Materialschlachten, in denen das menschliche Organisationstalent seine blutigen Triumphe feierte, die letzten Möglichkeiten noch nicht erreicht. Sie sind, selbst wenn man sich auf die Betrachtung der rein technischen Seite dieses Prozesses beschränkt, auch nur zu erreichen, wenn das Bild des kriegerischen Vorganges schon in die Ordnung des friedlichen Zustandes vorgezeichnet ist. So sehen wir, wie in vielen Staaten der Nachkriegszeit die neuen Methoden der Rüstung bereits auf die totale Mobilmachung zugeschnitten sind. [...]

Diese technische Seite der totalen Mobilmachung ist indessen nicht die entscheidende. Ihre Voraussetzung liegt vielmehr, wie die Voraussetzung jeder Technik, tiefer: wir wollen sie hier als die Bereitschaft zur Mobilmachung bezeichnen. Diese Bereitschaft war in allen Ländern vorhanden; der Weltkrieg ist einer der populärsten Kriege gewesen, die die Geschichte kennt. Er war es schon deswegen, weil er in eine Zeit fiel, die andere als populäre Kriege von vornherein ausgeschlossen erscheinen liess. [...]

Der Deutsche hat den Krieg geführt mit dem für ihn allzu billigen Ehrgeiz, ein guter Europäer zu sein. Da aber so Europa gegen Europa Krieg führte, – wer anders als Europa konnte Sieger sein? Dennoch ist dieses Europa, dessen Oberfläche nunmehr planetarische Ausdehnung gewann, sehr dünn geworden, sehr Politur, – seinem räumlichen Gewinn entspricht ein Verlust an Überzeugungskraft.

Denn tief unter den Gebieten, in denen die Dialektik der Kriegsziele von Be-



deutung ist, begegnete der Deutsche einer stärkeren Macht: er begegnete sich selbst. So war dieser Krieg ihm zugleich und vor allem das Mittel, sich selbst zu verwirklichen. Und daher muss die neue Rüstung, in der wir bereits seit Langem begriffen sind, eine Mobilmachung des Deutschen sein, – und nichts ausserdem.

## C. «Lebensraum»

Auf die pseudo-metaphysischen Bedürfnisse eines politisch verdummten Kleinbürgertums war die **Reichs-Idee** zugeschnitten; gespeist wurde sie indes von den realpolitischen Zielsetzungen eines beutegierigen Imperialismus. Was dieser begehrte, waren weniger utopische Verheissungen als vielmehr handfester *Lebensraum*, sei es in der Form territorialen Zuwachses in Europa, sei es in der mehr traditionellen Form kolonialer Eroberungen. Es war vor allem Hans Grimm, der für die letzteren lautstark plädierte und in seinem dickleibigen Wälzer *Volk ohne Raum* die imperialen Ansprüche Deutschlands verkündete.

Zur ideologischen Begründung von derlei Ansprüchen wurde die Behauptung aufgestellt, nur der *deutschen Tüchtigkeit* sei es zuzuschreiben, wenn im europäischen Osten und anderswo *das Land aufgebaut* und *die Kultur geschaffen* worden sei. Nur den deutschen Kolonisatoren hätten die Völker ihren Aufstieg zu verdanken. Den Deutschen aber sei ihre Uneigennützigkeit nie belohnt worden. Während die anderen Völker sich ihren Platz an der Sonne erkämpften, hätte das deutsche Volk wegen seiner *Redlichkeit, Verträumtheit* und *mangelnden praktischen Begabung* immer nur das Nachsehen gehabt. Der Mangel an *Lebensraum* sei die katastrophale Folge alter Versäumnisse, die es wieder wettzumachen gelte, indem Deutschland sich endlich das hole, was ihm rechtens gebühre.

Ein nationaler Minderwertigkeitskomplex von bedrohlicher Intensität lag dieser Konzeption zugrunde. Er war die Folge des verspäteten Eintritts der deutschen Nation in den Kampf um die Verteilung der Welt und ihrer verspäteten Umwandlung in eine moderne bürgerliche Gesellschaft. Das Unglück, wenn man diese Tatsache als solches bezeichnen will, war, dass sich im zwanzigsten Jahrhundert nicht nachholen liess, was man im neunzehnten versäumt hatte, es sei denn um den Preis eines weltweiten Krieges. Der Versuch Deutschlands, eine Neuverteilung der Einflussphären und des territorialen Besitzes zu seinen Gunsten mit Gewalt zu erzwingen, führte zum Er-

sten Weltkrieg. Der Versuch scheiterte; anstatt dem Deutschen Reich Gewinne zu bringen, führte er zur Preisgabe der eben erworbenen Kolonien und zum Verlust von Teilen des deutschen Mutterlandes selbst.

Den nationalen Minderwertigkeitskomplex hätte nur eine radikale Demokratisierung des öffentlichen Lebens aus der Welt schaffen können. Bei ihrem Ausbleiben indessen konnte er leicht angestachelt werden und sich bis zur Weissglut steigern. Dass dies geschah, dafür sorgten die nationalistischen Demagogen. *Raumnot* war das Schlagwort, das das Elend der Nachkriegsjahre erklären sollte; eine neue *Raumpolitik* sollte es aus der Welt schaffen.

Noch dringlicher als für die Deutschen in der Heimat stellte sich angeblich die *Raumfrage* hinsichtlich der Auslandsdeutschen, vor allem im Osten, deren *Grenzlandschicksal* zu rührseligen Klagen Anlass gab. Gewiss ist auch in dieser Hinsicht das Konto der Siegermächte zu belasten, die mit, dem von ihnen geschaffenen Europa irredenta gefährlichsten Zündstoff aufhäuften. Den Nationalisten indessen kam er recht, um den Hass nicht nur im Reich selbst, sondern auch im Ausland zu schüren. Unter den Auslandsdeutschen selber fand er den aufnahmefähigsten Boden. Der von ihnen geführte *Volkstumskampf* so argumentierte man, müsste nur im Reiche selbst die rechte Unterstützung finden. Keiner Macht der Welt würde es dann gelingen, die Erkämpfung der *grösseren Heimat* aufzuhalten. All diese Bestrebungen kulminierten in jenem berüchtigten *Drang nach Osten*, in dem sich schliesslich der Anspruch, die verlorenen Brüder zu retten, mit dem, deutsches Siedlungsland «zurückzugewinnen», vereinte. Um diesem Anspruch den Charakter des unbestreitbar Legitimen zu verleihen, musste der Osten verteufelt werden. Die *asiatische Gefahr* des Bolschewismus musste heraufbeschworen und in den schwärzesten Farben dargestellt werden. Sie bedrohte angeblich nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt. Deutschland selber aber war dazu ausersehen, die Gefahr zu bannen und der *Retter des Abendlandes* zu werden. Nicht genug damit, sollte es auch der Garant eines *volksbewussten europäischen Zusammenlebens* sein und den Frieden Europas, natürlich unter deutschem Diktat, gewährleisten. Wie das alles zwanzig Jahre später in der Praxis ausgesehen hat, haben uns die Nazi-Autoren wohlweislich verschwiegen. Immerhin hätte es sich jeder ausmalen können, der etwa die Bücher von Dwinger mit einiger Phantasie gelesen hat. In ihnen entlarvt sich die heuchlerische Besorgnis um das *Schicksal Europas* selbst.

**1. Deutsche Tüchtigkeit.** – Brehm stellt die kühne Behauptung auf, die Völker der Welt, «in den Tag hineinlebend und arbeitsunlustig», hätten sich ihre Städte und Staaten von deutschen Bürgern und Fürsten erbauen lassen (1a).

«Leistungsmenschen» gebe es nur unter den «Menschen nordischen Wesens», meint Grimm (1b).

**2. *Volk ohne Raum.*** – Was man mit derlei Behauptungen bezweckte, war, der Forderung nach *Lebensraum* den nötigen Nachdruck zu verleihen. Mit seinem Roman *Volk ohne Raum* wollte Grimm das deutsche Kolonialbewusstsein heben, mit dem es, wie er meinte, sehr schlecht bestellt war. Dem sich rapid vermehrenden deutschen Volk, so argumentierte er, werde die Heimat zu eng. Aber statt sich Kolonien anzueignen und sie zu besiedeln, fände das deutsche Volk sich damit ab, sich in Städten zusammenzuballen, d.h. sich in eine Industriegesellschaft zu verwandeln. Letzteres war gewiss eine Tatsache; sie musste den Verfasser, der ausschliesslich in naturalwirtschaftlichen Kategorien dachte, zutiefst empören (2a). Das schlafende deutsche Volk erkenne tragischerweise nicht sein Schicksal und seine Aufgabe; darüber zu klagen fühlte Grimm sich aufgerufen. Er wollte dem deutschen Volke beibringen, dass es «übergequollen» sei und «sich endlich ein breiteres, eigenes Bett» zu suchen habe (2b).

**3. *Grenzlandschicksal.*** – Grimm ging es vor allem um die Kolonien; das Schlagwort vom *Volk ohne Raum* sollte indessen auch andere territoriale Ansprüche legitimieren. Diese Ansprüche zielten in der Weimarer Zeit vor allem auf eine Revision der deutschen Reichsgrenzen, wobei die Existenz deutscher Minderheiten in den benachbarten Ländern als Vorwand diente. Die Pflege des *deutschen Volkstums* im Ausland, die an sich der Berechtigung nicht entbehrte, hatte, so wie sie in den zwanziger Jahren betrieben wurde, von vornherein einen chauvinistischen Akzent. Sie war eng mit der Propagierung politischer Forderungen verbunden, deren kriegerische Durchsetzung – wie im Falle Österreichs oder des Sudetengebietes, Siebenbürgens und Südtirols, Elsass-Lothringens und Danzigs – nur eine Frage des Tags und der Stunde schien. Der Assoziierung der Begriffe *Volkstum* mit *Reich* bei Brehm liegt zweifellos der Wunsch zugrunde, der Leser möge den durch die Grenzziehung 1919 geschaffenen Zustand als Provisorium betrachten (3a). Drohender ist die Sprache in einem Gedicht des Siebenbürger Schriftstellers Heinrich Zillich; es ist ein deutliches Bekenntnis zum offenen Aufstand (3b). Dieses Gedicht erschien 1935. Der deutsche Imperialismus hatte im gleichen Jahr die Saar *heimgeholt ins Reich*. Wenig später erfolgte der *Anschluss* Österreichs. 1938 konnte Kolbenheyer die *Heimkehr* des Sudetenlandes nicht nur fordern (3c), sondern auch feiern; desgleichen 1939 Agnes Miegel die *Befreiung* Danzigs (3d).

**4. *Nach Ostland wollen wir reiten.*** – Im Werk der Agnes Miegel fungierte das alte *Nach Ostland wollen wir reiten* als eine Art Leitmotiv. Nicht nur in ihren historischen, sondern auch ihren zeitbezogenen Dichtungen stilisiert sie unbekümmert Faschistisch-Gegenwärtiges in geschichtsträchtigen Mythos um (4a). Der *Drang nach Osten*, der den schrecklichsten aller Kriege auslösen sollte, musste mit allen Mitteln psychologischer Kriegführung angestachelt werden; dazu gehörten auch die Sprechchöre, die sich vor allem an ein jugendliches Publikum wandten und auf seine Begeisterungsfähigkeit bauten. *Rufe in den Osten* von Hans Baumann ist ein solches «Werk», in dem der Krieg sich allerdings wie ein blosses Indianerspiel ausnimmt (4b).

**5. *Retter des Abendlands.*** – Der *Drang nach Osten* schien den Nazi-Autoren indessen ein ungenügendes Argument, die eroberrungssüchtigen Pläne des deutschen Imperialismus zu rechtfertigen. Er durfte nicht Selbstzweck bleiben, sondern hatte einen andern Drang abzuwehren, nämlich den der *asiatischen Flut*, als die der Kommunismus kurzerhand charakterisiert wurde. Auf diesem Gebiete exzellierte mit Abstand Erich Edwin Dwyer, der in seinen Romanen über den Ersten Weltkrieg oder die Freikorpskämpfe im Baltikum allerdings nicht nur die junge Sowjetmacht schmähte, sondern auch jenen Typ des deutschen Soldaten verherrlichte, nach dem sich im Zweiten Weltkrieg die unterdrückten Völker nicht ohne Grund ihr Bild vom Deutschen formten (5a). In diesen Büchern spürt man allerdings noch herzlich wenig von dem geheuchelten Mitleid mit dem Muschik, das Dwyer zur Schau trug, als er am 22. Juni 1941 mit der angreifenden Wehrmacht zum zweiten Mal in die Sowjetunion einrückte (5b). Der Anspruch, Russland vom Bolschewismus zu «befreien», verbrämte allerdings auch hier nur notdürftig den Wunsch, «dies Land des Ostens seiner Urbestimmung zurückzuführen, die immer nur jene war, Brot zu beschaffen», d.h. dem industrialisierten deutschen Herren-Reich als agrarischer Annex zu dienen. Über die Wirklichkeit des Zweiten Weltkriegs haben sich die Nazi-Autoren nicht ohne Grund ausgeschwiegen. In den Reportagen etwa von Josef Martin Bauer wird der von edelsten Motiven geleitete Deutsche dem *asiatischen Untermenschen* gegenübergestellt. Zynische Verachtung hat der Deutsche gegenüber einem Volk, dessen Lebensstandard noch die Zeichen jahrhundertelanger Unterdrückung, Leibeigenschaft und Ausbeutung aufweist (5c). Der grandiose, wenn auch widerspruchsvolle, schmerzhaft und blutige Versuch, dieses Erbe in wenigen Jahrzehnten abzuschütteln, wird mit überheblichem Lächeln quittiert. Die Strategie der verbrannten Erde, mit der die Sowjets ihren Rückzug deck-

ten, ist für Bauer nur ein Ausdruck der Zerstörungswut des Kommunismus (5d). Nichts davon, dass die Sowjetunion sich gegen einen Angreifer zu verteidigen hatte, der sie mit Vernichtung bedrohte. (Siehe auch II/B-6)

**6. *Feinde ringsum.*** – Voll Selbstmitleid wurde das arme deutsche Volk beklagt, das von Nachbarn umgeben war, die seine edlen Absichten so missverstanden! Feinde hatte es ringsum, die ihm einen Krieg aufzwangen, dem es sich stellen musste, ob es wollte oder nicht, um seine *Sendung*, sein *Schicksal* zu erfüllen. Die andern sind es für Agnes Miegel, die, Meuchelmord sinnend, Deutschland verderben wollen. Sie preist die «junge Saat», «die das Blut ihrer Väter getrunken» (!) hat und singend in den Krieg, den «herrlichen Frühling» zog (6a). Wilhelm v. Scholz will zwar «niemals den Krieg gewollt» haben; nun aber, ruft er begeistert, «wollen wir Krieg» (6b). Gaiser entwirft ein drohendes Bild des «ewigen Widersachers», der Frauen und Kinder ins Feuer treibt, bis – endlich ! – «der Führer das unerbittliche Auge auf euch geheftet» (6c).

**7. *Europäische Sendung.*** – Ihren Höhepunkt erreichte die Verlogenheit in Begriffen wie *europäische Sendung* oder *volksbewusstes europäisches Zusammenleben*, die – eine Blasphemie sondergleichen! – als Aushängeschild der deutschen Aussen- und Kriegspolitik Verwendung fanden. Diese Dinge auch «dichterisch zu gestalten», hatten die Nazi-Autoren keine Gelegenheit mehr; sie blieben «Programm». «Für einen allgemeinen europäischen Wert zu stehen», war nach Heinrich Zillich Sinn der «deutschen Wachtaufgabe gegen die Anarchie des Ostens» (7a). Ähnlich die *abendländische* Beweisführung Gerhard Schumanns, der «die Würde des Menschen überhaupt mit flammenden Waffen [...] gegen den satanischen Vernichtungstrieb einer seelenlosen dämonischen Macht» zu verteidigen vorgibt (7b). Wie Hohn klingt es, wenn Borries von Münchhausen den «Kampf für die Freiheit der Welt» zu einer deutschen Sache macht und Deutschland, das eben die besten seiner Dichter ins Exil getrieben hat, zum «Hort des Schrifttums der Welt» erklärt (7c). Was es mit alldem auf sich hat, verrät uns, auf seine Weise auch hier «ehrlicher», Hermann Burte: «Die europäische Sendung der deutschen Dichtung ist in ihrem tiefsten Wesen, im Kern und Stern ihres Daseins eins und gleich mit der europäischen Sendung des deutschen Volkes und seines Führers» (7d).

## 1. DEUTSCHE TÜCHTIGKEIT

la) BRUNO BREHM: *Im Grossdeutschen Reiche*. Leipzig: Luser 1940. S. 56 f., 60

Warum haben sich denn fast alle Völker Europas auf ihre Throne deutsche Fürsten und deutsche Geschlechter geholt? Etwa aus Liebe zu dem deutschen Volk? Oder vielleicht gar deshalb, weil sie wussten, dass diese Geschlechter über der ihnen gestellten Aufgabe vergessen würden, welchem Volke sie entstammen? Warum hat denn der ganze Osten zuerst seine Städte und später dann das Gerüst und Gestänge seiner Länder und Staaten von deutschen Bürgern erbauen lassen? Warum hat man denn gerade dorthin unsere Bauern und Siedler gerufen, wohin die eigenen, in den Tag hineinlebenden und arbeitsunlustigen Völker nicht gehen wollten, weil ihnen die Mühe zu gross und der Gewinn zu klein schien? Nicht aus Liebe hat man unsere Fürsten, Bürger, Bauern, unsere Soldaten, Werkleute und Arbeiter gerufen, sondern aus Achtung vor ihrer Arbeit, die so selbstvergessen in fremden Diensten schuf, dass wir mit den Früchten dieser Arbeit an die fremden Völker unsere Fürsten, Bürger, Bauern, Soldaten, Werkleute und Arbeiter verloren haben. Wenn es die grossen Geschlechter zu vergessen liebten, wo in Koburg, in Mecklenburg, in Braunschweig, in Holstein, in Hessen, in Sachsen, in Schwaben ihre Wiege gestanden, wenn sich die anderen Völker daran nur ungern erinnern, wir haben es nicht vergessen, dass Englands grösste Königin, Viktoria, einem deutschen Geschlecht entstammte und von einem deutschen Gemahl in der Kunst des selbstlosen Verwaltens und Regierens unterwiesen worden war; wir haben es nicht vergessen, was deutsche Geschlechter auf dem Balkan im Dienste der jungen Völker geschaffen, wir wissen, wie Spanien unter einem deutschen Geschlechte geblüht und was deutsche Fürsten und deutsche Fürstentöchter in Russland geleistet haben. [...]

Aber was hat uns denn so gesucht und gerufen in der Fremde gemacht, die wir selbst nicht imstande zu sein schienen, unser eigenes Haus zu bestellen? Welche Kraft war es, die unser Volk von allen germanischen Völkern allein jene Aufgaben fortsetzen liess, die allen Stämmen bei ihrem Eintritt in die Geschichte gestellt waren: nämlich die Welt zu erneuern und den neu entstehenden Völkern den starken Rückhalt zu geben? Wer hat uns aufgerufen, Europa zu halten, als Kaiservolk zu verwalten, die anderen zu stützen und an uns selbst zu allerletzt zu denken?

Die Kraft der Ordnung ist es, die diesem Volk von Anbeginn an zuteil geworden ist.

Ib) HANS GRIMM: *Amerikanische Rede*. Gehalten am 6. Okt. 1935 auf dem Deutschen Tag in New York. In: *Das innere Reich*. Jg. 2. 1935. S. 924

Woher und wer sind die Leistungsmenschen, die die Welt seit hundertfünfzig Jahren aufschliessen und in leidlicher Ordnung halten? Wo werden heute die Krankheiten geheilt? Wo wird Gerechtigkeit gedacht, wo hat alles Rechtsbewusstsein seinen Ursprung? Von wo geht heute alle grosse Menschenhilfe aus? Von wo geht das aus, was Sie die Verkehrssicherheit und Verkehrsordnung der ganzen Erde, vom zuverlässigen internationalen Postwesen angefangen, nennen mögen? Haben in diesen grossen Angelegenheiten der Menschheit in den letzten entscheidenden Jahrzehnten etwa die Massen Asiens an der Spitze gestanden und die Neger Afrikas? Haben in diesen entscheidenden Jahrzehnten die Südländer an der Spitze gestanden und die Russen und Slawen? Oder ist die ganze Ordnung und das ganze Glück und der ganze Fortschritt der Welt von den Menschen nordischen Wesens geleistet worden, die in Deutschland und Holland und Flamlund und Skandinavien und die in England und Amerika vor allem ihren Sitz haben? Ja, ich darf mich noch kürzer und schärfer ausdrücken und darf sagen, wenn die ganze Erde in den letzten siebenzig Jahren zu dem geworden ist, was man im besten Sinne a white man's country nennen mag, dann haben das in eben diesen letzten siebenzig Jahren die Engländer, die Amerikaner und die Deutschen geleistet trotz dem Wahnsinne des Weltkrieges. Ja, durch deutsche und amerikanische und englische Gedanken und Leistungen und Taten schien der neue Glaube an die Menschheit, den die amerikanische Unabhängigkeitserklärung zum ersten Male ausdrückte, fast Wirklichkeit geworden zu sein.

## 2. VOLK OHNE RAUM

2a) HANS GRIMM: *Volk ohne Raum*. München: Langen 1926. Bd. 1, S. 149 f.

«Vielleicht haben Sie recht, vielleicht wird sich alles so ereignen. Vielleicht muss Deutschland einst, und damit die deutschen Menschen nur leben können, zu einem einzigen Fabriklande werden, darinnen der abgesetzte Herrgott so viele Schlotte und Essen wachsen sieht wie zu seinen Zeiten Wälder. Vielleicht muss das geschehen! Indessen, wenn die Schicksalsgewalt der Arbeit solcher Art das ganze deutsche Volk unterjocht, dass kaum einer noch wählen darf nach seinem Herzen und nach dem Rufe seiner Natur, was wird dann aus den Herzen?» Und er bat fast: «Sie sollen jetzt nicht mit den Achseln zu-



cken! Die Verzweungen gehen Sie wohl an, sie gehen jeden an, der Liebe hat, sie gehen jeden wenigstens an Leib und Gut an! Oder, oder sind Sie ganz ohne Kinder?»

Der Fremde sagte ungeduldig: «Werter Herr, Sie sollten die Dinge mal ansehen, wie sie richtig sind; stattdessen predigen Sie beinahe wie'n Pfarrer!» Aber Görge bat lauter: «Die Freiheit zu werden muss einer dennoch haben dürfen. Hierauf kommt alles an. Blut läuft einen beharrlichen Weg, und wo Sie es stauen, wird es gewiss krank und böse.» Der Fremde fragte: «Was wollen Sie denn zum Beispiel?»

Da sagte Görge Friebott unsicher: «Zum Beispiel: der Bauer, wenn er von Geburt einer ist, und wer sonst zu Wald und Luft geboren ist, darf nicht in der Stube schaffen müssen, sonst verdirbt er durchaus!»

Da lachte der Fremde auf: «Ja, 'n Landwirt müssen Sie trotz der Lohnarbeit wohl geblieben sein, denn die wollen nie was hergeben, und sonst fiele der Himmel ein! Sie sollen mir aber hier antworten, was dann für uns in der Stadt zu sagen wäre? – Sehen Sie mich an, ich habe doch auch kein Land und habe mich 'ne Villa wie Sie wahrscheinlich, wenn die auch man so so is, sondern ich wohne in der Beletage, und ich behaupte, ich bin auch zu Luft geboren, wie Sie sich ausdrücken!»

Görge Friebott antwortete: «Dass es alle angeht, weiss ich wohl. Ich weiss, dass jetzt im Durchschnitte auf einem Geviertkilometer Landes hundertvier Menschen stehen, wenn man alles aufgeteilt annimmt, Eigentum und Meinte, Wald und Ödland. Ich weiss, dass ein deutscher Mensch nach solcher Teilung achtundneunzig Meter Landes im Gevierte zur Verfügung hat; ich weiss, dass der Raum sich verringert um jedes Kind, das geboren wird. Ich weiss, dass nach den Russen mit ihrer grossen eigenen Welt niemand schneller wächst als wir in unserem eigenen Lande.»

2b) HANS GRIMM: *Volk ohne Raum*. München: Langen 1926. Bd. 2, S. 8 f.

Freilich, in dem europäischen Geschichtskalender, der Jahr für Jahr Band an Band reiht in den öffentlichen Büchereien der Hochschulen, der Städte und Staaten, und darin aufgezeichnet steht, Monat für Monat, und natürlich die Tage mit ihren Zahlen, was an allgemeiner Bedeutsamkeit in Deutschland und anderen Reichen und Reichsteilen der Erde geschah, ist von Erckerts Zug gegen Simon Köpper im März 1908 als einer *deutschen* Angelegenheit nichts zu lesen, und noch weniger steht in der zweiten Hälfte des Jahres 1907 irgendetwas von den Vorbereitungen zu hören. Aufgezeichnet ist, wann 1907 und 1908 die Kundgebungen für die Wahlrechtsänderung in Preussen jedesmal stattfanden; angegeben ist, wann die Redekämpfe um Vereins- und Ver-

sammlungsrecht besonders heftig waren; und um die Zeit des Zuges herum ist Dernburgs lange Ansprache über die Kolonien an den Reichstag von Anfang bis Ende abgedruckt und der Bettod eines Bürgermeisters einer freien Stadt ist mitgeteilt; die anderen Belanglosigkeiten sind noch viel schlimmer. Aber wie gesagt, vom Zuge, von Erckerts Zug, von dem leuchtendsten Stück unserer deutschen Not in jenen Jahren und Tagen ist im deutschen Teile kein Zeichen. Und vielleicht steht überhaupt nur richtig davon geschrieben in dem bescheidenen Buche des Generalstabes von den Kämpfen der deutschen Truppen in Südwestafrika und dann natürlich noch in ein paar brennenden Herzen derer, die mit dabei waren, und der Verwandten der Toten. [. ..]

Nun, die letzte und einfachste Wahrheit, um deretwillen der Erckertzug im deutschen Geschichtskalender durchaus für Deutschland aufgezeichnet stehen müsste und darum der Zug unserer Notwendigkeit und Not ein Stück und ein leuchtendes Stück war, die hätten damals weder Reiter noch Offizier der Fünfhundert zu sagen vermocht, deshalb, weil sie sich selbst und ihr Volk und sein Schicksal nicht erkannten, wie wir uns deutsches Volk und unser deutsches Schicksal niemals erkennen, sondern durch belanglose und zufällige Vorkommnisse stets erklären. Sie hätten nicht zu sagen vermocht: «Mensch, was fragst du? Woher kommst du? – Wir sind von dem Volke, das eingeschnürt sitzt zwischen Wasgen- und Böhmerwald, zwischen einer kurzen Ecke Nordsee und zwischen einer Ostseelänge und Russland; wir sind von dem Volke, das den vierten Sohn in das fremde Ausland verschwenden musste und das von drei Bauernjungen zweie vom Felde und aus den Wäldern und Heiden in die Fabriken weisen muss und in die Städte – Wunsch hin und Wunsch her – damit sie nur leben könnten, und das von drei Mädchen immer eine ohne Mann gehen lässt vor lauter Gedrängtheit, und wo jeder dem andern zornig und zankend auf den Teller sieht, und wo reinliche Abenteurer Schurken wurden, weil sie keine Gelegenheit fanden für ihre eigentümlichen unruhigen Kräfte. [...] Aber dieses Volk, Mensch, dieses unser deutsches Volk ist endlich übergequollen, es sucht sich endlich ein breiteres, eigenes Bett; es sucht sich ein Bette wie der Engländer hat, dass, wer tüchtig ist und wer leistet, zu seinem Rechte und seinem Wunsche und seiner Freiheit kommt, und dass Art nicht länger als Unart erscheint. Und unter den Übergequollenen sind wir vorne an, und den deutschen Arbeitern, die frei sein und sich erproben möchten, leisten wir hier den Dienst und also auch uns selbst. Und das solltest du nicht wissen?»

### 3. GRENZLANDSCHICKSAL

3a) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Volkstum und Dichtung*. In: *Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart*. Hrsg. Heinz Kindermann. Leipzig: Reclam 1933. S. 180 f.

Immer werden wir Deutschen zwischen diesen zwei Begriffen des Reichs wägend stehen. Der eine wird in Sorge um die Ordnung und Verteidigung Deutschlands vorab die Straffung des Staatsgefühls predigen, um das Bestehende zu wahren, um den Kern des alten Reichs deutscher Nation stark und verteidigungsfähig zu halten. Ein zweiter, unpolitisch und auf den geistigen Zusammenhang bedacht, wird auch Landschaften jenseits der Grenzen mit seinen Gedanken umfassen. Er denkt beispielsweise an die Minderheitsdeutschen, die als loyale Staatsbürger und wichtige Mittler der Freundschaft in fremden Staaten wohnen. Sie stehen ohne politische Verbindung mit uns, seitdem der Traum der Hohenstaufen vom deutschen Italien, der Traum der Hansa vom deutschen Osten, der Traum Maria Theresias vom deutschen Bauernvolk bis zur Donaumündung zu Ende ging, aber sie sind unser im geistigen Reich. Vielleicht denkt jener zweite auch an Völkerschaften, die, entweder verwandt oder durch alte Reichszugehörigkeit noch lose mit uns verbunden, als ein vielfältig gefügtes Zwischenland rund um unsere Grenzen liegen. Er wird etwa das alte Lotharingen vor Augen haben, das, von den Alpen bis Flandern reichend, sich heute unterm Einbruch politischer Bedrängnis antiromanisch einstellt und sein deutsches oder germanisches Volkstum zu pflegen sucht.

Ich brauchte eben das Wort Volkstum als Untergrund dieses weiteren Kreises, und ich habe wohl schon zu erkennen gegeben: Für die Ausführungen dieses Vortrages ist, wenn wir von Deutschland sprechen, der Begriff des Staatsvolks nicht tauglich, schon deshalb nicht, weil der Staat gezwungen werden kann, völkerrechtlich die wechselnden Machtgrenzen anzuerkennen. Das andere Reich steht gleichsam wie ein schwebender Turm jenseits der Politik. Es beruht, wenn wir den mittelalterlichen Reichsbegriff noch zurückstellen, auf dem uns alle verbindenden deutschen Volkstum.

3b) HEINRICH ZILLICH: *Deutsches Lied in Siebenbürgen*. In: *Das Innere Reich*. Jg. 2. 1935. S. 244 f.

Unser Haus steht frei im Winde der Pässe.  
Wir sehn die Karpaten himmelumzackt,

das Hochland reif voll Saat und Nässe,  
den Winter strahlend und nackt.

[...]

Die ungarischen Knechte für Ochsen und Pferde.  
Rumänische Mägde tränken das Vieh.  
Am tiefsten an die östliche Erde  
am Pfluge stemmten wir das Knie.

In der Runde bröckeln die alten Bastein,  
in jedem Dorfe Graben und Wehr.  
Der Acker wird kleiner und enger die Reihen.  
Der singenden Knechte sind mehr.

Wir halten die Finger wie Krallen gebogen  
und drehen die Krume dreimal im Dung.  
Wir schaffen und sammeln. Die Zeit ist verfliegen,  
wo unser das Land, wo wir stark noch und jung.

Im Schoss unserer Weiber schwillt selten die Frucht.  
Die Schau unsrer Männer ward klein.  
Wir stehn an der steigenden Todesbucht  
und sehn ohne Ahnung hinein.

[...]

Gib Gott, dass die Wut unsre Reihen senge,  
dass wir erkennen und küren,  
dass die junge Schar die Fessel zersprengt,  
dass sich neue Trommeln rühren.

3c) ERWIN GUIDO KOLBENHEYER: *Sudetenland*. In: Kolbenheyer: *Gesammelte Werke*. Bd. 6 München: Langen/Müller 1940. S. 673

Seit Väterzeit  
War unser Aug und Herz vor Sehnsucht weit,  
Deutschland, Deutschland nach dir!

Geschlechtertief  
Aus Lust und Leid all unser Hoffen rief,  
Deutschland, Deutschland nach dir!

Sudetenland  
Ist worden deiner Ehre hellster Brand,  
Deutschland, Deutschland, hol heim!

Für dich hielt stand,  
In Schmach und Not für dich allein, dein Land,  
Deutschland, Deutschland, hol heim!

3d) AGNES MIEGEL: *Sonnwendregen*. Danzig 1939. In: Miegel: *Ostland*. Gedichte. Jena: Diederichs 1940. S. 44 f.

[...]

Es rief durch die helle Sommernacht, es sang von Strand zu Strand:  
Ihr Schwestern alle kommt und wacht, zum Reigen reicht die Hand!  
In rotem Sonnwendfeuer glüht der Himmel über der See,  
Am Hoftor der Holunder blüht und der Düne Sand ist warmgeglüht  
Und leuchtet weiss wie Schnee!  
Unsre Kinder tanzen und springen um flackernder Feuer Schein.  
Wir wollen wie sie uns schwingen am Meer im Sommerreihn!  
Schwester Memel, führe du den Tanz, die so lange trauernd stand!  
Wie Ähren glänzt deiner Zöpfe Kranz, weitfaltig weht dein dunkles  
Gewand und bunt dein Schürzenband!  
Deine gekrönte Schwester, ich, Königsberg, führe dich!  
Meine Liebste-Beste, zu dir wende ich mich,  
Von meinen gepanzerten Füßen dröhnt der Grund zu dem alten Reim  
Der über Samland und Nehrung tönt:  
Du lägest so entlegen, Gott selber musste dein pflegen, aber nun fandest  
du heim!

[...]

Heiho, heiho, ihr drüben! Ich ruf vom grünen Pommerland!  
Heiho! O reicht herüber, ihr Schwestern mir zum Tanz die Hand!  
Der Greif aus meiner Krone späht, die Glocken hallen aus Julin,

Die Dampfer heulen, es ist spät, – wo bleibst du Schwester, die vor mir  
geht?

Danzig, dich ruft Stettin! –

O Schwester Danzig, die bei uns stand,  
Sieh, wir heben unsre Hand,  
Unsrer Türme Feuer zuckt und sucht  
Über murrende Flut, über dunkle Bucht,  
O Allerschönste, in unsren Reihn,  
Schwester, tritt ein!!

[...]

#### 4. NACH OSTLAND WOLLEN WIR REITEN

4a) AGNES MIEGEL: *Kriegergräber*. In: Miegel: *Ostland*. Gedichte. Jena: Diederichs 1940.  
S. 37 f.

Siehe, sie liegen  
Weitgezogener Wachtring rings um die Erde,  
Die sie fallend mit ihrem Blute tränkten,  
Bruder und Feind, ausruhend vom niemals ruhenden  
Kampf um das Ostland.

[...]

Wandernder Jugend  
Singen hallt her und verstummt vor den Gräbern.  
Junge Augen lesen die Namen der Jugend,  
Die ihr Leben hingab, um ihnen zu wahren,  
Freien die freie Heimat, – und lesen die Namen  
Ruhreicher Regimenter, aufrauschend wie Fahnen,  
Und die Namen versippter, Väter und Brüder,  
Schweigendes Heer, im Tod noch hütend den heiligen  
Boden der Enkel.

[...]

Über ihnen,  
Über den Stummen und über den arbeitsmüden  
Lebenden singt der Wind des grünen Ostlands  
Ewiges Lied, das Lied seiner schicksalsbestimmten  
Göttlichen Sendung:

Bollwerk zu sein und Deich in unendlicher Ebene  
Grünem Meer und Schwelle von Abend zu Morgen.  
Tenne, drauf Gott, der Mäher, die Völker worfelt,  
Scheune, daraus er sie speist, und heilige Rennbahn,  
Wo vor ihm sie ringen im herrlichen Wettkampf,  
Wo er die Besten erwählt, zu opfern den Brüdern  
Blut und Leben, damit wieder aus ihnen  
Beste wenden den Pflug und zu nährendem Acker  
Wandeln das Schlachtfeld!

4b) HANS BAUMANN: *Ruf aus dem Osten*. In: Baumann: *Wir zünden das Feuer*. Jena: Diederichs 1938. S. 6, 11

*Einer*        Es hebt ein altes Rufen an  
                 weit kommt es über Strom und Berg gegangen,  
                 mit grossen Augen hört dies Fragen an,  
                 ihr müsst den Ruf mit eurem Herzen fangen:

*Chor*        Wer hält im Osten weiter die Wacht? Steht auf!

*Einer*        Dies Rufen kommt aus eurem Blut,  
                 das hier als Saat blieb stehn aus starken Zeiten,  
                 als Saat von Männern mit dem wahren Mut,  
                 die neues Land mit Schwert und Pflügen weihten –

*Chor*        Wer hält im Osten weiter die Wacht? Marschier!

[...]

*Chor*        Den Blick gegen Osten, so stehn wir bereit,  
                 nun fliegen die Fahnen im Winde weit.

*Einer*        Wir bauen die Strasse in neues Land,  
                 dort soll aufflammen der grosse Brand,  
                 der unsern Glauben durchs Dunkel trägt,  
                 und lodernd bis in die Sterne schlägt –

- Chor*        Wir schlagen die Brücken über den Strom, wir bauen drüben weiter am Dom:
- Einer*        Das Reich muss auch jenseits der Grenzen stehn, von Mann zu Mann muss die Glocke gehn und rütteln und rütteln und rütteln auf:
- Chor*        Der Feind steht zu Hauf, der Feind steht zu Hauf.

## 5. RETTER DES ABENDLANDS

5a) EDWIN ERICH DWINGER: *Die letzten Reiter*. Jena: Diederichs 1935. S. 107 f., 137 ff., 177

Es gab wohl noch ein Dutzend schlimme Augenblicke, dann aber warf die Eiserne Division sich in die Lücken. Dem Panzerzug brach sie mit einem eigenen aus Schaulen das Genick, die Infanterie zermürbte sie mit Minenwerfern von den Flanken. Gegen Abend begannen sich die ersten Bolschewisten zu ergeben – um diese Stunde erwachte endlich auch Pahlen wieder. Macholke führte gerade zwei Gefangene zurück, als Pahlen schmerzhaft weit die Augen aufschlug. Er stand im Augenblick auf den Beinen, zog einen kleinen Browning aus der Tasche, trat Macholkes Zug ohne jede Erregung in den Weg.

«Wohin mit denen?» fragte er knapp.

«Zur nächsten Sammelstelle», sagte Macholke unsicher.

Pahlen trat zum ersten, fasste ihn an der Brust. «Wo ist mein Vater?» fragte er tonlos.

Es war ein Lette, er bückte sich sofort, ihm den Ärmel zu küssen. Aber als er den Kopf neigte, knallte es peitschend auf.

«Das ist verboten!» schrie Macholke wütend.

«Sei du still!» gebot ihm Pahlen herrisch, nahm den nächsten an der Brust, riss ihn hart zu sich.

Der Rote bettelte, krümmte sich flehend.

Pahlen hob den Lauf versonnen gegen seine Stirn, sah ihn aus glasigen Augen an, begann langsam seinen Finger zu krümmen . . .

Macholke sagte kein Wort mehr – warum schwieg er mit einemmal? Und warum schwiegen alle, die in der Nähe um ihn standen, von Langsdorff bis zum letzten Mann? Sie wandten sich nicht einmal ab, nur Reimers schlug die Hände vors Gesicht.

Plötzlich warf sich der Rote auf beiden Knien in den Schnee, umklammerte



ihn jammern mit den Armen, küsste ihm auf lettische Art die Fussspitzen. «Und wo ist meine Mutter?» fragte Pahlen wieder, schob ihm wie spielend den Revolver in den Nacken, dicht überm ersten haarigen Wirbel am Genick, wühlte ihn ein wenig in die braunen Strähnen . . . Und drückte ab.

[...]

Als ein paar Leute vom Zweiten Zuge das Flintenweib hinauftragen, stossen sie unglücklicherweise auf den kleinen Pahlen, der dort gerade mit eigenartig witterndem Gesichtsausdruck herumsteht. Seine schönen Augen sind unangenehm zusammengekniffen, in seiner Hand hält er ein wenig spielerisch den kleinen Browning.

Er läuft sofort zu dem grossen Bolschewisten, der ein paar Schritte weiter neben Langsdorff steht. Er herrscht ihn an: «Warst du in Mitau?»

«Nicht so heftig!» fällt Langsdorff ein. «Dieser Herr ist kein Gefangener, ist ein Stabskapitän Platoff, dem wir viel zu verdanken haben!» Mit Pahlen aber ist es, als höre er das nicht. «War das Weib in Mitau?» fährt er störrisch fort. Der Grosse verbeugt sich leicht, sagt mit zurückhaltender Höflichkeit: «Sie hat in Mitau residiert, hat auch den Baltenzug eskortiert.» «Danke!» sagt Pahlen kühl, beugt sich mit gleicher Höflichkeit, geht rasch den beiden Soldaten nach, die das Weib hinter die Scheune tragen wollen, wo man die anderen Gefangenen zusammentrieb. «Hört mal, ihr beiden», hält er sie an, «wollt ihr tausend Mark?»

Sie lassen den Körper fallen, sehen ihn verdutzt an. «Tausend deutsche Mark?» fragt der eine. «Na aber immerzu!» lacht der andere.

«Dann müsst ihr», sagt Pahlen leise, mit einem Gesichtsausdruck, der wie gefroren ist, «dies Weib totschiessen. Aber nicht etwa mit euren Kolben, mit jener kleinen Kosakenpeitsche, die ihr am Handgelenk hängt.» «Verflucht noch mal!» sagt der eine.

«Eine schwere Sache!» meint der zweite, kratzt sich hinterm Ohr.

Pahlen zieht eine Brieftasche hervor, auf der eine abgewetzte siebenzackige Krone glänzt, reicht ihnen einen hohen Schein. «Ihr braucht keine Furcht haben, es ist nicht gegen den Befehl – sie hat so viele Menschen hingemordet, dass es nur ihre gerechte Strafe ist.» «Ein Flintenweib also?» fragt der erste. «Ein richtiges Flintenweib!» nickt Pahlen abwesend.

Da lacht der erste, leckt sich die Lippen. «Dann geht es schon in Ordnung – hätten wir's auch ohne Papier getan! Ein Flintenweib also, eins der berühmten . . .» wiederholt er nochmals, starrt sie kopfschüttelnd an.

Dann bücken sie sich wieder, packen sie an den zerschmetterten Armen, schleifen sie brutal davon. Pahlen blickt noch einmal in ihr Gesicht, sie ist anscheinend völlig bei Bewusstsein, aber es ist von Hass tierisch entstellt. Über ihre wulstigen Lippen quellen Flüche.

«Entschuldigen Sie bitte.» Er dreht sich auf dem Absatz, legt die Hände vor den Mund. «Donat!» ruft er hallend.

Donat kommt krummbeinig angelaufen, sein wildes Kriegergesicht leuchtet, seine bespornten Hacken knallen.

«Hier ist ein Kommissar – du weisst ja Bescheid?» fragt Langsdorff dienstlich.

«Ob ich weiss!» sagt Donat nur. «Einen Spaten her!» ruft er heiser, nimmt Laizis am Arm, geht an eine schneefreie Stelle. «Nu grab mal schön», sagt er väterlich, zieht seine Parabellum.

Und Laizis gräbt, gräbt mit unbewegtem Gesicht. Stich auf Stich fährt in die Erde, immer schwärzer wirft sie sich auf. Es duftet irgendwie nach Frühling, als sie krümelig auseinanderfällt – ein paar Würmer suchen eilig zu ent-schlüpfen, bohren sich schleimig wieder in die Schollen. Als die Grube fast fertig ist, ihre Ränder tief hinab fettig glänzen, kommt Pahlen wieder ange-schleudert.

«Eine gute Arbeit», sagt er mit einem starren Lächeln, zeigt dabei fletschend seine hübschen Zähne, «eine gute Arbeit!» Auch der Student steht in der Nähe, kann Laizis gerade von der Seite sehen. Aber er sucht vergeblich nach einem Ausdruck von Angst in dessen Gesicht, es ist keines mehr, ist gleich-sam nur mehr eine verzerrte Maske, die vor Jahren einmal einem Men-schenantlitz ähnelte.

«Nun stell dich hinein!» sagt Donat unvermittelt.

«Hinlegen soll er sich», flüstert Pahlen krampfhaft, «die Erde fühlen!» Und ehe es die andern hindern können, wirft er ihn an beiden Schultern ins Grab hinein. «Fühlst du sie jetzt, die schwarze Muttererde?» schreit er irr, kniet sich über ihm hin, ganz nahe seinem Gesicht. «So mussten sie schon viele fühlen, durch dich Bestie fühlen, denkst du daran?»

Laizis dreht sich langsam auf den Rücken, richtet sich gleichsam zu beque-mer Ruhelage ein – sieht ihn eine Weile aus schmalen Augen an, spuckt ihm jählings ins Gesicht...

Hinter der Scheune hat Wolter inzwischen das letzte Kommando gegeben, auch seine Leute werfen jetzt die Karabiner über den Rücken, gehen mit ern-sten Gesichtern ihren Pferden zu.

«Eskadron aufgesessen!» kommandiert Langsdorff.

Als sie am Bach entlangkommen, sehen sie verwundert, dass er von Bolsche-

wistenkörpern verstopft ist. Die Soldaten müssen auf irgendeine Anordnung – sonst wäre das niemals geschehen – alle Verwundeten dort hineingeworfen haben. Als Langsdorff sich halblaut erkundigt, wird ihm die erwartete Antwort. Irgendjemand hat den Befehl dazu überbracht, der Name des Überbringers aber ist nicht zu erfahren.

Der letzte Körper, an dem sie vorüberreiten, ist scheinbar der einer Frau. Aber es ist nur schwer noch feststellbar, denn er ist eigentlich nur mehr eine blutige Masse – ein anscheinend von Peitschen völlig zerschnittener Fleischklumpen, der dort im ringsum rötlich zerstampften Schneeschlamm liegt.

Als Pahlen daran vorüberreitet, nimmt er sein goldenes Etui heraus, zündet er sich eine Zigarette an, atmet er den Rauch tief in die Lungen. Dann traben sie.

[...]

«Denn eines müsst ihr wissen, ihr deutschen Kameraden: Ihr seid nicht das einzige Volk, deren Beste in dem Wort leben, dass ihr Land dazu berufen sei, die Welt genesen zu machen! Viel stärker noch lebt im Russen der Glaube, dass er die grosse Sendung auf Erden habe .. .» «Das ist mir neu!» rief Willmut überrascht.

«Deswegen nicht weniger wahr», lächelte Platoff höflich, zeigte seine Zähne. «Und hier sehe ich die grösste Gefahr des Bolschewismus, denn wenn es seinen Führern in der Zukunft gelingt, seiner Idee jene internationale Stosskraft zu geben, in deren Erkennen der Russe sich seit je zutiefst bejaht – ist der Bolschewismus keine russische Angelegenheit mehr, sondern bringt er die Entscheidung für die Welt!»

«So wissen wir noch besser», brach Willmut leidenschaftlich aus, «warum wir hier oben stehen! Die europäische Sendung – gegen die asiatische! Und da die andern Länder Europas sie vergessen, sind wir Deutsche ihre schicksalsgewollten Vollstrecker!»

5b) EDWIN ERICH DWINGER: *Der Bolschewismus als Bedrohung der Weltkultur*. In: *Dichter und Krieger*. Weimarer Reden 1942. Hrsg. Rudolf Erckmann. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1943. S. 13 ff., 20

[Dwinger überschritt mit der angreifenden Wehrmacht am 22. Juni 1941 die sowjetrussische Grenze. Nach der Eroberung von Brest-Litowsk sieht er die ersten sowjetischen Gefangenen.]

Das waren ja gar keine Russen mehr, wie ich sie doch so gut gekannt hatte – das waren ja gar nicht mehr jene bärenhaften Übermenschen, deren wasser-

helle Augen mit treuem Blick aus wallender Haarwildnis geblickt? Was mich hier irgendwie böse schielend umstand, das war ja ein ausgemergeltes Volksgemisch, das man nur mit dem Worte «mickrig» bezeichnen konnte, ein bis dahin für mein Empfinden auf Russen unanwendbarer Ausdruck! Ist diese Umwandlung bereits so weit gegangen, dachte ich erschrocken, dass sie geradezu schon die biologische Substanz ergriffen?

Ich trat erschüttert zurück, setzte mich auf den Abhang, um sie bei der Arbeit beobachten zu können. Ich hatte unwillkürlich das Empfinden, in einen Haufen böser Termiten geraten zu sein, die wie diese Tiere ihre Tätigkeit ohne jedes Gehirn taten, nur mehr aus einem dunkel unbewussten Trieb heraus ... Es gab tatsächlich keinen Zweifel mehr, diesen Menschen hatte man durch eine Propaganda, die in ihrer ungeahnten Totalität schlechthin alles umfasste, unmerklich das ursprüngliche Gehirn operativ herausgeredet, sie konnten wahrscheinlich überhaupt nicht mehr selbständig denken, sondern das millionenmal Gehörte nur noch triebhaft tun. [.. ]

Es wurde einfach alles auf der tiefsten Ebene stabilisiert, wie sollte es auch anders kommen, wenn die Gleichheit das oberste Prinzip eines Staates ist! dachte ich müde. Das also wird aus einer Ideologie, wenn der primitive Russe und der Jude sich zu ihrer Verwirklichung anschickt.. . Hier konnte es wirklich statt allen Geschwätzes nur eins geben, das erkannte ich schon an diesem Morgen mit gläserner Klarheit, hier blieb uns europäischen Kulturmenschen nur mehr der Kampf auf Leben und Tod. . . . Und ich erkannte aus diesem sofort unwiderlegbar das Andere: Die ungeheure geschichtliche Mission Deutschlands! [...]

Und immer tiefer ging ich in das Land hinein, wie sich die Landschaft oft unendlich um mich dehnte, in leisen Wellen bis zum Horizont verschwamm. . . . Und überall, so weit das Auge schweifte, wogendes Korn. Mag es jetzt weitergehen, wie es will, dachte ich dankbar, dies haben wir jedenfalls erreicht! Diese Tausende von Quadratkilometern wogenden Kornes, die wir in diesem Sommer durchfuhren, die sind das nie wieder entreissbare Brot unseres Volkes. ... Und ist das nicht eigentlich der tiefste Sinn dieses Feldzuges, den eigenen Kindern hier für alle Zeit das Brot wiederzugewinnen, jenes teure Brot, das dieser Staat doch nur in Zehntausende zermalmender Tanks verwandelte, in Hunderte von Eisenwerken zur Aufstellung unzähliger, mörderischer Geschütze?

Wir aber wollen dies Land des Ostens seiner Urbestimmung zurückführen, die immer nur jene war, Brot zu beschaffen, nicht nur für unser eigenes Volk, sondern für die Gemeinschaft aller bedrängten Völker Europas!

5c) JOSEF MARTIN BAUER: *Unterm Edelweiss in der Ukraine. Eine Gebirgs-Division im Kampf gegen Sowjet-Russland*. München: Eher 1943. S. 10 f., 75

Zügig läuft der Angriff gegen die Höhe 273.

Weit geöffnet gehen die Jäger vor. Das Land, über dessen rostigem Grenzzaun tausend Fragezeichen stehen, schweigt auch hier. Kaum irgendwo fällt ein Schuss. Hell ragen die frischen Balkenköpfe der Schalung in die Luft, wo die Sowjets auf der Höhe eine Befestigungsanlage halb fertig verlassen zu haben scheinen. Schweigsam, verschlossen, rätselhaft und bedrückend still empfängt das Land die Männer. Minuten noch, dann wird dieses erste Ziel erreicht und in unserer Hand sein.

Da fällt die schweigsame Maske. Und die Jäger, die gegen Menschen, gegen Soldaten von ihrer eigenen geraden Art kämpfen zu können glaubten, werden empfangen von dem Feuer eines Widerstandsnestes, in dem nicht Soldaten den Angriff von Soldaten abwehren, sondern tierhafte Asiaten ihr grausames Werk fortzusetzen versuchen, das kalter Mord war seit einem Vierteljahrhundert. Der erste Augenblick des Zusammenstosses bringt in den Krieg einen neuen, unseren Menschen völlig fremden Wesenszug. In bester Deckung haben die Verteidiger, lauter langgediente Soldaten, den Angriff auf Steinwurfnähe herankommen lassen. Die erste dichte Folge von Schüssen fällt, und mit ihnen sinken die ersten Männer in unseren Reihen zusammen. Verwirrung legt sich für den Augenblick über alles. Berechnend haben die Bolschewisten gerade die Offiziere aufs Korn genommen.

So hat niemand sich die erste Begegnung vorgestellt.

Der junge Tag sieht einen mit unvorstellbarer Verbissenheit geführten Kampf um diese Höhe. Die Schüsse der Sowjets reißen neue Lücken in die Reihen der Jäger, alles stockt, hier arbeiten die Männer sich Schritt um Schritt vorwärts, dort reißt irgendwer aus der kämpfenden Schar den Befehl an sich und führt die Jäger weiter.

Stundenlang kämpft der brave, kriegserprobte, ehrliche deutsche Soldat gegen hingeduckt schleichende Tiere, in deren dünnen Augenspalten es nur aufleuchtet, wenn ein kühl überlegter Schuss getroffen hat. Diesen Gegner haben unsere Männer nicht erwartet. Sie müssen erst einmal die hypnotische Erstarrung vor dem Basiliskenblick abgeschüttelt haben und den Kampf so annehmen, wie es geboten ist. [...]

So also sieht der Gegner aus, so gedenkt er zu kämpfen, so muss man ihn nehmen, wenn man seiner Herr werden will, wenn nicht der ehrliche Kampf deutscher Soldaten zerschellen soll an der seelenlosen Tierhaftigkeit dieser schmaläugigen Asiaten. [...]

Die vom Kreml erhofften Bandenkämpfe brennen nieder in Nichts. Dieses unter den Lebensvoraussetzungen von Tieren hausende Volk denkt nicht daran, sich zu wehren gegen Soldaten, die all dem endlich ein Ende bereiten und Raum schaffen, damit eines Tages die verwüsteten Arbeitsstätten wieder in Betrieb genommen werden können.

Chleba! bittelt es aus den Gesichtern.

Chleba! wimmern die Kinder.

Brot wollen sie, dann sind sie zufrieden. Und arbeiten wollen sie, vielleicht nicht gern, aber um des Brotes willen.

5d) JOSEF MARTIN BAUER: *Die Kraniche der Nogaia. Tagebuchblätter aus dem Feldzug im Osten*. München: Piper 1942. S. 110 ff.

Der Russe brennt ums Leben gern. Er ist auch darin ganz Kind, dass er mit dem Feuer spielen mag, selbst auf jene Gefahr hin, in der sich zündelnde Kinder immer befinden seit Struwelpeters kleinem Paulinchen, um dessen Schicksal Minz und Maunz ganze Bäche weinten. Der Russe zerstört mit Begeisterung, doch es muss brennen oder muss mit einer masslosen Detonation in die Luft gehen. Er braucht ein Schauspiel. Die Wallonen lieben Hahnenkämpfe, die Spanier ergötzen sich, wenn Stiere getötet werden oder mit Vehemenz töten, die Yankees lynchen Neger, die Russen aber zünden an oder sprengen. Eine Strecke weit haben sie mit leidenschaftlicher Freude alle Fernsprechleitungen umgesägt, einmal deswegen, weil wir mit dem Stangenbau dadurch in Schwierigkeiten kommen, zum anderen aber, weil eine Motorsäge so ein schönes Ding ist, das Wälder umlegen kann. Später sprengten sie die Leitungsmaste. Das ist noch schöner. Zwar geht es nicht so schnell wie das Umsägen, doch es knallt so herrlich, wenn die angebundenen Sprengladungen hochgehen und die Hölzer auf spleissen. Sie sprengen Eisenbahnen mit gleicher Gründlichkeit und Freude. Jeder Schienenstoss wird liebevoll in Behandlung genommen, so dass am Ende die Geleise wie zersägt erscheinen. Wasserdurchlässe an Bahnkörpern werden gesprengt mit Ladungen, die für ganze Kathedralen reichen würden. Vierzig, fünfzig Kilometer weit sind bei Nacht die Sprengtüten zu sehen, viele hundert Meter von den Sprengstellen entfernt sehen wir die Steinbrocken liegen, wenn wir andern tags vorüberkommen. So schön und gründlich und mit solchem Getöse zerstören zu dürfen, muss herrlich sein. Bei ruhiger Zeit gibt es dazu wenig Möglichkeiten. Die Kirchen und Kathedralen reichen für die enormen Ansprüche an diese Art von Lustbarkeit nicht aus. Hier nun ist es erlaubt und sogar Pflicht. Es soll zudem uns zum Schaden sein, behauptet man. Drei Wo-

chen nach den Sprengungen zwar laufen schon unsere Nachschubzüge auf solchen Schienenwegen, die uns beim ersten Besehen den Eindruck des Unwiederherstellbaren gemacht haben. Doch die Flucht musste ihr Vergnügen haben.

Zerstören ist nun einmal soviel schöner als Aufbauen. Das Aufbauen nach dem Zerstören hat man allzu häufig vergessen. Ein Regime, das der Freude am Zerstören Rechnung trägt, findet in Russland begeisterte Anhänger. Schaden zu verursachen ist viel schöner als zu arbeiten. [...] So ist dies im Osten. Und so haben wir neben jedem Weg unsere Richtungsweiser, wenn Häuser oder Getreideschober brennen.

## 6. FEINDE RINGSUM

6a) AGNES MIEGEL: *An Deutschlands Jugend*. Herbst 1939. In: Miegel: *Ostland. Gedichte*. Jena: Diederichs 1940. S. 48 f.

Jugend Deutschlands!

Singend voran den Völkern

Zogst Du in Deinen Tag, den Tag der Zukunft!

Herrlicher Frühling, uns aus Trümmern erblühter,

Du, in denen wir lieben, die für Euch starben, –

Deinen Sommer wollten wir sehn, Deines Herbstes

Goldenen Erntekranz, wir wollten Dich wissen

Tief in Frieden Leben und Arbeit vollendend Allen zum Beispiel.

Aber das Schicksal,

Unseres Volkes Lose von Anbeginn zeichnend

Mit der Rune des Kampfs, warf wieder die Stäbe

In dem ehernen Streithelm, –

da dröhnten die Strassen

Wieder vom Marschtritt der Heere, vom Rollen der Panzer,

Dröhnte der Himmel über den Erntefelder

Wieder von dem Hornissensang der Geschwader.

Unter dem Sprühn der Herbstgestirne liegen,

Unter der flammenden Fackel des roten Kriegssterns,

Bang und stumm, verhüllte Mütter, die Städte.

Von dem zerstampften Lande, jenseits der Grenze –

Dringt wie Seufzen das Grollen ferner Geschütze –

Tubaton, die Namen der Festen rufend,

Uns ins Herz gebrannt unauslöschlich,

nun wieder

Über die Welt hinhallend wie damals!  
Aber eines ward anders:

Nicht unsres Erzfeinds

Unbewegtes Antlitz, vom Blut der Zerquälten  
Überströmt, bis die Lüge hinweggewaschen,  
Bis das Grauensvolle, das Haupt der Vernichtung  
Auch der Versklavte erkennt, – nein, nicht dieses,  
Nicht die Phalanx des Hasses, von ihm befehligt,  
Nicht der Beraubten Leid und die Qual der Vertriebenen, –  
Aber dies:

wir stehen, wir Deutsche,

Volk das zu Volk fand, folgend dem Ruf des Führers,  
Stehen zum erstenmal, nicht Gatten und Brüder  
Nun allein, wir stehen, Frauen und Kinder,  
Wie im Kampf und stehen gefassten Herzens,  
Auf uns zu nehmen wie sie die Schrecken des Krieges:  
Feuer und Nacht und Not und grausames Sterben,  
Wie es das Schicksal bestimmt.

Doch es liebte noch, immer die Tapfern.

Und wir sehn Dich, Jugend, uns herrlich vorangehn!  
Wagend den frühen Kampf, – die einen im Felde,  
Knaben, gefallener Brüder Antlitz tragend,  
Junge Saat, gestreut in die Furchen der Erde,  
Die das Blut ihrer Väter getrunken und ewig  
Ruhm unsres Namens trägt, –

und die andern,

Mädchen und junge Knaben, daheim in der Heimat  
Kämpfend um ihr Bestehn.

6b) WILHELM VON SCHOLZ: *Der harte Wille*. In: Scholz: *Die Gedichte*. Gesamtausgabe 1944. Leipzig: List 1944. S. 318

Wir haben niemals den Krieg gewollt,  
haben dem Feind, der ihn brachte, gegrollt,  
freuten uns an Arbeit und Frieden.  
Aber das war uns nicht beschieden!  
Wir erlebten Kampf, Sieg, Rückzug, Sieg,  
Todgefahr – nun wollen wir Krieg!



Nun denken wir uns nur so noch das Leben:  
Todwunden empfangen, Todwunden geben!  
Jeden Atemzug vom Feinde erringen,  
jeden Augenblick kämpfen und Opfer bringen,  
bis einmal nach uns, nach Rückzug und Sieg  
Enkel sich freuen – wir wollen Krieg!

Wollen nicht aus dem wüsten Traum mehr erwachen,  
dass Menschen sich morden, Weltdonner krachen.  
Wir fürchten, das Schlachtfeld im Frieden zu sehn,  
auf dem so viele Todkreuze stehn.  
Gleichviel, welche Zukunft erst bringt den Sieg –  
Krieg ist unser Leben! Wir wollen den Krieg!

6c) GERD GAISER: *Wach geworden nun sind wir*. In: Gaiser: *Reiter am Himmel*. Gedichte.  
München: Langen/Müller 1941. S. 34 f.

Wach geworden nun sind wir, lange  
Schüttelnd das traumwirre Haar,  
Aus schweren Lidern  
Fort uns reibend den bleiernem Schlaf.  
Und da wir den Blick auf euch heften, kommt uns ein Lachen an,  
kein gutes, aber das fest ist, voll Todes, doch ohne Furcht.  
Nüchtern endlich schauen wir auf euch und siehe, wir kennen  
euch lange schon,  
Unsere ewigen Widersacher seid ihr in immer andrer Gestalt.  
Und wie ihr kämpft, auch das kennen wir seit Jahrtausenden,  
gar nichts Neues ist es uns,  
Frauen und Kinder vor euch ins Feuer zu treiben, hinter Geiseln  
anzugreifen, – wir kennen es:  
Als ihr Augsburg berannt habt,  
Tausend Jahre sind es,  
Habt ihr genau so getan.  
Ob ihr als Hunnen uns anfielt oder Mongolenflut,  
Als Türken oder Tataren,  
Oder hetzend uns unter den eigenen Sohlen angezischt,  
Wir kennen euch,  
Und auch das wissen wir: einen Krieg uns liefern,  
Einen Krieg von Männern, das könnt ihr nicht.  
So vor tausend Jahren geschah es, drunten am Lech,

Als Otto, unser Kaiser, der Sachse, den Fahnenschuh  
Stiess in die dörrende Erde  
Und euch stellte und mit langen Streichen euch niederwarf, –  
Mit erzenen Tritten traten seine Panzerreiter, abgessenen, euch aus.  
Viele bissen ins Gras der Unseren, wohl –  
Aber wo euch die Faust an der Kehle sitzt, seid ihr gänzlich hin,  
Wie Spuk und Schemen vergeht ihr: das ist uns gewiss,  
Wo ein Starker euch angeblickt.  
Als der Führer das unerbittliche  
Auge auf euch geheftet,  
Gewichen seid ihr den Blicken der Helden, schrittweis taumelnd,  
In Dämmer verlöschend, ins Nichtsein, in schale Vergessenheit.

## 7. EUROPÄISCHE SENDUNG

7a) HEINRICH ZILLICH: *Deutsches Volk und Buch in der Welt*. In: *Das Innere Reich*. Jg. 3. 1936. S. 1080 ff.

Damit sind wir zum andemmal an die Aufgabe gestossen, die dem deutschen Volke seit jeher übertragen war: für einen allgemeinen europäischen Wert zu stehen. Die grossen Ordnungsideen des deutschen Mittelalters, der nie abgebrochene Kampf gegen die Anarchie und Drohung des Ostens, die Erweckung der unbewussten weissen Völker im östlichen Europa für den europäischen Sinn – das sind die Wegsteine der vom deutschen Volke unter unsäglichen Mühen verwalteten und – wer darf es leugnen? – mitunter auch vergessenen Aufgabe. Die deutsche Tragik, die bei der Erfüllung der Aufgabe oft hervortritt, liegt darin, dass unser Volk politisch mehrmals dort versagte, wo es instinkthaft zu grossen Taten angesetzt hatte.

Wird dies erkannt, so muss zugleich festgestellt werden, dass sich die deutsche Wachtaufgabe gegen die Anarchie des Ostens fast in jedem Falle gegen stärkere Gegner richtete als sie Englands Vordringen im Bereich asiatischer, afrikanischer und indianischer Stämme vorfand. Was ferner bei England Herrschaft im klaren Wortsinne ist, wurde in der deutschen Ostgeschichte immer mehr Überzeugung und Erweckung von Bundesgenossen anderen Volkstums für Europa. Das deutsche Volk erweckte europäische Völker zu sich selbst und machte sie frei – auch von der deutschen Herrschaft –, es schuf Europa, das viel von seiner geistigen Fruchtbarkeit verlöre, wenn ihm die schöpferische Spannung verschiedenen bewussten Volkstums nicht eine ewige Kraftquelle böte. [...]

Der Sieg konnte nur dadurch gewonnen werden, dass das deutsche Volk den Rücken der europäischen Weltobererstaaten gegen den Osten deckte, den Osten verwandelte, seine Drohungen abwies, seine Werte einfiltrierte und der europäischen Kultur sinngemäss zuführte. Durch diese Leistung – die man dem deutschen Volk der Dichter, Denker, Erfinder und Soldaten auch sonstwo zuerkennt – ist es der Mithelfer dafür geworden, dass der weisse Mann und seine Lebenswerte entscheidend wurden für alle fünf Erdteile. [...] Auf all diesen Wegen werden wir erkennen, dass gesamtdeutsches Volksbewusstsein die Voraussetzung dafür ist, dass Wert und Bedeutung des deutschen Volkes als einer der mächtigsten Stützen der weissen Menschheit blühen. Mit dem Fall des deutschen Volkes wäre die Anarchie des Ostens – heute heisst sie Bolschewismus, einst hiess sie Tataren oder Türken, und morgen wird sie vielleicht anders heissen – siegreich auf dem ganzen Erdteil. Am gesamtvölkischen Bewusstsein des deutschen Volkes entscheidet sich also Europas Schicksal hier und in der Welt!

7b) GERHARD SCHUMANN: *Krieg – Bericht und Dichtung*. In: *Dichter und Krieger*. Weimarer Reden 1942. Hrsg. Rudolf Erckmann. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1943. S. 70 f.

Wir leben in einer Zeit, da die Adlerschwinge des Schicksals hörbar zu unseren Häupten rauschen, in einer Endzeit und Wendezeit, wie sie so vulkanisch vielleicht noch niemals den ganzen Erdball durchschütterte. Es geht ja nicht nur darum, diesem Abendland das nackte Leben zu erhalten, die geschichtliche Führungskultur Europas – und Europa heisst Hellas und Rom, Potsdam und Weimar, heisst Paris und Madrid und Helsingfors – vor der Wut der asiatischen Steppenhorde zu retten.

Es geht darum, die Seele, die Würde des Menschen überhaupt mit flammenden Waffen zu verteidigen gegen den satanischen Vernichtungstrieb einer seelenlosen dämonischen Macht, die gewillt ist, die Welt in ihrem Blut zu ertränken, den Sinn der bisherigen Geschichte auszulöschen und über den Trümmern der heiligen menschlichen Welt eine Weltherrschaft des Untermenschentums aufzurichten. Wir haben sie kennengelernt, diese satanische Macht, und in unserem Herzen ist das Grauen vor ihrem Zerstörungswerk ebenso stark wie der Wille zu ihrer Vernichtung.

Diesen Befreiungskampf für das Abendland, letztlich für die ganze menschliche Welt, für den Menschen, für Gottes Weltordnung selbst mitzuerleben,

ist bei aller Furchtbarkeit und Härte des Schicksals hohe Auszeichnung dieses ganzen Geschlechts, ihn mitzukämpfen jedes deutschen und europäischen Mannes höchste Ehre, ihn zu bewahren für alle Zeiten das heilige Amt des kampfbewährten Dichters.

7c) BÖRRIES FREIHERR VON MÜNCHHAUSEN in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*. 1934. Nr. 144

Stolzes, mächtiges Geistes-Erbe Deutschlands, Weltruhm des Vaterlandes, letzter, höchster Hort der geistigen Freiheit der Welt, – glaubt denn einer, das Heilige Dritte Reich würde das vertun, verschleudern, verspielen! Etwa weil im erschütternden Aufbruch der neuen Zeit beim Ansturm der Feinde von allerwärts Volker von Alzey die Fidel an den Haken hing und dann zum Schwerte griff? Oder weil unbekümmerte Soldaten des Umbruchs einmal derb danebenhauen im Urteil? Auf der Tenne der Welt ist wieder einmal das Korn geworfelt, – was liegt daran, ob beim Auskehren der Spreu auch eine Handvoll Körner verlorengeht, die heilige Ernte wird doch geborgen werden! Deutschland, das Herz der Völker, ist verschwenderisch wie alle echten Herzen, stürmisch und sieghaft jagt sein Puls – lasst es stürmen und brausen –, die Stunde kommt doch (und sie steht schon vor der Tür!), da auch die heute noch Feinde erkennen, dass dieser Kampf wie alle deutschen Kämpfe ein Kampf für die geistige Freiheit der Welt war! Die geistige Freiheit der Welt aber ist beschlossen in der deutschen Sendung: Hort des Schrifttums der Welt zu sein.

7d) HERMANN BURTE: *Die europäische Sendung der deutschen Dichtung*. In: *Die Dichtung im Kampf des Reiches*. Weimarer Reden 1940. 2. Aufl. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1943. S. 70 f.

Der Geist fährt vor der Tat einher wie der Morgenwind vor der Sonne! Der grosse Staatsmann der Deutschen ist, ehe er an das Werk tritt, eine Art Dichter und Denker, sein Geist macht sich klar, was in der Welt der Dinge werden soll! Es entsteht eine Prosa von eigener Wogung, marschmässigem Gang, mit Spannungen und Würfen von jener Haltung, die Nietzsche meinte, als er sagte: «Ich liebe den, der grosse Worte seiner Tat vorauswirft, denn er will seinen Untergang!» Aber seitdem der Geist Hitlers in Deutschland lebt, sucht man nicht mehr den tragischen, im letzten Kern süssen Untergang, sondern den harten, helltäglichen, ausdauernden Emporgang. Weder der Einzelne noch alle sollen untergehen! [...]

Alles ist in Deutschland möglich, nur nicht die Tragödie des Ganzen! Diese auszuschliessen, als den Fluch der Flüche, ist geradezu der Sinn des Seins und also der Sinn der Dichtung! Dichtung und Richtung sind eins! Die europäische Sendung der deutschen Dichtung ist eins mit der europäischen Sendung des Deutschen Reiches. Das Reich der Dichter liegt in der deutschen Welt, und in Weimar steht ihr Heiligtum!

Es ist ein neuer Mann gekommen, tief aus dem Volke, er hat neue Thesen angeschlagen und neue Tafeln aufgestellt, und er hat ein neues Volk geschaffen, aus derselben Tiefe emporgeholt, woher die grossen Gedichte stiegen: Von den Müttern her, von Blut und Boden her.

Die europäische Sendung der deutschen Dichtung ist in ihrem tiefsten Wesen, im Kern und Stern ihres Daseins eins und gleich mit der europäischen Sendung des deutschen Volkes und seines Führers.

## **IV. Der stilisierte Terror**

Was noch zu schildern übrigbleibt, ist gleichsam der Tragödie letzter Akt. Es ist eine Tragödie, die der Basler Germanist Walter Muschg in einem gleichnamigen Buche<sup>65</sup> kurz und bündig *Die Zerstörung der deutschen Literatur* betitelt hat. Inhalt dieses Aktes ist die Verselbständigung der radikalsten Elemente des Schrifttums der «Konservativen Revolution» und ihre Ausrichtung auf die Erfordernisse der NS Taktik. Dabei hatte der NS allerdings nur noch zu ernten, was bereits seit Langem gesät war; bruchlos gehen die «konservativ-revolutionären» Tendenzen in die unverhüllt nationalsozialistischen über. Gewisse Unterschiede zwischen diesen beiden Schichten sollen natürlich nicht geleugnet werden. Die «Konservative Revolution», zumeist auf kleine, wenn auch einflussreiche Zirkel beschränkt, setzte, freilich nicht immer, doch in vielen ihrer divergenten Manifestationen, ein aristokratisch-hierarchisches Weltbild voraus. Sie trat damit die Nachfolge der Neuromantik an. Unter dem Einfluss des NS wurde dieses Weltbild aber für den Gebrauch der breiten Masse umfunktioniert, und zwar dergestalt, dass diese sich nun insgesamt als «Elite», als *Herrenvolk* betrachten durfte. Die Ohnmacht im Innern wurde durch eine illusionäre Teilhabe an der Macht kompensiert. Das Machtdenken hatte von seinen Opfern selbst Besitz ergriffen, indem es ihnen – scheinbar – nicht mehr von oben entgegentrat: durch die Teilnahme an der Aggression nach aussen wurde die Identifikation mit den Machthabern möglich. Das Autoritäre war damit dem Totalitären gewichen, das im manipulierten *Volks willen* schon den Ansatz jeden Widerstandes, ja selbst jeder Abweichung erstickte. Was an «Schrifttum» auf diesem Boden wuchs, kann schwerlich noch als Literatur bezeichnet werden. Es diente allein der *Ausrichtung* der Massen, ihrer Einpeitschung in den Apparat, in dem sie als willenloses Werkzeug allzeit funktionsbereit auf ihren *Einsatz* zu warten hatten. Gab es in den bisher untersuchten Schichten gelegentlich noch etwas, was an Probleme erinnerte,

---

65 Walter Muschg: *Die Zerstörung der deutschen Literatur*. 3. erw. Aufl. Bern und München 1958.

so konnte sich dieses Schrifttum rühmen, von dergleichen aufweicherlichen Elementen frei zu sein. Auf Hitlers *Mein Kampf* hinweisend, sagte Hanns Johst:

«Wenn wir Deutschen mit der Faust auf ein Buch schlagen können, in dem schwarz auf weiss geschrieben steht, was unser Wille und was unser Glaube ist, dann sind wir gefährlich und unwiderstehlich.»<sup>66</sup>

Auch dem «schöngestigen» Schrifttum war aufgetragen, derlei «Werke» hervorzubringen. Sie sollten den Leser zum Gebrauch der Faust und des Revolvers animieren. Diesem Zweck entsprach die Verengung ihres Motivbestandes auf eine kleine Zahl immer wiederkehrender Bilder und Symbole, die indessen kompensiert wurde durch die Häufigkeit, mit der man sie verwendete.

«Sturm, Sturm, Sturm, Sturm, Sturm, Sturm!  
Läutet die Glocken von Turm zu Turm!» –

heisst es in einem Gedicht von Dietrich Eckart, dem schon 1923 gestorbenen Nazi-Autor, den die NS Literaturgeschichtsschreibung als den Ahnvater «ihres» Schrifttums betrachtete. Die «Brisanz des Wortes» (Johst) war nur der Ersatz für den mangelnden Gehalt dieses Schrifttums. Was Johst darunter verstand, ersehe man aus folgendem Text, der seinem Schauspiel *Schlageter* entnommen ist:

«Deutschland!  
Ein letztes Wort! Ein Wunsch! Befehl!  
Deutschland!!!  
Erwache! Entflamme!  
Entbrenne! Brenn ungeheuer!!»

Wo die Faust regiert und der Imperativ Sprache und Denken beherrscht, haben die Musen zu schweigen.

Auf die Elemente übrigens alle diese «Dichter», dass es nur so *brennt, flammt, donnert und stürmt*. In all dem haben wir ebenso Symbole der brachialen Gewalt wie in den *gereckten Händen* oder der *granitnen Stärke*, unter deren Zeichen das *Tausendjährige Reich* seine Herrschaft angetreten hatte. Natürlich darf in diesen Bildern auch das *Blut* ebensowenig fehlen wie der *Schrei*, das *Entsetzen* wie die *Auferstehung*. Den zerebralen Gewaltausbrüchen gesellen sich die unzähligen Marschlieder, in denen die

---

<sup>66</sup> *Die Neue Literatur*. Jg. 42. 1941. Heft 1.



noch unartikulierten Hassgefühle die ihnen zuge dachte Stossrichtung erhalten.

«Wir sind die Soldaten der braunen Armee,  
die Kolonnen der eisernen Zeit»,

sang selbst der Dichter Heinrich Lersch, und mit ihm sangen ähnliche Lieder die sehr viel unbegabteren Barden, die im Tross dieser Armee daherzogen. Die Gassen hallten wider von den Schaftstiefeln der braunen Scharen, dem Gedröhn ihrer Trommeln und Fanfaren und nicht zuletzt auch vom Nazi-Lied selbst. Der Marsch in den Untergang, der angetreten war, sollte durch die Suggestion eines Aufbruchs bemäntelt werden, der in der Geschichte ebenso einmalig war wie die Gestalt des von der *Vorsehung* bestimmten *Führers*. Das *Führer- und Gefolgschaftsmotiv* erscheint hier in neuer Gestalt. War der romantische Führergedanke immer noch pluralistisch gemeint, als ein allgemeines Prinzip von Führern und Gefolgsleuten, in der historischen Realisierung verschiedenen Ausprägungen und Ausdeutungen offen, so spitzte er sich nun auf den einen Erwählten, den *Führer* schlechthin zu, den Demiurgen, in dessen Hand das Schicksal und die Zukunft der Welt beschlossen läge. Was der romantische Geist als feudalen Bodensatz bewahrt hatte, wird im Hitler-Gedicht zur grotesken Farce. Fast keiner der gleichgeschalteten Dichter hat sich der an ihn gestellten Forderung entzogen, irgendwann einmal seinen Kotau vor dem *Führer* zu machen. *Dem Führer* hiess denn auch eine Anthologie von «Worten deutscher Dichter», die als *Tomisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht*<sup>67</sup> zu Hitlers 50. Geburtstag erschienen ist. Mit ihr hatte sich das, was damals für sich den Begriff «deutsche Literatur» usurpierte, sein Todesurteil gesprochen.

67 August Friedrich Velmede (Hrsg.): *Dem Führer. Worte deutscher Dichter*, o. 0.1941 (*Tomisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht*, Heft 37.)

## A. Furor Teutonicus

Im NS Kampflied scheint die bereits von Jünger beschworene *Elementarge-walt* auf ihre simpelste Formel gebracht – sie scheint es, denn was sich als elementare Kraft hier brüstet, kommt über den Gebrauch von dürftigen Clichés nicht hinaus. Die sprachlichen Mittel haben sich auf das politisch-operative Schlagwort reduziert, das in den Leser hineingehämmert wurde. Es sollte Kraft vortäuschen, wo in Wirklichkeit nur nackte Gewalt vorhanden war. Diese wurde freilich nicht von den Funktionären der Reichsschriftums-kammer als vielmehr von den SA-, SS- und Gestapoleuten ausgeübt, die über die handgreiflicheren Mittel verfügten. Unter Zuhilfenahme dieser Mittel konnte allerdings auch die *Brisanz des Wortes* ihre Wirksamkeit entfalten und jene Euphorie der Macht sich ausbreiten, in deren Zeichen sich Aufstieg und Fall des *Tausendjährigen Reiches* vollzogen. (Siehe auch I/C-2; III/B-9)

1. **Blitz, Donner und Sturm.** – Die Stärke, deren sich der NS rühmte, sollte durch die Anrufung der Naturgewalten unterstrichen werden. «Nun brause Sturm», heisst es in einem Gedicht von Blunck, in dem der «Boden zu deut-schem Frühling kreisst», «sich Menschen ballen» usw. (1a). «Die brüllenden Wolken», «den zornigen Donner» und «den silbernen Blitz» beschwört Hanns Johst, ebenso auch «das höllische Feuer», durch das hindurch das deutsche Volk «mit geballten Fäusten Himmelfahrt halten» soll (1b).

2. **Entbrenne, brenn ungeheuer!** – Kein Wunder, dass die Metaphern *Flamme, Feuer, Brand* tausendfach wiederkehren. In ihnen offenbart die Ge-walt sich ganz unverhüllt; alles muss untergehen, auf dass die neue Sonne (als *Morgenröte*) umso strahlender am deutschen Himmel emporsteige. Wie abgedroschen auch diese Bilder durch ihre stereotype Wiederholung waren, so konnten sie doch ihre Wirkung schwer verfehlen. Sie waren ebenso verlo-gen wie geschickt angebracht, indem sie die verdrängte Aggressivität der pauperisierten und desorientierten kleinbürgerlichen Massen aktivierten. An

Scheusslichkeit schwer zu übertreffen sind die makabren Vorstellungen, die sich für Gerhard Schumann an die NS *Erhebung* knüpften. Das Vokabular spricht für sich selbst; erwähnt seien in diesem Zusammenhang nur des Auf-  
ruhrs *Brände*, die letzte *Glut*, der *lichtoffene* Himmel, das *Glimmern* der letzten Hoffnung, die *Grelle* des *Notschreis*, der *Feuerschein* des Auserwählten, die in die Nacht getragene *Fackel*, das *Flammen* des Himmels und das *Wachsen* der *Sonne* (2a). Einen Stafettenlauf mit Fackeln, Gleichnis eines permanenten Vormarschs, besingt Anacker (2b), während Herbert Böhme sich in einer Blut-und-Boden-Story mehr an das *Licht* als an das *Feuer* hält, ohne indessen lichtere Gedanken zu entwickeln (2c)<sup>68</sup>.

**3. Gereckte Hände und granitne Stärke**, – Nicht menschlicher sind die Bilder, in denen die Kraft, statt in der Natur, sich im Menschen selber manifestiert. Es ist die Brachialgewalt, die in diesen Bildern beschworen wird. Anacker preist «der Faust granitne Stärke», der «geharnischten Kohorten dumpfes Schreiten» (3a). «Die Hände reckt ein wilderes Licht voran», dichtet Blunck. «Sei dein eigener Vogt», empfiehlt er dem deutschen Volke in einer «Mahnung», die denn auch nicht ungehört blieb (3b). Die Gewalt im Umgang mit geistigen Gütern theoretisch zu sanktionieren, sah unter den Dichtern vor allem Hanns Johst sich bemüssigt (3c). Als Präsident der Reichsschrifttumskammer hatte er darüber hinaus allerdings auch jede Möglichkeit, seine «Theorien» in die Praxis umzusetzen.

#### 1. BLITZ, DONNER UND STURM

la) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Nun brause Sturm!* In: Herbert Böhme (Hrsg.): *Rufe in das Reich. Die heldische Dichtung von Langemarck bis zur Gegenwart*. 4.-6. Tsd. Berlin: Verlag Junge Generation 1934. S. 100

Nun brause Sturm! Die alten Götter fallen,  
die neue Zeit wird reif, ein Hochgericht  
ist eingesetzt, und wo sich Menschen ballen,  
schreitet der Tod und sucht durchs Dämmerlicht.

---

<sup>68</sup> Der Kult des Feuers, allerdings als gebändigte Kraft, spielte schon beim Wandervogel eine Rolle. Vergl. hierzu: Harry Pross: *Vor und nach Hitler*. Olten und Freiburg 1962. S. 111 ff. – Auf die Bedeutung der *Sonnwendfeier* im Rahmen des braunen Kults kann hier nur hingewiesen werden.

Der Zage stürzt, von allen Türmen klagen  
die Glocken den Erbarmungsschrei ins Tal.  
Was Demut bracht', wir haben's lang ertragen,  
jetzt gilt die Tat und segnet uns zumal.

Nun brause Sturm! Der Freiheit Ungebärde  
steht trotzig gegen eine Welt von Not:  
Der Bauer rüstet, sattelt seine Pferde,  
die Stadt schlägt Waffen, Feuer brennt vom Schlot.

Harfe uns, Sturm, zu tausend Opfertoden,  
das Land gebiert sich neu aus dem, was fällt.  
Zu deutschem Frühling kreisst der alte Boden,  
aus junger Mütter Schoss die neue Welt.

1b) HANNS JOHST: *In der Stunde der Scham ...* In: Johst: *Rolandsruf*. München: Delphin-Verlag 1919. S. 7

In der Stunde der Scham,  
der Schande – mein Volk –  
will ich deiner Monstranz  
dienender Diener sein ...

Ich bekenne frohlockend:  
deiner Jahrhunderte Blut,  
deiner Wandlungen Wesen  
hat mich zum Jünger bestimmt!

In dem höllischen Feuer  
marternder Läuterung,  
mit den Skorpionen von Stunden  
tiefster Erniedrigung  
geissle die schwärenden Wunden!  
und leide ungeheuer!

Du mein gekreuzigtes Volk,  
schweige zum Spotte der Schächer!  
Siehe, die Berge stehn schwarz.  
Über den Bergen der Sprecher

sammelt die brüllenden Wolken,  
speichert den zornigen Donner,  
bündelt den silbernen Blitz.

Fühle, mein Volk, des Sturmes  
dunkle Verkündigung:  
Wahrlich, – du wirst mit geballten  
Fäusten Himmelfahrt halten!

## 2. «ENTBRENNE, BRENN UNGEHEUER!»

2a) GERHARD SCHUMANN: *Die Lieder vom Reich*. München: Langen/Müller 1935.  
S. 21 f.

### VI

In schwülem Mittag brütete das Land,  
Auf dem die Not, die graue Riesin, hockte.  
Das Blut rann schwer, des Lebens Pulsschlag stockte,  
Der Atem keuchte und die Arbeit stand.

Die Massen trugen dunkel das Geschick.  
Und fürchterlicher als des Aufruhrs Brände,  
Als rasende Verzweiflungstat – das Ende,  
Das dumpf verzichtend sprach aus müdem Blick.

Die letzte Glut vor dem Zusammenbruch!  
Der Himmel einen Augenblick lichtoffen!  
Aus tausend Fäusten reckte sich der Fluch!

Aus tausend Augen glomm das letzte Hoffen!  
Aus tausend Herzen brach der stumme Schrei:  
Den Führer! Knechte uns! Herr, mach uns frei!

### VII

Da kam die Nacht. Der Eine stand und rang.  
Und Blut entfloss den Augen, die im Schauen  
Erstarben vor dem fürchterlichen Grauen,  
Das aus den Talen zu dem Gipfel drang.

Notschrei fuhr auf und brach sich grell und bang.  
Verzweiflung griff mit letzter Hand ins Leere.  
Er aufgebäumt, erzitternd vor der Schwere. –  
Bis der Befehl ihn in die Kniee zwang.

Doch als er aufstund, fuhr der Feuerschein  
Des Auserwählten um sein Haupt. Und niedersteigend  
Trug er die Fackel in die Nacht hinein.

Die Millionen beugten sich ihm schweigend.  
Erlöst. Der Himmel flammte morgenbleich.  
Die Sonne wuchs. Und mit ihr wuchs das Reich.

2b) HEINRICH ANACKER: *Die Fackel geht von Hand zu Hand*. In: Will Vesper (Hrsg.): *Die Ernte der Gegenwart. Deutsche Lyrik von heute*. 3. Aufl. Ebenhausen bei München: Langewiesche-Brandt 1943. S. 374

Die Fackel geht von Hand zur Hand –  
Wenn einem sie der Tod entwand,  
nimmt sie der nächste wieder auf;  
der flammende Stafettenlauf geht weiter ...

Die Zeit rinnt schnell, und niemand frägt,  
wie lang die Fackel jeder trägt.  
Nur dass sie rein und leuchtend brennt,  
und dass in ihr ein Herz mitbrennt, ist wichtig.

So tragen denn auch ich und du  
die Fackel fernen Zielen zu  
ein kleines Stück. Mag hell sie lohn!  
Vor uns im Dunkel warten schon  
die andern!

2c) HERBERT BÖHME: *Der Kirchengang des Grosswendbauern*. Novellen. München: Eher 1936. S. 14 f.

Vom Kirchenchor bebten die Worte der Predigt wider und woben unsichtbare Kreise mystischer Dämmerung durch den morgendlichen Raum. Die

Steinfliesen verbreiteten Kühle, und trübe Dumpfheit fing sich in dem Gewölbe wie in einem Grab.

Da, plötzlich stach durch das blaublumige Fenster wie mit einem Schwerte von tausend Strahlen die Sonne und setzte die scharfe Spitze so jäh vor das Taufbecken, dass sie an den harten Steinfliesen zerbrechen und in blaubunten Flecken zersplittern musste.

Des Schwertes Schneide aber stand!

Schräg vor dem Gesicht des Grosswendbauern war es hereingebrochen, dass der nur so erschrak.

Die Betenden ringsher freuten sich, dass Gott ihre Andacht segnete, und der Herr Pfarrer flocht die Strahlen der Sonne in seine Predigt ein. [...] Licht ist wie leuchtende Jugend, der Urkraft Verschwendung, und blond ist sein Blick, und der Himmel ringsher ist blau, dass sich die Ewigkeit schier darin zu spiegeln vermag.

In seiner sieghaften Faust aber trägt das Licht noch ein Schwert, und das entscheide über fruchtbar sein und gerecht. Wo aber des Lichtes Schwert das Blut der Erde berührt, da strahlt es von Segen, und das Blut zeugt Blut, ewigen Lichtes voll.

### 3. GERECKTE HÄNDE UND GRANITNE STÄRKE

3a) HEINRICH ANACKER: «*Bekennnis zur Kraft*». In: *Anacker: Die Trommel. SA-Gedichte*. München: Eher 1932. S. 119

Und wieder Abend ... Feierliche Stille  
Im vollen Saal. . . Und Hitlers Stimme schallt.  
Vor aller Augen formt sein harter Wille  
Der deutschen Zukunft wuchtige Gestalt.

Kein Sinnen mehr und Auseinandergleiten  
In blassen Traum und weiche Schwärmerei –  
Geharnischter Kohorten dumpfes Schreiten,  
Erwachten Volkes heisser Kampfeschrei!

Was hilft's, wenn mit des Geistes hohem Fluge  
Sich nicht der Faust granitne Stärke paart?  
Wenn nicht ein Heer in grenzenlosem Zuge,  
Sich todeswillig um den Führer schart?

O lernt in eures Schicksals Sternen lesen:  
Der Kühne ist's, der neue Welten schafft!  
Sein Sturmruf dringt durch Moder und Verwesen –  
«Am Ende bleibt nur eins – die glühnde Kraft!»

3b) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Mahnung*. In: Wolfgang Stammler (Hrsg.): *Uns trägt ein Glaube. Verse aus der deutschen Revolution*. Breslau: Hirt 1934. S. 7

Mein Volk, vergiss,  
Was du Fluch gegen Fluch dir angetan;  
Die Hände reckt ein wilderes Licht voran,  
Fort das Gewesene, die Zeit zerriss!

Von allen Höhen hörst du's künden,  
Die Hügel lodern schon im Widerschein  
Brandender Wetter. Anfang sollst du sein,  
Befreiter Tor, den neuen Frühling zünden!

Werd einig, Volk, zerbrich dein Kreuz! Es naht  
Die grössre unter deinen Schöpferstunden;  
Die Fesseln springen klirrend von den Wunden,  
Sei, Volk, dein eigener Vogt, werd frei, zur Tat!

3c) HANNS JOHST: *Bücher im Kampf*. In: *Die Dichtung des kommenden Europa*. Weimarer Reden 1941. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1942. S. 14 f.

Adolf Hitler schrieb «Mein Kampf». In diesem seinem persönlichen Kampfe wurde aus These und Antithese die schöpferische Synthese eines neuen jungen völkischen Staates und seiner Eigengesetzlichkeit gewonnen. Nationales Selbstbewusstsein und nationales Erbe wurden mit sozialistischem Gemeinschaftsgefühl und völkischer Zukunft stolz, tapfer und gläubig vermählt. Der deutsche akademische Geist war diesem Ereignis gegenüber zunächst wenig aufnahmefähig. Er meinte aus einer Weltbürgerideologie heraus, er könne dieses populäre Buch seiner Bildung und seiner Bibliothek ohne allzugrosses Kopfzerbrechen einverleiben und es als Buch unter Büchern neben «Das Kapital» von Marx abstellen. Dass dieses eigensinnige und brennende Buch nun aber kämpferische Brisanz besass, dass dieses Buch Revolution bedeutete und Strasse auf und



Strasse ab mit Brachialgewalt den marxistischen Ungeist austrieb, das wollte den meisten braven Deutschen so gar nicht passen. Zunächst dröhnte aus den geringen Reihen der Getreuen dieses magischen Buches der Ruf «Deutschland erwache!» Und infolge dieses Kampfrufes wurde sich das Volk ständig mehr bewusst, dass es sich gewöhnt hatte, in Phrasen zu denken und in musealen Metaphern, in alttestamentarischen Gleichnissen zu leben. [...]

Das deutsche Volk bekannte sich nach einer von uns allen durchlebten Kampfzeit am 30. Januar 1933 zu diesem einmaligen Buche seines Führers. Form und Gestalt der deutschen Nation begannen sich nun nach dem Gesetz zu verwandeln, wie es dieses Buch und sein Schöpfer verheissen hatten.

Diese Verwandlung des deutschen Staates und diese Wandlung des deutschen Menschen riefen aber die übrige Welt auf den Plan; denn diese übrige Welt war dem Buche des Juden Marx hörig geblieben. [... ] Zwei Bücher, «Mein Kampf» und «Das Kapital», liegen also im Kriege. So hat das Motto: Buch und Schwert, das in diesen harten Tagen die deutsche Gesinnung zum Gedenken und Nachdenken über ihr innerstes Vermögen aufruft, einen tiefen, sittlichen Sinn. Der Deutsche und sein ewiges Deutschland siegten noch immer, wenn es nicht nur um Grenzpfähle oder Erbfolge ging, sondern um das Gewissen und die Gewissensfreiheit seiner eigensten Seelenseligkeit.

Wenn wir Deutschen mit der Faust auf ein Buch schlagen können, in dem schwarz auf weiss geschrieben steht, was unser Wille und was unser Glaube ist, dann sind wir gefährlich und unwiderstehlich. [...]

Erst dieser verlorene Weltkrieg erbrachte die grosse Einkehr und die schöpferische Unruhe, die aus Sorgen und Särgen den Glauben erwachen liess. Und dieser Glaube an das ewige Deutschland gewann Gestalt, und diese Gestalt hiess: Adolf Hitler, und sein Wille hiess: Mein Kampf!

So erwachte das ganze deutsche Land und gewann das Dritte Reich. Die Insignien dieses unseres jungen Reiches heissen nicht mehr Krone und Krummstab, sondern Buch und Schwert!

Unser Feind hält es mit Panzerwochen für den Bolschewismus. Wir stellen dem die Woche des Deutschen Buches gegenüber und entgegen.

Das Buch ist der Adelsappell an jeden Deutschen! Das Bekenntnis zum Buche, das ist der Adelsbrief des Dritten Reiches. Buch und Schwert gegen Gift und Galle!

## 8. «Die braunen Bataillone»

Es war eine Szenerie von opernhafem Gepräge, die 1933 einer tosenden Volksmasse dargeboten wurde und mit der man vor allem die begeisterungsfähige Jugend zu gewinnen hoffte. Das Stück, das man aufführte (und bei entsprechenden Gelegenheiten, z.B. den jährlich stattfindenden Parteitag, wiederholte), sollte allerdings nicht nur Akteure und Chargen kennen: Das Publikum musste mit in dieses Spiel hineingetrommelt werden. Es durfte nicht nur, Beifall klatschend, die Strassen säumen, sondern hatte mitzumarschieren, sollte der Anspruch einer *völkischen Erhebung* bei den noch Schwankenden Glauben finden. Zu den polizeilichen Zwangsmassnahmen, die der *Gleichschaltung* dienten, traten die psychologischen und propagandistischen Stimuli. Fanfarenstösse sollten die *neue Zeit* signalisieren und jedem deutlich vernehmbar machen. Trommelwirbel bestimmte den Takt, nach dem die Beine hochzureissen waren, möglichst automatisch, nach der Art des bedingten Reflexes. Der düstere Alltag war gleichsam durch einen Wald von Fahnen den Blicken der *Volksgenossen* entzogen. Altgermanische Runen, das Hakenkreuz und andere Symbole sollten der permanenten Festivität den Anstrich des Geheimnisvollen verleihen. Verdeckt von der bunten Kulisse, zeigte indessen – nur für die Scharfsichtigen erkennbar – die deutsche Wirklichkeit ihr wahres Antlitz in den Gestapokellern und Konzentrationslagern. Die kultischen Requisiten, Staffage einer bei allem festlichen Getue trostlosen Szenerie, sind auch aus dem Nazi-Schrifttum nicht hinwegzudenken. Vor allem das Lied, selbst kultisches Mittel, konnte der *Fahnen* und *Trommeln*, *Fanfaren* und *Standarten* als Gegenstände nicht entbehren, und sei es nur, weil es über andere Inhalte nicht verfügte. Die Mittel waren zum Zweck geworden, die Requisiten zum Fetisch, den zu verehren oberstes Gesetz und dem Treue zu schwören letzter Inhalt eines entleerten Daseins war. (Siehe auch III/B-9)

1. *Fahnenwald*. – Die Mitte des NS Zeremoniells bildet, wie Hans-Jochen

Gamm in seinem einsichtigen Buch *Der Braune Kult*<sup>69</sup> dartut, die *Fahne*, die – wehendes Zeichen des *Heils* – wie Feuer zum Himmel loderte. Nicht zufällig sind zwei Fahnen- und Marschlieder in den Rang kanonischer Kultlieder erhoben worden: das *Hitler-Jugend-Lied* Baldur v. Schirachs sowie das *Horst-Wessel-Lied*, von dem gar die erste Strophe der deutschen Nationalhymne angefügt wurde. In einem weniger bekannten Gedicht v. Schirachs, *An die Fahne*, wird der in ihrem Schatten sich ereignende Opfertod verklärt (1a). Die Häufung des Wortes *Fahne* in einem Lied von Hans Baumann erinnert an den obligaten Fahnenwald, der die offiziellen Aufmärsche umrahmte (1b). Das *Rauschen* der Banner und das *Wettern* der Fahnen beflügelt in einem Gedicht Gerhard Schumanns die «in den erznen Haufen» Marschierenden, die er als «des Führers Faust» apostrophiert (1c). Was alles durch die Fahne symbolisiert werden sollte, zeigt ein Prosatext von Herbert Böhme (1d). Nicht zuletzt war es das Blut, von dessen Farbe sie war. Doch galt sie nicht nur als ein Symbol desselben; sie schien von diesem gleichsam getränkt, Reliquie des vergossenen Blutes, gebenedeit und heilig, das Vergängliche überdauernd, das *Reich* verbürgend. In einem Gedicht von Ludwig Friedrich Barthel wird die «Schönheit des neuen Vaterlandes» gepriesen, das in den Tagen «des Heilrufs und der inbrünstigen Fahnen» erstet (1e). Was hier freilich auffällt, ist die Mahnung, es möge sich nicht nur um einen puren Gewaltakt handeln. Barthel gehörte, wie etwa auch Binding, zu denen, die von der *völkischen Erhebung* wohl anderes erhofften, als diese zu geben hatte. Ein tragischer Irrtum? – Nein, die politische Blindheit deutscher Dichter.

**2. Die dumpfe Trommel.** – Neben der *Fahne* war die *Trommel* ein wesentliches Requisit des Kults. Zwar wirkte sie nicht wie jene durch ihr blosses Dasein, sondern indem sie betätigt wurde. Die geläufige Vorstellung vom *Führer* als dem *Trommler*, der das deutsche Volk in Reih und Glied zwingt, weist schon darauf hin. Der Takt, der auf ihr getrommelt wurde, setzt sich im Kampflied fort. Dass man bei ihrem Gedröhn aufwachte, war eigentlich kein Wunder, vor allem, wenn es vom Tritt der Schaftstiefel begleitet war; trotzdem – oder gerade deswegen – gilt ein mit Vorliebe benutztes Motiv der Nazi-Dichtung dem Zusammenhang von deutschem *Erwachen* und dem *Herausgetrommelt-Nerden*. «Wir sind, vom Trommelschlag erwacht, des neuen Reiches Saat», heisst es bei Herbert Böhme (2a) und ähnlich in dem Gedicht *Trommler* von Ludwig Finckh (2b). *Schlagen*, *Trommeln* und *Hämmern* sind

<sup>69</sup> Hans-Jochen Gamm: *Der Braune Kult*. Hamburg 1962.

die bestimmenden Vokabeln in einem Gedicht von Blunck (2c). Heinrich Zerkaulen beschwört die *dumpe Trommel*, sie ist der Motor der Partei, Gehorsam heischend, Blut und Opfer fordernd (2d). *Bewegung*: sie war es, die durch den Trommelwirbel ausgelöst werden sollte. Dafür, dass sie in den richtigen Bahnen verlief, war vorgesorgt.

**3. Die Gassen hallen.** – Das kultische Ritual, zu dem Fahnen und Trommeln die gegenständlichen Requisiten bildeten, bestand vor allem aus den nicht enden wollenden Aufzügen und Aufmärschen. Es spielte sich auf der Strasse ab, wenn nicht – wie in Nürnberg – auf einem eigens dazu hergerichteten Festgelände. Der Bedarf an Marschliedern war unerschöpflich, und nicht minder gross war auch die Anzahl der «Dichtungen», die das Motiv des *Marschierens* zum hauptsächlichen oder einzigen Inhalt haben. «Die Gassen hallen von unseren Tritten», singt Blunck (3a). Eines der bekanntesten Marschlieder war Hans Baumanns berühmt-berüchtigtes *Es zittern die morschen Knochen* (3b). Gerhard Schumann besingt den Marsch vom 30. Januar 1933 (3c). Das «Lied im Schritt» ist das einzige, das Herybert Menzel dem Dichter zugesteht. Von nichts anderem als der namenlosen Armee habe der Dichter zu künden (3d).

#### 1. FAHNENWALD

1a) BALDUR VON SCHIRACH: *An die Fahne*. In: Schirach: *Die Fahne der Verfolgten*. Berlin: «Zeitgeschichte»-Verlag [1933]. S. 7

Du bist die Schönste aller, die uns wehten,  
Du bist die Kraft, die jeden Kämpfer wirbt,  
Du heiligst selbst den Sünder, der Dir stirbt,  
Du hohe Hand, mit der die Helden beten.

Inbrunst und Wille bist Du von uns allen.  
Wer für Dich fiel, zum Bild wird er in Dir.  
Du bist die Brücke zwischen dort und hier.  
Heil denen, die in Deinem Schatten fallen.

1b) HANS BAUMANN: *Wer zur Fahne rennt*. In: Baumann: *Horch auf Kamerad*. Potsdam: Voggenreiter 1936. S. 38

Wer zur Fahne rennt, wem die Fahne brennt,  
wer die Fahne kennt, wird zu Eisen.

Wer die Fahne reckt, dass sie Feinde schreckt  
bis sie ihn bedeckt, braucht kein Preisen.

Wer die Fahne führt, wen die Fahne kürt,  
wer die Fahne spürt, lernt das Schweigen.  
Sie fliegt hoch voran, wer ihr folgen kann,  
muss als ganzer Mann sich erzeigen.

Tausend hinter ihr, tausend neben mir,  
tausend, die mit ihr eins geworden.  
Jeder, der drum weiss: schliesst um sie den Kreis –  
unsres Vaterlands Sch wert erorden.

Wer zur Fahne schwört, wer ihr Rufen hört,  
kann durch Feindesschwert leicht verderben.  
Dennoch wirst du wehn, weil wir auferstehn  
und in unserm Volk niemals sterben.

lc) GERHARD SCHUMANN: *Lied der Kämpfer*. In: Th. Echtermeyer (Hrsg.): *Auswahl deutscher Gedichte*. Berlin: Weidmann 1943. S. 731

Als wir die Fahne durch das Grauen trugen –  
Wir fragten nicht und wussten kaum warum.  
Wir folgten, weil die Herzen herrisch schlugen,  
Durch Hohn und Hass, marschierten treu und stumm.

So sind wir drohend in den Sieg gezogen.  
Wir fragten nicht, wir dienten unserm Schwur.  
Die Banner rauschten, und die Lieder flogen –  
Wir ruhten nicht. Uns riss des Sternbilds Spur.

Auch als der schwarze Tag uns schier zerschmettert,  
Wir fragten nicht, wir brachen nicht ins Knie.  
Wir folgten dem, das aus der Fahne wettetert.  
Wir zogen stumm, wenn auch das Herz uns schrie.

Die Vielzuvielen sind versprengt, verlaufen,  
Vom Feuer blind, das über uns gebräust.  
Die heut marschieren in den erznen Haufen,  
Wir fragen nicht. Wir sind des Führers Faust.

Id) HERBERT BÖHME: *Weihe der Fahne*. In: Böhme: *Bekenntnisse eines jungen Deutschen*: München: Eher o. J. S. 5 f.

Die Fahne ist aus unserem Geist gemahnender Wille, aus unserer Sehnsucht aufgeworfenes Segel, mit unserem Blute ewig und geweiht, zum Lichte aufgeragt, vom Licht berührt, Symbol des Aufgangs und des Sieges; Fanfare für den Kampf, Signal zum Sturm, Segnung der Mutterschaft, und wo sich über uns Wolken heben, stehst du, erhabenes Schwert, fruchtbringendes Fanal, wahrst uns den starken Glauben an das Licht.

Was ist dein Tuch, kaum gleich dem Menschenleben, gewirkt von müder Hand vielleicht, getränkt von Farbe, die vergänglich dorrt.

Doch da in uns das Blut sich bahnt, aus Sippen Stamm, aus Stämmen Volk gebar und Menschen, ob sie je auch stürben, leben, weil dieses Volk sie als Lebendige wahrte, da wurdest du Gestalt, du wurdest Sinn, und in dich bannte deines Volkes Glut das Höchste, was es aus sich selbst erschuf, den Glauben an das Reich. [...]

In deinem Banne lodert unser Glaube. Du gibst des Gottes Antwort uns und Siegel, wenn sich das Licht in deinen Atem wirft.

Du sprichst in seiner Sprache des Gesetzes, und das Gesetz, das du uns gibst, heisst: Blut.

So pflanzen wir dich in die deutsche Erde, so brennen wir mit unsern heißen Händen dich in das Werk, das von ihm künden soll, dem ewigen Reich, das deines Glaubens ist, Gebenedeite, Gezeugte, du aus Licht und Blut und Erde, wie nichts zuvor.

le) LUDWIG FRIEDRICH BARTHEL: *Von der Schönheit des neuen Vaterlandes*. In: Barthel: *Dem inneren Vaterlande*. Tübingen: Wunderlich 1933. S. 69

In diesen Tagen aber des Heilrufs und der inbrünstigen Fahnen,  
da sich des Vaterlands eingedenk das Volk erhebt –  
horcht, wie es durch die Wände eurer Strassen die Trompeten gellen,  
wie es der Mund von Millionen in den brunnendunklen Himmel des

Frühlings schreit!

Die Scholle des Ackers zittert, weil das Inwendige geboren werden will  
in die Heiterkeit des Lichtes, und dem ausgesogenen Moos  
lacht der gelbe Huflattich breit die Kummernis vom Herzen –  
jetzt in diesen Tagen des Heilrufs und der inbrünstigen Fahnen,

des Frühlings und der übermächtigen Geburten,

jetzt betet, dass diese Verwandlung aus dem Geiste des Vaterlandes

vollbracht werde

und aus der aufrichtigen Freude aller Deutschen aneinander  
und dass der Wille des Volkes nicht Brot meine und Spiel und Gewalt,  
sondern die wunderbare Berührung mit dem Boden des Vaterlandes  
und die Strömung von Blut zu Blut,  
in die zuletzt auch der Unmut aller Ausgeschlossenen des Vaterlandes  
mündet. [...]

## 2. DIE «DUMPFE TROMMEL»

2a) HERBERT BÖHME: *Der Führer*. In: Hellmuth Langenbucher: *Deutsche Dichtung in Vergangenheit und Gegenwart*. Eine Einführung mit ausgewählten Textproben. 1937. S. 431

Eine Trommel geht in Deutschland um,  
Und der sie schlägt, der führt,  
Und die ihm folgen, folgen stumm,  
Sie sind von ihm gekürt.

Sie schwören ihm den Fahنشwur,  
Gefolgschaft und Gericht,  
Er trommelt ihres Schicksals Spur  
Mit ehernem Gesicht.

Und schritt er einstmals durch die Nacht  
Einsam den Weg voran,  
Ist heut das Morgenrot erwacht,  
Wir stürmen zu ihm an.

Wir sind, vom Trommelschlag erwacht,  
Des neuen Reiches Saat,  
Und, ausgeworfen auf das Land,  
Bei Gott, bald reif zur Tat.

Der Führer geht dem Lichte zu  
Mit angespannter Kraft,  
Von seinem Trommelwirbel, du,  
Volk, werde Leidenschaft.

2b) LUDWIG FINCKH: *Trommler*. In: Finckh: *Trommler durch die Welt*. Gedichte. Tübingen: Heine 1936. S. 7

Immer trommelt es sacht,  
Trommler in der Nacht,  
Rufer vor der Schlacht:  
Menschen – aufgewacht!

Rüttelt Mauer und Wand:  
Waffen in die Hand!  
Trommler durch das Land.  
Herzen – aufgebrannt!

[...]

Immer trommelt's mit Macht,  
Trommler Tag und Nacht,  
Rufer in die Schlacht:  
Menschen – aufgewacht.

2c) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Aufforderung*. In: Blunck: *Balladen und Gedichte*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1937. S. 216 f.

Jetzt, wo die Not uns tiefer brennt denn je,  
Schliess dich an mich, du Bruder mein im Weh,  
Fass meine Hand, du Schwester mein im Klagen,  
Fühlt ihr das Blut im Kreis? Es ist *ein* Schlagen!

Denn eitel Nichts ist unseres Volkes Stammeln,  
Wenn wir so einsam gehn. Ruft aus zum Sammeln,  
Lasst uns zu Trommeln unsre Willen giessen,  
Die dumpf den Weg hinschrein vor unsern Füssen.

Es steht in tiefster Not ein gleiches Los  
Ob allen Völkern, allen Augen bloss;  
Dass zwischen Schwanken, Hoffen und Verdämmern  
Jäh auf das Schicksal ruft, die Tat zu hämmern.



2d) HEINRICH ZERKAULEN: *Der Kaiserjäger*. In: Zerkaulen: *Die Brücke*. Eine Auswahl aus seinem Schaffen. Berlin: Die Heimbücherei 1942. S. 118

«Wir leben in einer Zeit», begann Johannes, «die geboren wurde im Schützengraben. Im Bunker. In den Kampf staff ein. Auf den Meeren der Welt. Damals, als diese Zeit sich gebar, da gab es nur Soldaten ohne Rangabzeichen und ohne Achselstücke. Soldaten waren wir: der Gefreite Kramer, der Obermaat Hansen, der Unteroffizier Fellmer. Drei nenne ich – aber Tausende meine ich. Neben diesen Soldaten gab es Rekruten, Nachschub aus der Heimat. Diejenigen, die heute Hans Rottenius heissen. Ob sie die Feuertaufe empfangen oder nicht, das ist von untergeordneter Bedeutung. Dass sie bereit waren und bereit sind, für Deutschland zu kämpfen, das allein beweist ihr Auserlesensein. Wir brauchen die Tuchfühlung im Geist. Wir brauchen alle, die brennenden Willens sind. Ob sie nun vom Schiffe ‚Gorm‘ kommen oder aus einer Feuilletonredaktion. Ob sie vierzig Jahre zählen oder zwanzig. Wir müssen wieder im Graben stehen, umgeschnallt, Handgranaten am Gurt. Nur, wir wollen nicht Franzosen und Engländer töten, sondern die Heimat leben machen! Wir wollen Deutschland zurückerobern, in das wir nach dem Kriege heimkehrten, ohne dass wir es fanden. Deutschland ist Etappe geworden. Wir formen es wieder um zur Front. – Bewegung, Partei, Verein?! Nennen Sie es, wie Sie wollen, Obermaat Hansen. Es genügt, dass Sie die Trommel hören! Dass Sie gehorchen! Wir zahlen mit jeglichem Opfer. Wir zahlen in bar. In Blut. Nur, wir wechseln nicht mehr. Es gibt bei uns keine Kleinmünze. Wir besitzen einen Menschen ganz, oder wir besitzen ihn nicht. Bewegung? Ich weiss nicht, ob das Bewegung heissen darf, was doch das Leben ist!»

Johannes ging wie unter einer Flamme.

### 3. «DIE GASSEN HALLEN»

3a) HANS FRIEDRICH BLUNCK: *Die Gassen hallen*. In: Blunck: *Balladen und Gedichte*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1937. S. 235

Die Gassen hallen  
Von unseren Schritten,  
In unsere Mitten  
Ein Stern fiel ein.  
Brand blieb in den Herzen,  
Licht auf den Stirnen;

Vom Meer zu den Firnen  
Leuchtet sein Schein.  
Gott, gib dem Führer  
Das Wort zum Richten,  
Volk neu zu pflichten,  
Schlag uns zu Frei'n!  
Gib ihm die Kraft,  
Gnad' seinem Glauben,  
Dass aus den Stauben  
Das Reich sich erhebe'.

3b) HANS BAUMANN: *Es zittern die morschen Knochen*. In: Baumann: *Horch auf Kamerad*. Potsdam: Voggenreiter 1936. S. 16

Es zittern die morschen Knochen  
der Welt vor dem roten Krieg.  
Wir haben den Schrecken gebrochen,  
für uns wars ein grosser Sieg.  
Wir werden weitermarschieren,  
wenn alles in Scherben fällt,  
denn heute gehört uns Deutschland  
und morgen die ganze Welt.

Und liegt vom Kampfe in Trümmern  
die ganze Welt zuhauf,  
das soll uns den Teufel kümmern,  
wir bauen sie wieder auf.  
Wir werden weitermarschieren ...  
Und mögen die Alten auch schelten,  
wir lassen sie toben und schrein,  
und stemmen sich gegen uns Welten,  
wir werden doch Sieger sein.  
Wir werden weitermarschieren ...

Sie wollen das Lied nicht begreifen,  
sie denken an Knechtschaft und Krieg –  
derweil unsre Äcker reifen.  
Du Fahne der Freiheit, flieg!  
Wir werden weitermarschieren,  
wenn alles in Scherben fällt;

die Freiheit stand auf in Deutschland  
und morgen gehört ihr die Welt.

3c) GERHARD SCHUMANN: *Der Marsch vom 30. Januar*. In: *Die deutsche Glocke. Volksbuch der deutschen Heimat*. Bd. 1, Bayreuth 1939. S. 60

Und immer wieder wird die Stunde klirren  
Vom Flammenmarsch durchs Brandenburger Tor,  
Da jedes Kämpfer-Herz dem Führer schwor:  
Wir werden niemals müd sein zu marschieren.  
Denn was wir sollen lebst du leuchtend vor.  
Und was wir können, was wir einstens wagen,  
Das ahnen wir, wenn unsre Blicke lagen  
In deinem, der sich so in uns verlor,  
Dass wir ihn zwingend noch im Herzen tragen,  
Wenn längst der Marsch an dir vorüberdröhnt,  
Entlang die grauen Strassen rufend tönt,  
Aus immer neuen Männern Takt zu schlagen.  
Dies ist das Reich und dem gilt unser Beten.  
Der Marsch geht weiter, den wir angetreten.

3d) HERYBERT MENZEL: *Nun schreib ein andrer Bücher noch und Dramen*. In: Paul-Gerhardt Dippel (Hrsg.): *Künder und Kämpfer. Die Dichter des neuen Deutschland*. München: Deutscher Volksverlag 1939. S. 129 f.

Nun schreib ein andrer Bücher noch und Dramen  
und denke krämerisch an Ruhm und Ruf;  
wir gehn in Uniform wie ohne Namen  
in der Armee, die sich der Trommler schuf.

Wenn wir noch singen, ist's ein Lied im Schritte,  
ein Vers, der rot wie unsre Fahne weht.  
Student, Prolet und wir im gleichen Tritte;  
wir kehrten heim zum Volk, das aufersteht.

Wir kehrten heim, zum Volk, zum Blut, zur Scholle,  
und so zum Kampf, zur Not und zur Gefahr.  
Zur letzten Heimkehr führt der glaubensvolle  
und trutzige Kreuzzug still uns zum Altar.

Aus Urkraft her kommt es zu neuen Bänden.  
Auf Bergen flammt das Feuer glüh und heiss.  
Der Dichter schwieg, nun aber darf er künden  
und für ein Zeugnis treten aus dem Kreis.

Wenn wir noch singen, ist's ein Lied im Schritte,  
ein Vers, der rot wie unsre Fahne weht.

## C. «Dem Führer!»

Mit dem Führergedicht rundet sich der Kreis. Es ist nicht die Domäne des NS Parteischrifttums allein; fast jeder der in diesem Buch vertretenen Autoren hat in dieser oder jener Art zu diesem «Genre» beigetragen. Auf die Bedeutung, die das Führer-Motiv für das autoritäre Denken hat, wurde bereits an anderer Stelle hingewiesen. Hier gilt es deshalb nur noch, jene abstrusen Ausformungen zu dokumentieren, in denen sich dieses Motiv auf die Verherrlichung Hitlers reduziert. Auf eine Kommentierung der einzelnen Texte verzichtet der Herausgeber; er ist versucht, mit Karl Kraus zu sagen: Zu ihnen fällt mir nichts ein. (Siehe auch I/D-1)

### 1. DER «EINE»

1a) WILL VESPER: *Dem Führer*. In: Vesper (Hrsg.): *Die Ernte der Gegenwart. Deutsche Lyrik von heute*. 3. Aufl. Ebenhausen bei München: Langewiesche-Brandt 1943. S. 377

So gelte denn wieder  
Urväter Sitte:  
Es steigt der Führer  
aus Volkes Mitte.

Sie kannten vor Zeiten  
nicht Krone noch Thron  
Es führte die Männer  
ihr tüchtigster Sohn,

die Freien der Freie!  
Nur eigene Tat  
gab ihm die Weihe,  
Und Gottes Gnad'!

So schuf ihm sein Wirken  
Würde und Stand.  
Der vor dem Heer herzog  
ward Herzog genannt.

Herzog des Reiches,  
wie wir es meinen,  
bist du schon lange  
im Herzen der Deinen.

1b) HEINRICH ZILLICH: *Den Deutschen von Gott gesandt...* In: August Friedrich Velmede (Hrsg.): *Dem Führer. Worte deutscher Dichter*, o.O. 1941. S. 24 (*Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht*. Heft 37)

[...]

Gütiges Auge, blau, und erzene Schwerthand,  
dunkle Stimme du und der Kinder treuester Vater,  
sieh, es stehen geschart über die Erdteile hin  
Weib und Mann in den Flammen der Seele  
heilig vereint, eine endlose Kette,  
aufbruchumrauscht vor dem Morgen,  
den deine Schultern allein  
aus den Klüften der Not über die Grate gehoben.

Hell in das Grosse hinein führt sie dein sicherer Schritt.  
Was je der alten Kaiser weltweites Auge erträumt,  
mächtiger war deine Tat, und in das Ährenmeer  
schreitet dein Volk der ewigen Säer und Schnitter  
kümerumschwirrt und Herren wie einst,  
da sie den Zeiten das Mass so wie heute bestimmten.  
Aber noch niemals ward solches Los  
goldner gewährt als jetzt,  
Führer der Deutschen, seitdem  
du sie geadelt!

1c) GERHARD SCHUMANN: *Die Lieder vom Reich*. München: Langen/Müller 1935. S. 46

Nun aber steht ein Haufe von Entschlossnen,  
Aus deren Blick der blanke Wille schiesst.

Sie träumen Nachts vom Blut, dem hingegossnen,  
Und von dem Führer, welcher einsam ist.

Dem Führer, der das dunkle Schicksal trägt,  
Und von dem Acker, der nach Männern schreit,  
Und von dem Strom, der an die Grenze schlägt,  
Und von dem Bruder, der die Schuld verzeiht.

Vor ihrem Blick steht das Geheime nicht.  
Ihr hartes Wort fällt schwer und wie aus Stahl.  
Aus ihren Schritten halt das Blutgericht.

In ihrer Seele tragen sie den Gral.  
Knechte des Führers, Hüter und Rächer zugleich.  
In ihnen brennt, mit ihnen wächst das Reich.

1d) LUDWIG FRIEDRICH BARTHEL: *Tannenberg. Ruf und Requiem*. Jena: Diederichs 1934, S. 24 f.

Euere Schwüre bleiben. Ihr habt geschworen:  
Deutschland! Ein Deutschland! Soldaten des Krieges! Soldaten,  
Die aus unrastigem Volk aufstanden, gewillt ein  
Schicksal zu haben, ein Kleid, einen Führer, Soldaten,  
Braune – so nüchtern sind Äcker – und schwarze – so nahe  
Wohnt Euch der Tod: Soldaten der grossen Erhebung,  
Einer befiehlt Euch von nun an, einem gehorcht Ihr,  
Aber dem Einen befiehlt mit der letzten Gewalt des  
Inneren Rufes das Vaterland. Hört Ihr die Toten,  
Hört Ihr sie immerzu schreiten, immerzu mit Euch,  
Dass Ihr gerecht seid wie Tote! Sie lachen – Ihr seht es  
Nicht – aus dem Glanz Eures Blickes. Sie trotzen – Ihr spürt es  
Nicht – in dem schmalen Kinn, das der Riemen emporhält.  
Was Ihr auch vorhabt, Soldaten der Wehr und des neuen  
Glaubens: aus ewigem Antrieb und, dass es wie Ewigkeit  
Makellos gross sei, so tut es! Uns hassen viele  
Völker des wogenden Erdreichs. In ihre Mitte  
Sind wir geworfen. Da rennen sie unablässig  
An und zerschellen, solange wir Wälle aus hartem  
Trotze der Männer und eins sind. In Spalten und Senken  
Fressen sie lechzend sich ein und zerbrechen nachstossend

Alle Dämme des Friedens. Nein, einer befiehlt von  
Nun an, Soldaten, einem gehorcht Ihr, aber  
Diesem Einen befiehlt mit der letzten Gewalt des  
Inneren Rufes das Vaterland. [...]

1e) HERMANN BURTE: 1940... In: August Friedrich Velmede (Hrsg.): *Dem Führer. Worte deutscher Dichter*, o. O. 1941. S. 8 (*Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht*. Heft 37)

Mein Volk, wenn aus dem Dunkeln  
Die schweren Jahre nah'n,  
So zeigt kein Sternenfunkeln  
Den Weg zum Frieden an.  
In deiner eigenen Seele,  
Im Grunde deiner Brust,  
Da wachsen die Befehle,  
Die du befolgen musst.

Nun gilt es, wie im alten  
In diesem neuen Jahr,  
Dir selber Treue halten  
Im Wesen, deutsch und wahr!  
Da braucht es helle Härte  
Und adlerklaren Mut:  
Es steht dem blanken Schwerte  
Der reine Wille gut.

Und was der Krieg an Schlägen  
Und Unheil bringen kann,  
Du stehst als Volk im Segen  
Durch deinen besten Mann!  
Die Feinde haben keinen  
So wissend wach wie ihn –  
Drum halte fest am Einen,  
Sonst fallen alle hin!

Dann, von Gefahr umwittert,  
Vom Höllentrug umbraust,  
Bleibst du doch unerschüttert  
Im Geist und in der Faust. –



Gross ist das Schicksal! Grösser,  
Wer sich dagegen stellt:  
Dem eignen Volk ein Löser  
Und Retter in der Welt!

2. «HEIL!»

2a) ERWIN GUIDO KOLBENHEYER: *Dank*. In: August Friedrich Velmede (Hrsg.): *Dem Führer. Worte deutscher Dichter* o. O. 1941. S. 6 (*Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht*. Heft 37)

Es lebt ein Dank, mein Führer, den die Jugend  
Dir nicht zu bringen weiss und Deiner Grossmut:  
Dank reifer Herzen, denen deutsches Schicksal  
Das eigne war in Spannung, Not und Sturz,  
Die wägen lernten, nicht nur gläubig nehmen.

Aus schwülem Frieden peitschte sie der Krieg,  
Und nach dem Opfer lagen sie gebunden  
Und wissen, was es heisst, wenn Sathheit quälend,  
Wenn Leiden schreiend, Schmach erstickend wird.  
Mehr als Geschenk ist ihnen Deine Tat.  
Denn Deine Tat rief den gelähmten Willen,  
Und der Geweckte, wissentlich geballt  
In klare Zucht, wuchs auf zur Lebensmacht,  
Macht, die für alle Zeit gebrochen schien,  
Nun aber selbsterlöst die Welt befreit.

Den so Erfahrenen wird Dein Leben Tat,  
In der ein Volk zu seinem Wesen findet,  
Sich seine Freiheit schafft in Deinem Willen,  
In Deiner Liebe, Deinem strengen Mut.  
Volk wird aus Dir, und Dein ist seine Kraft.  
Wer das erlebt hat, dankt in Dir dem Volk,  
Des Volkes Schicksal weiss er Dir verbunden,  
Da Deinem Leben er das Heil erwünscht,  
Wünscht Heil er dem, wofür er lebt: dem Volk.

2b) HANS CAROSSA: *Kein Künstler, kein Dichter unserer Tage soll es bedauern*. In: August Friedrich Velmede (Hrsg.): *Dem Führer. Worte deutscher Dichter*, o. O. 1941. S. 14  
(*Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht*. Heft 37)

Kein Künstler, kein Dichter unserer Tage soll es bedauern,  
dass er in eine harte, gewaltig bewegte,  
schnell sich verwandelnde Welt hineingewachsen ist;  
es wird auf ihn selber ankommen, ob sie das Unwandelbare  
in ihm kräftigen kann oder nicht.  
In Erdbebengebieten reift mancher gute Wein, und  
unterirdisch, nicht vielen erkennbar, muss ein Bezug wirken  
zwischen den erschütternden geschichtlichen Taten einer Epoche  
und den Hellgesichtern der Phantasie,  
die gleichzeitig in einsamen Seelen aufsteigen.

Ja, je tiefer eine menschliche Natur im Weltgrunde wurzelt,  
umso weniger wird sie die Umwälzungen  
ihres Zeitalters zu fürchten haben, im Gegenteil!  
Sie wird sich prüfen, wird zu wachsen versuchen an ihnen.  
Der Bildner, der mit den Dämonen der eigenen Seele ringt,  
um schliesslich, wenn ihm die Gnade hilft,  
das Licht aus dem Rachen der Schlange zu rauben,  
er ringt ja nicht für sich allein,  
und wenn ihm wirklich einmal ein Werk gelingt,  
so ist es ihm für viele gelungen.  
Jedem echten Gründer und Beweger fühlt er sich verbunden,  
und wenn er nun aus seiner kleinen Welt heraus  
bewundernd sieht, wie draussen auf dem grossen  
sonnenbeschiedenen Felde der Tat  
ein Mann von höchstem Mut und höchster Entschlusskraft  
um eine neue Form seines Volkes kämpft,  
so muss es ihn mit Stolz erfüllen,  
dass er auf seine stille Weise dem gleichen Volke dienen darf. Ermutigt kehrt  
er zu seinen Aufgaben zurück  
und wünscht jenem kühnen,  
das allgemeine Schicksal tragenden Kämpfer und Führer  
Heil und Glück.

2c) INA SEIDEL: *Lichtdom*. In: August Friedrich Velmede (Hrsg.): *Dem Führer. Worte deutscher Dichter*, o. O. 1941. S. 16 (*Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht*, Heft 37)

Der Lichtdom baut sich bläulich zu den Sternen  
und seine Pfeiler steh'n rings um das Reich.  
In ihren Grenzen gibt es keine Fernen,  
die Kuppel überwölbt uns alle gleich.  
Ihr sagt, es seien Vögel, die dort oben  
taumelnd durchkreisen das erhab'ne Rund?  
Mich aber dünkt's, als täten sich von droben  
Geheimnisvolle Zeugen schwebend kund.

Hier stehn wir alle einig um den Einen,  
und dieser Eine ist des Volkes Herz.  
Das Herz, das wie die Quelle unter Steinen  
standhielt dem tödlich starren Winterschmerz.  
Das aus der Erde schweren Ackerschweigen  
sich unermüdlich pochend aufgekämpft,  
und das kein Spuk und kein Dämonenreigen  
im Glüh'n und Glauben für den Sieg gekämpft.

[...]

In Gold und Scharlach, feierlich mit Schweigen,  
ziehn die Standarten vor dem Führer auf.  
Wer will das Haupt nicht überwältigt neigen?  
Wer hebt den Blick nicht voll Vertrauen auf?  
Ist dieser Dom, erbaut aus klarem Feuer,  
nicht mehr als eine Burg aus Stahl und Stein,  
und muss er nicht ein Heiligtum, uns teuer,  
ewigen Deutschtums neues Sinnbild sein?

In hoher Kuppelrundung wallt die Wolke  
bewegt von rätselhaftem Flügelschlag.  
Wer ist's, der vom vorausgegang'nen Volke  
sich zugesellt dem grossen deutschen Tag?  
Ach, zahllos sind sie mit uns angetreten,  
auf zu den Sternen staffelt sich der Chor,  
zu grüssen: Heil ihm – Und: Hilf ihm! zu beten –  
Die Unsichtbaren tragen es empor. –

2d) WILHELM VON SCHOLZ: *Deutsche Wünsche*. In: Scholz: *Die Gedichte*. Gesamtausg. Leipzig: List 1944. S. 316 f.

Zwei deutsche Wünsche weiss ich, die allein  
heute den Anspruch haben, da zu sein.  
Den ersten gibt der heilige Zorn uns ein: Zur Hölle  
des Weltenbrandes verbrecherische Schürer!

Den anderen fleht der Glaube, das Vertraun  
auf ihn, der Deutschland schützt, zu dem wir schau'n,  
das Herz voll Liebe, Volk, Männer und Frau'n: Das Heil  
Gesundheit, Sieg und Segen für den Führer!

2e) JOSEF WEINHEBER: *Dem Führer*. In: August Friedrich Velmede (Hrsg.): *Dem Führer. Worte deutscher Dichter*, o. O. 1941. S. 5 (*Tornisterschrift des Oberkommandos der Wehrmacht*. Heft 37)

Deutschlands Genius, Deutschlands Herz und Haupt,  
Ehre Deutschlands, ihm solang' geraubt.  
Macht des Schwerts, daran die Erde glaubt.

Fünzig Jahr und ein Werk aus Erz.  
Übergross, gewachsen an dem Schmerz.  
Hell und heilig, stürmend höhenwärts.

Retter, Löser, der die Macht bezwang,  
Ernte du auch, dulde Kranz und Sang:  
Ruh' in unsrer Liebe, lebe lang!

2f) HERMANN CLAUDIUS: *Deutscher Spruch*. In: Will Vesper (Hrsg.): *Die Ernte der Gegenwart. Deutsche Lyrik von heute*. 3. Aufl. Ebenhausen bei München: Langewiesche-Brandt 1943. S. 384

Herrgott  
steh dem Führer bei,  
dass sein Werk das deine sei,  
dass dein Werk das seine sei,  
Herrgott  
steh dem Führer bei!

Herrgott  
steh uns allen bei,  
dass sein Werk das unsre sei,  
unser Werk das seine sei.  
Herrgott steh uns allen bei!

[. ..]

2g) MIRKO JELUSICH: *Führer, dein Name!* In: *Völkischer Beobachter*. Wiener Ausgabe 12.  
3.39. Zit. nach: *Forum*. Wien, Mai 1960

Wir trugen Deinen Namen heimlich ein  
Bei eiligem, verstecktem Wortetauschen.  
Es war für uns wie herber, junger Wein,  
Der nur beflügelt, ohne zu berauschen.

Er war die Antwort, wenn der Zweifel kam  
Mit seinen hundert klugen, feigen Fragen;  
Er war der Antrieb, der, was schwach und lahm,  
Stets wieder vorwärts riss zu neuem Wagen.

Er war für unsere Wehren ein Fanal,  
Wenn sie verhohlen in den Wäldern übten,  
Er war der letzte Trost der Todesqual  
Und Zuversicht Geschlagenen und Betrübten.

Er war der Ruf zu klar erkannter Pflicht,  
Er war der Traum, den wir in Sehnsucht wiegten,  
Er war fünf Jahre Nacht das einz'ge Licht,  
Er war das Zeichen, unter dem wir siegten.

Nun hebt zu Deinem Gruss sich jede Hand,  
Und heller Jubel eint die frohen Massen,  
Die Fahnen stehen kerzensteil im Land,  
Es klingt Dein Name laut in allen Gassen.

Wir einst'gen Kämpfer aber sehn ringsum  
Aufjauchzen, bunte Last und Fahnenkerzen:  
Wir bleiben in dem bunten Jubel stumm;  
Wir tragen Deinen Namen in den Herzen.

2h) AGNES MIEGEL: *An den Führer*. In: Miegel: *Ostland*. Gedichte. Jena: Diederichs 1940. S. 5 f.

Nicht mit der Jugend  
überschäumendem Jubel erlebt ich das Wunder  
Deines Nahns.

Mit dem schweigend ehrfürchtigen Staunen  
leidgeprüften Herzens, geläutert im Opfer,  
das seiner Kindheit Welt  
in Krieg und Stürmen vergehn sah, –  
und das anders, tief und glühend ergriffen  
stumm Dich grüßte!

[...]

Übermächtig  
füllt mich demütiger Dank, dass ich dieses erlebe,  
Dir noch dienen kann, dienen den Deutschen  
mit der Gabe, die Gott mir verlieh!

[...]

Nicht der Jugend brausendes Übersäumen  
kann ich Dir geben!  
Doch ich liebe das Leben  
wie nur der es liebt, mit dem alle der Seinen  
fortgehn von Heimat und Volk. Heimkehrend zur Erde,  
draus sie stiegen.  
Doch dieses wäre  
höchste Erfüllung mir und Ehre den Ahnen:  
Heilige Fackel, nie mehr weitergereichte,  
Dir zu opfern!

21) HANNS JOHST: *Dem Führer*. In: Johst: *Maske und Gesicht. Reise eines Nationalsozialisten von Deutschland nach Deutschland*. München: Langen/Müller 1935. S. 208 f.

[...]

Ein erwachtes Volk schaut auf und schaut ein Gesicht.  
Es dient dem Gesetz und der Übermacht

Einer Liebe, die Deutschland, nur Deutschland heisst.  
Ein Lied lobsingt, ein Lied lobpreist,  
Die Arbeit zerbricht als drückende Fron,  
Die fröhliche Arbeit wird herrlicher Lohn.  
Und alle Hände, brüderlich gleich,  
Wirken am Dombau zum Dritten Reich!

Und aus der Tiefe steigt es empor,  
Und immer höher treibt es der Chor  
Dem Segen des Führers entgegen.  
Und Führer und Himmel sind ein Gesicht.  
Im Glockenstuhl schwingt das beseelte Erz,  
Erde und Himmel haben ein Herz,  
Das deutsche Herz dröhnt im jungen Licht!

Und Volk und Führer sind vermählt.  
Das Dritte Reich versteinet, gestählt,  
Steht festgefügt im Morgenglanz,  
Umbaut als köstlichste Monstranz  
Dein glücklichstes Lächeln, mein Führer!

### 3. «BRÜDER, WAS BLEIBT . . .»

3a) HEINRICH ANACKER: *Dem Führer!* In: *Die deutsche Glocke. Volksbuch der deutschen Heimat.* Bd. 1. Bayreuth 1939. S. 7

Es ragt dein Werk, so wie die Dome ragen!  
Gebaut für eine deutsche Ewigkeit,  
Wird es die Kunde dieser hohen Zeit  
Bis zu den Enkeln unsrer Enkel tragen.

In Qual Geknechtete hast du befreit;  
Aus starrem Fels den klaren Quell geschlagen.  
Schon raunt es über Grenzen wie von Sagen,  
Und wie Legende, die dich benedeit.

Uns aber, die du aus der Dumpfheit pochtest,  
Bis Herz um Herz nach deinem Willen schwang –  
Uns scheint als schönster Kranz, den du dir flochtest,

Dass dir des grösseren Reiches Bau gelang,  
Da du den dunklen Ungeist unterjochtest,  
Die deutsche Zwietracht, die noch Keiner zwang!

3b) WILHELM VON SCHOLZ: *Ehrene Tafel*. In: Scholz: *Die Gedichte*. Gesamtausgabe.  
Leipzig: List 1944. S. 300

Grabt in Erz das Wort  
Und erbt es fort:

Ist ein Jahrhundert  
Keinem vergangenen zu vergleichen  
Von unsres Volks Anbeginn an  
Ist tiefste Not sein Zeichen  
Dann frohlockt dann  
Schenkt das Schicksal Deutschland  
Den Mann  
Der führt  
Der des Volkes Zukunft im Herzen spürt  
Im Kopf, in der Hand  
Der Millionen Leben wie einen Schwertgriff umspannt

In ihm ist das Volk auf Tat vereidet  
Um ihn wird das Volk  
Von allen anderen Völkern der Erde beneidet

Grabt in Erz das Wort  
und erbt es fort:  
Ist solch ein Führer zum Volk gekommen  
Dann wird statt des Jahrwerks  
Das Jahrtausendwerk wieder aufgenommen.

3c) HEINRICH ANACKER: *Brüder, was bleibt...* In: *Das Schwarze Korps*. 14.8.1935. S. 9

Brüder, was bleibt von unserer Zeit?  
Runen, die leuchten in Ewigkeit!  
Unsere Leiber werden vergehen,  
Werden als Staub in die Winde wehen.



Unsere Lieder werden verklingen –  
Anders werden die Kommenden singen.  
Unsre Gebärden und unsere Worte  
Schluckt des Vergessens mächtige Pforte,  
Aber vom Rund mit den steinernen Stufen  
Werden die Chöre der Zukunft rufen.  
Und auf den Strassen, die wir bauten,  
Die erst die Enkel vollendet schauten,  
Werden in hundert und tausend Jahren  
Sausenden Schwungs die Wagen noch fahren.  
Unverwittert wirds dauern und bleiben,  
Und darüber, Beginn und Amen,  
Leuchtendste Rune: des Führers Namen!

## Exkurs über die Rechtfertigungsliteratur

(Aus dem Nachwort zur Erstausgabe)

Uns mit den heutigen Produkten der in diesem Buch zitierten Autoren zu beschäftigen, würde zu weit führen; die Gattung der Rechtfertigungsschriften sollte freilich nicht unerwähnt bleiben. Zu diesem Genre haben nicht nur die eigentlichen Nazi-Autoren beigetragen, sondern auch Schriftsteller, die sich nur vorübergehend oder bedingt mit dem NS eingelassen hatten. Es sind teils dreiste, teils unbeholfene Gebilde, von denen die Rede ist. Dreist vor allem sind die Schriften Grimms, die dieser nach 1945 verfasst hat. Der Autor, ein versponnener Eigenbrötler, ein altbackener und verschrobener Konservativer («Altbürger», wie er sich selber im Gegensatz zum liberalen «Stadtbürger» nannte), war seinerzeit der NSDAP nicht beigetreten, obwohl er Hitler als den Vorboden einer «physischen» und «psychischen Reformation» begriff. In *Warum – Woher – Aber wohin?* bricht er ihm postum eine Lanze; Grimm verteidigt in diesem Buche sogar die Nürnberger Gesetze und bewundert Hitlers «götterstrotzenden Mut und Willen», den deutschen «Nöten in letzter Stunde entgegenzutreten»<sup>70</sup>. Ja, er sieht in ihm «den schicksalbelasteten Träger der unaufhörlichen Wehen eines drängenden, aber immer wieder an der Geburt verhinderten Wandels des Menschenwesens»<sup>71</sup>. Eine solche emphatische Glorifizierung Hitlers ist in dieser Literaturgattung freilich die Ausnahme; die Regel ist das Abrücken vom NS post festum, das allerdings gerne vorverlegt wird, um den Anschein des geheimen Widerstandes zu erwecken. So bezeichnet sich Blunck im zweiten Band seines *Lebensberichtes, Unwegsamen Zeiten*, als «den Antifaschisten auf dem Sessel der Schrifttumskammer»<sup>72</sup>. Einen solchen Antifaschismus konnte man seinerzeit weder in Bluncks Handlungen noch in seinen Schriften entdecken. Zu den merkwürdigen Schriften dieser Gattung gehört auch Max Barthels Autobiographie *Kein Bedarf an Weltge-*

<sup>70</sup> Hans Grimm: *Warum – Woher – Aber wohin?* Lippoldsberg 1945. S. 8.

<sup>71</sup> ebenda. S. 133.

<sup>72</sup> Hans Friedrich Blunck: *Unwegsamen Zeiten*. Mannheim 1952 (*Lebensbericht*. Bd. 2) S. 289.

*schichte – Geschichte eines Lebens*<sup>73</sup>. Dieses Buch, mit dem der Verfasser den Nachweis seiner politischen Integrität erbringen will, zeichnet sich hinsichtlich eines pro-nazistischen Romans, den er 1933 veröffentlicht hat, durch ein verschämtes Schweigen aus.

Eine eingehendere Analyse erfordern die autobiographischen Schriften einiger Autoren, die man nur ungen in diesen Zusammenhang stellt. Wir meinen Gottfried Benn, Ernst Jünger und Hans Carossa. Jeder dieser drei Autoren hat auf seine Weise der Despotie seinen Tribut entrichtet, der eine, indem er im Augenblick der kritischen Entscheidung sich ihr nicht nur unterwarf, sondern ihr begeistert zustimmte, der zweite, indem er ihr schon Jahre vorher den Boden bereiten half, der dritte, indem er dazu beitrug, den unpolitischen Bildungsphilister zu beruhigen und der Despotie gefügig zu machen. Keiner von den dreien war Nazi. Aber auch keiner von ihnen hat die notwendige Abrechnung mit dem NS – und mit sich selbst – mit jener Konsequenz vollzogen, die man von ihm erwarten mochte.

Benn war ein geistreicher Essayist und ein bedeutender Dichter; in politicis war er ein Mann von erbarmungswürdiger Blindheit. Betrachten wir seine 1950 erschienene Schrift *Doppelleben*<sup>74</sup>, in der er seine «Fehlritte» von 1933 und 1934 zu erklären versucht. Dieser Versuch, in dem sich Benn auf die «Legalität» der «Machtübernahme» beruft, gehört – man kann es nur bedauern – zum Kläglichsten seiner Art. Wenige Dokumente der Nachkriegszeit drücken deutlicher das Versagen deutscher Intellektueller aus als dieses:

«[...] ich jedenfalls und viele andere mussten die neue Regierung als legal zur Exekutive gekommen betrachten, Gegenargumente lagen eigentlich gar nicht vor. Der vom Volk gewählte Reichspräsident hatte, offenbar nach schweren inneren Bedenken, die neue Regierung ernannt, sie war ihrer Zusammensetzung nach keineswegs totalitär, Zentrum und Konservative waren im Kabinett, der Reichstag bestand weiter, die Presse erschien, die Gewerkschaften waren noch im Gange. Ob der Reichspräsident ein kluger und weitsichtiger Mann war, oder ein unkluger und unweitsichtiger, wie man es heute behauptet, wurde damals nicht erörtert, es stand nirgends zur Diskussion. Also, es war eine legale Regierung am Ruder, ihrer Aufforderung zur Mitarbeit sich entgegenzustellen, lag zunächst keine Veranlassung vor<sup>75</sup>.»

---

<sup>73</sup> Max Barthel: *Kein Bedarf an Weltgeschichte. Geschichte eines Lebens*. Wiesbaden 1950. Vergl. hierzu Was ist ein nationalsozialistischer Roman? Zum Fall Graff/Barthel. Sondernummer der Zeitschr. *alternative*. Heft 36. 1964.

<sup>74</sup> Gottfried Benn: *Doppelleben*. Wiesbaden 1950.

<sup>75</sup> ebenda. S. 78 f.

Wohlgermerkt: Diese Erklärung stammt aus dem Jahre 1950, und der sie verfasste, hiess nicht Dwinger oder Burte oder Grimm. Sie ist nicht das Geistesprodukt eines als konservativ oder als obrigkeitstgläubig geltenden Mannes, sondern eines Dichters, der sich auf seine intellektuelle Radikalität, seine geistige Verantwortung, sein selbstkritisches Bemühen einiges zugute hielt. Sollten sein Unterscheidungsvermögen und seine Skepsis nicht nur 1933 gelitten haben, sondern unter dem Ansturm der Macht so sehr beschädigt worden sein, dass auch 1950 nur mehr Scherben davon übrig waren? Fast muss man es annehmen. Wie wären sonst nur als kindisch zu bezeichnende Urteile möglich wie jenes, dass es gegenüber der «legal zur Exekutive gekommenen» Regierung keine Argumente mehr gab, dass diese Regierung nicht totalitär war, dass die Klugheit oder Unklugheit des Reichspräsidenten seinerzeit nicht erörtert wurde und nirgends zur Diskussion stand, dass die Presse weiter bestand usf.? Gewiss, die Presse bestand weiter, aber sie war gleichgeschaltet; und Benn hatte seinerzeit diese Tatsache mit flammenden Worten gepriesen. Erörtert und diskutiert wurde sie freilich ebensowenig wie die Klugheit oder Unklugheit des Reichspräsidenten, jedenfalls nicht in der Öffentlichkeit; es wäre den Beteiligten nicht gut bekommen. Hatte Benn, dem doch schon 1934 oder 1935 das Erörtern und Diskutieren unmöglich gemacht wurde, der in der offiziellen SS-Zeitschrift *Das schwarze Korps* als «Ferkel», «widernatürliches Schwein», «warmer Bruder», «Judenjunge» titulierte wurde, in den Tagen der «Machtergreifung» wirklich gar nichts gemerkt? Die Gegenargumente, die nach Benn damals «eigentlich» nicht vorlagen, waren dennoch hörbar genug, um auch sein vom Rausch betäubtes Ohr und Him zu erreichen. Sie kamen von den inzwischen ins Exil gegangenen Schriftstellern, darunter solchen, die ihn bis dahin als einen der ihren wählten. Er hatte sie in seiner *Antwort an die literarische Emigration* 1933 auf perfide Weise geschmäht; ihre Gegenargumente zählten für ihn nicht. 1950 musste er immerhin zugeben, dass Klaus Mann, an den diese *Antwort* gerichtet war, «die Situation richtiger beurteilt, die Dinge genauer vorausgesehen» hatte als er<sup>76</sup>. Dieses Eingeständnis, wie auch die Wiedergabe des Briefwechsels in *Doppelleben*, mag zeigen, dass es Benn an subjektiver Ehrlichkeit nicht mangelte; gleichzeitig unterstreicht es die Brüchigkeit eines Rechtfertigungsversuches, dessen einziger Sinn doch nur darin bestehen konnte, sich selbst aus der Verantwortung für das eigene Tun zu entlassen. Dass er sich auf schnöde Weise «reinwaschen» wollte, wird man Benn nicht unterstellen wollen; man mag ihm glauben, dass er seine Haltung auch rückblickend für unausweichlich

---

76 ebenda. S. 83.

hielt. Dass er sich 1933 verrannte, mag man, wenn man unbedingt will, erklärlich finden; dass er auch 1950 für sein früheres Handeln noch keine Alternative sah, ist beschämend. Es ist die totale Bankrotterklärung des Geistes vor einer Macht, die ihn auch dann noch gefangenhielt, als sie selbst längst zerschlagen war.

Das Exempel zeigt, dass Nicht-Nazi-Sein und Anti-Nazi-Sein nicht dasselbe war. Der Nicht-Nazi konnte sich arrangieren; er konnte sogar vorübergehend den Demagogen zum Opfer fallen. Er konnte von ihnen angespielt werden und sich in ein Schneckenhaus oder ins Militär oder in die «innere Emigration» zurückziehen. Er konnte, je nach Temperament oder Kompromissbereitschaft oder beruflicher Ausweichmöglichkeit, leidlich weiterexistieren oder unleidlich dahinvegetieren. Der Anti-Nazi war für das KZ designiert, sofern er nicht das Exil vorzog. Dieser Unterschied ist auch heute noch relevant, nicht in dem Sinne freilich, dass wir ihn für unüberbrückbar hielten; selbst in der NS-Zeit war er nicht in jedem Falle eindeutig zu bestimmen, allein deshalb nicht, weil niemand als Anti-Nazi geboren wurde, das heisst, dass man auf diese oder jene Weise, aus diesem oder jenem Grunde erst dazu wurde. Nur die Juden wurden zwangsläufig zu solchen gemacht. Für alle anderen war es eine Sache des Geschmacks, der Erkenntnis, des Engagements. Heute geht es deshalb weniger darum, was einer war und was einer tat, sondern was einer ist und was einer tut, genauer: wie einer heute bzw. in der Nachkriegszeit die Dinge von damals sieht.

Auf dem Hintergrund dieser Fragestellung ist auch der Fall Jünger zu beurteilen.

Ernst Jünger hatte sich, im Gegensatz zu Benn, schon 1933 von den Nazis fernzuhalten versucht; er hatte dem *Völkischen Beobachter* seine Mitarbeit versagt und sich sogar geweigert, der umgebildeten Dichter-Akademie beizutreten. Ja, er hatte bereits 1927 ein Reichstagsmandat abgelehnt, das die Nationalsozialisten ihm angeboten hatten. Jünger hatte seine eigenen Vorstellungen von einem autoritären Staatswesen, von Nationalismus und von Militarismus. Von Hitler wollte er nichts wissen. Seine während der NS-Zeit erschienenen Bücher *Auf den Marmorclippen* sowie *Gärten und Strassen* offenbaren seinen Degout an dem Schmierenkommödiantentum der Nazis, an ihrer Gossenpolitik und unmenschlichen Kriegführung. Jünger wird deshalb in weiten Kreisen nicht nur zur «inneren Emigration» gezählt, sondern gar als Widerständler angesehen. War er das wirklich?

In der NS-Zeit, und selbst während des Krieges, erschienen nicht nur die Bücher, die Jüngers Ruf als Gegner des Nazi-Regimes begründeten, sondern auch Neuauflagen seiner früheren Schriften wie etwa *In Stahlgewittern* oder

*Die Totale Mobilmachung.* Ihr Erscheinen konnte von den Machthabern nur mit Genugtuung registriert werden. Jünger war während des Krieges als Hauptmann eingezogen worden. Nach zwei Frontjahren beschäftigte man ihn im deutschen Hauptquartier in Paris mit der Sichtung und Zusammenstellung von Akten; an den eigentlichen Kriegshandlungen hatte er fortan nicht mehr teilgenommen. Der mit dem *Pour le mérite* ausgezeichnete Soldat des Ersten Weltkrieges hatte sich in einen kühlen Beobachter des zweiten verwandelt. In der freien Zeit, die ihm in Paris reichlich verblieb, beschäftigte er sich mit Büchern und Studien; er erfreute sich des Verkehrs mit bedeutenden Geistern und schönen Frauen und lebte, jedenfalls für einen Soldaten in Kriegszeiten, in beträchtlichem Komfort. Über seine innere Haltung während des Krieges gibt Jünger selbst Auskunft. Sein Kriegstagebuch *Strahlungen*<sup>77</sup> ist 1949 erschienen; vor allem seine Pariser Zeit ist darin festgehalten. Die Aufzeichnungen sind also während des Krieges entstanden. Da ihr Verfasser sie nach dem Kriege herausbringen liess, muss angenommen werden, dass er sich auch 1949 noch zu ihnen bekannte. Man wird indessen *Strahlungen* eher zu den Rechtfertigungsschriften zählen müssen als zu einem Dokument des Widerstandes. Schon das Vorwort, in dem Jünger von der Warte des Erscheinungsjahres aus seinen geistigen Standort vor und während des Krieges zu präzisieren versucht, fordert geradezu auf, dies zu tun. Jüngers Haltung lässt sich im Wesentlichen auf vier Grundtendenzen zurückführen: auf seinen Ästhetizismus, sein Elite-Denken, seinen Neutralismus und seinen Geschichts-Fatalismus bzw. Schicksalsglauben. Es wäre nachzuprüfen, inwieweit Widerstand sich damit verbinden liess, und wenn überhaupt, dann: welche Art von Widerstand. Schon Jüngers merkwürdiger Ästhetizismus, erprobt in sprachlich ausgefeilten Schilderungen der Stadt Paris, versagt, wo es um Menschenleben geht. Da lesen wir etwa:

«Alarme, Überfliegungen. Vom hohen Dache des Raphael sah ich zweimal in der Richtung von St. Germain gewaltige Sprengwolken aufsteigen, während Geschwader in grosser Höhe davonflogen. Es handelt sich um Angriffe auf die Flussbrücken. Die Art und Aufeinanderfolge der gegen den Nachschub gerichteten Massnahmen deutet auf einen feinen Kopf. Beim zweiten Mal, bei Sonnenuntergange, hielt ich ein Glas Burgunder, in dem Erdbeeren schwammen, in der Hand. Die Stadt mit ihren roten Türmen und Kuppeln lag in gewaltiger Schönheit, gleich einem Blütenkelch, der zu tödlicher Befruchtung überflogen wird<sup>78</sup>.»

Dergleichen ist nicht nur geschmacklos; es ist unmenschlich. Und es ist kein

<sup>77</sup> Ernst Jünger: *Strahlungen*. Tübingen 1949.

<sup>78</sup> ebenda. S. 522.

Zufall: diese Art Ästhetizismus ist das Privileg derer, die sich über dem Gemimmel wähnen, die persönlich, jedenfalls im Kern ihres Wesens, nicht betroffen sind, in diesem Fall das Privileg eines Mannes, über den der Oberbefehlshaber von Paris seine schützende Hand hielt. Es war ein, wenn auch prekärer, Schutz, dessen Jünger in der Tat bedurfte; man beargwöhnte ihn. Umso sonderbarer ist es, dass Jünger für diejenigen, die nicht unter diesem Schutz standen, nicht nur kein Verständnis hatte, sondern ihnen eine tiefe Verachtung entgegenbrachte. «Nachmittags trat Dr. Göpel ein, der auf dem Wege von Amsterdam nach Dresden war. Er erzählte, dass Dieu la Rochelle sich in Paris erschoss. Es scheint ein Gesetz zu geben, nach dem gerade jene, die aus edlen Gründen die Freundschaft zwischen den Völkern fördern wollen, fallen müssen, während die niederen Geschäftemacher davonkommen. Auch Montherlant soll verfolgt werden. Er war noch in der Meinung befangen, dass ritterliche Freundschaft möglich wäre, und wird nun von den Stiefelputzern des Besseren belehrt<sup>79</sup>.»

Dieser Satz ist entlarvend; er zeugt von einer politischen Blindheit, die geradezu grotesk ist. Diejenigen, die Jünger hier in Schutz nimmt, waren Leute, die von den Franzosen der Kollaboration bezichtigt waren; die, die er die «Stiefelputzer» nennt, Männer der Résistance. Es steht hier nicht zur Debatte, ob die Beschuldigungen zu Recht erhoben wurden oder nicht; ein, wenn auch beurlaubter, Besatzungsoffizier, der vor Wochen noch Uniform und Abzeichen der Wehrmacht getragen hatte, war der Letzte, darüber zu befinden, vor allem, wenn er Ernst Jünger hiess und sich selber als Gegner der Despotie betrachtete. Er hätte wissen müssen, von wem er sprach; er hätte wissen müssen, an wen er Lob und Tadel austeilte. Die Stelle ist noch in anderer Hinsicht interessant. Es ist hier von Rittertum die Rede und von Stiefelknechten. Letztere, der Pöbel, beherrschten für ihn auf beiden Seiten das Feld: der Krieg war für Jünger nichts als eine Auseinandersetzung zwischen dem deutschen und dem französischen Pöbel. «Ritterliche Freundschaft», über die Fronten hinweg, war alles, was er dem entgegensetzen hatte, wobei er das, was «ritterlich» war, selbst bestimmte. Die Männer des Maquis waren es jedenfalls nicht. Bezeichnend für dieses Tagebuch ist denn auch sein merkwürdiger «Neutralismus». Nichts in ihm, wie übrigens auch in seiner «Friedensschrift», deutet darauf hin, dass der Krieg eine von Hitler angezettelte Untat war, dass die Deutschen es waren, die ihn vom Zaune gebrochen hatten; er widerfuhr ihnen wie allen am Krieg Beteiligten.

Wie pathetisch die Jüngerschen Romantizismen («Ritterlichkeit», «Waffen-

---

79 ebenda. S. 556.

ehre», «altgermanischer Anstand») auch vorgetragen sein mögen, sie können die stupende Amoralität nicht überdecken, die Jüngers Einstellung kennzeichnet. Die angesichts des Schreckens zur Schau getragene Kälte hat etwas Unheimliches. Unheimlicher noch ist der absolute Mangel an Einsicht in die eigene Mitverantwortung, das Fehlen jeder kritischen Auseinandersetzung mit sich selbst, die einem Mann wohl angestanden hätte, der wie wenige seinesgleichen einmal dazu beigetragen hatte, dem Faschismus in Deutschland das Feld zu bereiten. Jünger hatte 1927 nicht nur das ihm von den Nationalsozialisten angebotene Reichstagsmandat abgelehnt; es konnte ihm eben auch angeboten werden. So hautnah muss er wohl damals den Nazis gewesen sein. Jünger verleugnet seine früheren Ansichten nicht; das macht ihm Ehre. Indessen stilisiert er das von ihm Gedachte und Geschriebene in objektiven Geist um, für den er die persönliche Autorschaft ablehnt. Die Gleichsetzung des Geistes mit einem Seismographen<sup>80</sup> mag bestechend sein, aber nur für diejenigen, die gleich Jünger den Kopf aus einer Schlinge ziehen wollen, die sie sich selbst geknüpft haben. «Der Mensch», schreibt Peter de Mendelssohn in seinem Buch *Der Geist in der Despotie*, dem wohl mit Abstand Einsichtigsten, was je über Jüngers Haltung gegenüber dem Dritten Reich geschrieben worden ist, «hat das Recht, seine Meinung zu ändern. [...] Was man nicht muss: sich nachher einreden lassen, es sei gar nicht die eigene Meinung gewesen, sondern die anderer Leute, die man nur für sie ausgesprochen habe, da die ungebildeten Tröpfe sich nicht auszudrücken verstanden hätten, und die Meinungen seien doch recht interessant gewesen. Was man nicht muss: sich nachher einreden lassen, dem allem liege ein Plan, ein Gesetz zugrunde, es sei nicht anders gegangen. Was man nicht muss: blind die Formel akzeptieren. Man darf sie zumindest nachrechnen<sup>81</sup>.» Auch die subtilsten Sprachfiguren können zu leeren Ausflüchten herabsinken, und sie tun es hier auf eine Weise, die Erbarmen fordert – nicht mit dem Mann Jünger, sondern mit dem objektiven Geist, der so auf den Hund gekommen ist. Distanz und Objektivität sind notwendige Voraussetzungen zur Erforschung der Wahrheit. Sie werden zu einer hohlen Gebärde, wenn man sie nicht an sich selbst erprobt.

Der Essay Mendelssohns über Jünger führt den Titel *Über die Linie des geringsten Widerstandes*. Er bringt das Problem auf den ihm zugehörigen Nenner. Über das Mass des Widerstandes und den Mut, den man für ihn auf-

<sup>80</sup> ebenda. S. 9.

<sup>81</sup> Peter de Mendelssohn: *Der Geist in der Despotie. Versuche über die moralischen Möglichkeiten des Intellektuellen in der totalitären Gesellschaft*. Berlin-Grunewald 1953. S. 229 f. Mendelssohn setzt sich in diesem Buche nicht nur mit Jünger, sondern auch mit Benn auseinander. Unsere Ausführungen lehnen sich eng an die Argumentation Mendelssohns an.



bringt, lässt sich freilich nicht streiten, und Mendelssohn läge dergleichen auch völlig fern. Nicht die Quantität des Widerstandes, sondern seine Qualität ist es, von der hier gehandelt wird. Es ist der «Widerstand» eines Mannes, der aus der bedenklichen Nähe zu den Despoten, in der er seine besten Jahre verbrachte, nie wirklich herausgekommen ist.

Wesentlich anders als bei dem politischen Schriftsteller Jünger, indessen nicht weniger seltsam, sehen die Rechtfertigungsversuche bei dem unpolitischen Dichter Carossa aus. Carossa war kein Nazi, er hat sich auch niemals freiwillig in die politische Nähe der Nazis begeben. Er hat sich bloss einmal eine Art Führergedicht abringen lassen und ist, wie er behauptet und wie wir ihm gerne glauben, gegen seinen Willen zum Präsidenten einer «europäischen» Schriftstellervereinigung von Goebbels' Gnaden gemacht worden. Und dennoch: wie unqualifiziert ist das, was er in seinem Buch *Ungleiche Welten* als politische Urteile drucken lässt! Die folgenden Exempel sprechen für sich selbst.

Über seine bereits erwähnten Glückwünsche zu Hitlers 50. Geburtstag schreibt er:

«Zu Beginn des Jahres 1939 empfang ich zwei amtliche Briefe, die beide einen Glückwunsch zu Hitlers Geburtstag verlangten. Dergleichen Huldigungen wurden damals wie Steuern eingetrieben. [...] Eine blosse Gratulation wurde leider von vornherein als ungenügend bezeichnet; sie sollte mit einem klaren Bekenntnis zum Führer verbunden sein. [...] Ich stellte aus einigen meiner Bücher Zitate von allgemeiner Gültigkeit zusammen und ergänzte sie durch den Schluss, der Dichter, der Künstler habe im Bereich seiner Arbeit den eigenen schmalen abseitigen Weg mit der gleichen Entschiedenheit zu gehen wie draussen auf dem Kampfplatz irdischer Gewalten der Mann der Tat den seinigen. Dieser Glückwunsch für Hitler war zu einer Zeit geschrieben, wo man die Hoffnung, ihn jemals loszuwerden, hatte aufgeben müssen. Wer ihn richtig las, musste in ihm eine höflich-mittelbare Beschwörung des Mannes erkennen, von dessen Entschlüssen nun einmal unsere Zukunft abhing. Und so war auch der Segenswunsch am Schluss durchaus ernst gemeint, da er doch der Gesamtheit unseres Volkes galt<sup>82</sup>.»

An anderer Stelle des Buches kommt Carossa auf die Ausrottung der Juden durch Hitler zu sprechen; er entwickelt dabei eine makabre Theorie:

«Er hat Millionen Juden, Erwachsene und Kinder, töten lassen und dadurch erreicht, dass alle guten Menschen der ganzen Erde sich in grenzenlosem

---

82 Hans Carossa: *Ungleiche Welten*. Wiesbaden 1951. S. 72 f.

Mitgefühl dem Judentum zuwandten. Ohne sein Wüten gäbe es vielleicht noch keinen Staat Israel.

Wenn das jüdische Volk den grossen Sinn der Stunde erkennt, wenn es durch Verzicht auf Rache der Welt ein Beispiel überlegener Weisheit gibt, so wird ihm die Zukunft einen unverwelklichen Palmzweig reichen<sup>83</sup>.» Den Emigrantenschriftstellern klopft Carossa wohlwollend auf die Schulter:

«Wir konnten es den deutschen Schriftstellern, die sich draussen im Exil behelfen mussten, nicht verargen, wenn sie allem, was herinnen veröffentlicht wurde, mit grossem Misstrauen begegneten. Diese Menschen hatten mit der Heimat auch ihr Seelengleichgewicht verloren; wir durften keine wohlwollend abwägenden Urteile von ihnen verlangen<sup>84</sup>.»

Carossas Grundhaltung im Dritten Reich mag schliesslich folgende Stelle verdeutlichen:

«Wir glaubten nach jeder neuen Gewalttat, nun sei das Höchstmass der Brutalität erreicht, nun müssten Besinnung, Lockerung, Milderung eintreten. Ein Glück für uns, dass wir noch nicht ganz erkannten, welch dichtes Netz von Unredlichkeit und Bosheit über das Land geworfen war; wie wäre es sonst möglich gewesen, immer noch mit Mut und Lust dem eigenen Tagwerk nachzugehen<sup>85</sup>?»

Das eigene Seelenheil zu retten, indem man den Kopf in den Sand steckt: gibt es eine trostlosere Verzichtserklärung des Geistes als dieses Rezept? Die «Naivität», die Carossa hier an den Tag legt – wie nimmt sie sich aus angesichts einer Welt, in der bereits die gepflegte «Harmlosigkeit» zur ungewollten Mittäterschaft wird<sup>86</sup>?

Man muss sich fragen, ob das Interesse des deutschen Publikums für diese Autoren nicht – bei all ihrer Gegensätzlichkeit – auch in den ihnen gemeinsamen Schwächen begründet ist. Eine bestimmte Schicht des intellektuellen Nachkriegs-Deutschland mag sich in ihnen wiedererkannt haben; wer der gleichen Haltung verfiel, erteilte sich die Absolution, deren man bedurfte, um das angeschlagene Gewissen heil über die Runden zu bringen. Bestrebungen

---

83 ebenda. S. 31.

84 ebenda. S. 80 f.

85 ebenda. S. 43.

86 Von zeit- und literaturgeschichtlichem Interesse sind noch die folgenden Rechtfertigungsschriften: Ernst v.

Salomon: *Der Fragebogen*. Hamburg 1951.

Arnolt Bronnen: ... *gibt zu Protokoll*. Hamburg 1954.

Autobiographien, und autobiographische Romane, die den Charakter von Rechtfertigungsschriften haben, gibt es ausserdem von: E. G. Kolbenheyer, F. Griese, B. Brehm, I. Seidel u.a.

Vergl. in diesem Zusammenhang auch den Sammelband *War ich ein Nazi?* mit Beiträgen von Hans Egon Holthusen, Hans Hellmut Kirst, Rudolf Krämer-Badoni, Alexander Lemet-Holenia, Jens Rehn, Wolfgang Weyrauch [u.a.]. Mit einer Anleitung für den Leser von Ludwig Marcuse. München-Bern-Wien 1968.

dieser Art gehören auch auf anderen Gebieten zu den fragwürdigsten Erscheinungen, mit denen uns die bundesdeutsche Wirklichkeit konfrontiert. Sie sind, versteht sich, nicht allein an Texten nachzu weisen, die sich mit Vergangenem beschäftigen. Die Spuren des kompromittierten Denkens begegnen uns auf Schritt und Tritt, wie sehr sie sich auch jeweils mit Gegenwärtigem vermischt und sich in dieses integriert haben mögen. Marcel Reich-Ranicki hat uns mit seinem ausgezeichneten Versuch über Gaiser<sup>87</sup> den Sinn für manches geschärft, was nicht nur im Werk dieses Autors – der übrigens weder zu den Schlechten noch den schlechthin Verstockten zählt – faul ist. Der Fall Gaiser ist gerade deshalb interessant; seine Analyse sollte Schule machen. Man würde dabei manches zutage fördern, was unter der neudeutschen Oberfläche an völkischem Plunder vergraben ist. Damit rühren wir allerdings an Fragen, die einer gesonderten Untersuchung bedürften.

---

87 Marcel Reich-Ranicki: *Der Fall Gaiser*. In: *Der Monat*. Nr. 180. September 1963. S. 68 ff.

## Kurzbiographien\*

(Register zu den zitierten Texten)

**AL VERDES, PAUL**, Erzähler, Lyriker und Dramatiker, wurde am 6.5.1897 in Strassburg geboren. Sein Vater war Offizier. A. verlebte seine Kindheit in Düsseldorf und gehörte der Jugendbewegung an. 1915 nahm er als Kriegsfreiwilliger am 1. Weltkrieg teil und erlitt eine schwere Kehlkopfverletzung. Er studierte zunächst Jura, dann Germanistik in München. 1921 promovierte er zum Dr. phil. (Titel der Dissertation: *Der mystische Eros in der geistlichen Lyrik des Pietismus.*) A.s Schriften kreisen zum grossen Teil um das Prinzip des Ordnungswillens und Pflichtbewusstseins. Die während der Zeit des Dritten Reiches von ihm und Karl Benno von Mechow herausgegebene Zeitschrift *Das innere Reich* war eher repräsentativ für die «bewahrenden» als für die radikalen Kräfte innerhalb des reichsdeutschen Schrifttums. Von Opposition gegen das Dritte Reich war freilich auch in ihr nichts zu spüren; gleichgeschaltet wie alle übrigen Zeitschriften vertrat sie den Geist der Zeit vor einem «anspruchsvolleren» Publikum. A. schreibt heute vorwiegend Hörspiele und Kinderbücher, in denen er seine Vorstellung von einer heilen Welt zu gestalten sucht. Er lebte als freier Schriftsteller in Grünwald bei München und starb dortselbst am 28. 11.1979.

Verf. u.a.: *Die Nördlichen* (G'e.) 1922 (1935: 2. verm. Aufl.); *Die Pfeiferstube* (N.) 1929 (1962: 268.-272. Tsd.; 1967: Mit einem biographischen Nachwort); *Reinhold oder die Verwandelten* (N.) 1931; *Die Freiwilligen* (Hsp.) 1934; *Das Männlein Mittenzwei* (M.) 1937; *Stiefelmanns Kinder* 1949; Hrsg.: *Rabe, Fuchs und Löwe. Fabeln der Welt* 1962. **118**

**ANACKER, HEINRICH**, Lyriker, wurde am 29.1.1901 in Aarau, Schweiz, geboren. Sein Vater war Fabrikant. A. studierte in Zürich und Wien Literaturgeschichte. 1924 trat er in die NSDAP und die SA ein. Er lebte einige Jahre in Zürich, wo er seinen Unterhalt als Kaufmann verdiente. Seit 1933 lebte er als freier Schriftsteller in Berlin. A. war Mitglied des Reichskultursenates. 1934 wurde ihm der Dietrich-Eckart-Preis und 1936 auf dem Reichsparteitag der Kunstpreis der NSDAP verliehen. A. galt als «Lyriker der Braunen Front». Er hat unzählige SA- und HJ-Lieder verfasst. Nach dem 2. Weltkrieg wurde er als Minderbelasteter eingestuft.

Verf. u.a.: *Die Trommel* (G'e.) 1931; *Die Fanfare* (G'e.) 1933; *Der Aufbau* (G'e.) 1935; *Ein Volk, ein Reich, ein Führer! Gedichte um Österreichs Heimkehr* 1938; *Glückauf, es geht gen Morgen!* (G'e.) 1943. **262, 263, 287, 288**

**BARTELS, ADOLF**, Literaturhistoriker, Lyriker und Erzähler, wurde am 15.11.1862 in Wesselburen/Dithmarschen geboren. Sein Vater war Schlosser. B. besuchte 1877-82 das Gymnasium in Mel-

---

\* Abkürzungen: Drama (Dr.); Erzählung (Erz.); Essay (Ess.); Gedicht (G.); Hörspiel (Hsp.); Lied (L.); Märchen (M.); Novelle (N.); Roman (R.).

dorf, studierte Philosophie, Literatur und Kunstgeschichte in Leipzig und Berlin. Er war Redakteur und freier Schriftsteller in Berlin und Frankfurt am Main. Von 1895 bis zu seinem Tode am 7.3.1945 lebte er in Weimar.

B. war Mitbegründer der Heimatkunstabewegung, die in ihm auch ihren Theoretiker fand. Er verfocht einen extrem antisemitischen Standpunkt; seine «völkisch» und «rassisch» orientierte Literaturgeschichte stand bei den Nazis hoch im Kurs. Hitler war persönlich stark beeindruckt von B., den er 1926 in Weimar aufsuchte. 1942 machte er ihn, der bis dahin der NSDAP nicht angehörte, anlässlich seines 80. Geburtstages zu ihrem Ehrenmitglied und verlieh ihm das Goldene Parteiabzeichen, das in der Regel nur die «alten Kämpfer» erhielten. Bereits zu seinem 75. Geburtstag wurde ihm der Adlerschild des Deutschen Reiches verliehen.

Verf. u.a.: *Ausgew. Dichtungen* 1887; *Aus der meerumschlungenen Heimat* (G'e.) 1896; *Die Dithmarscher* (R.) 1897; *Die deutsche Dichtung der Gegenwart* 1897; *Geschichte der deutschen Literatur*, 2 Bde. 1901 f.; *Heinrich Heine* (Biogr.) 1906; *Einführung in die Weltliteratur*, 3 Bde. 1913; *Deutschvölkische Gedichte* 1918; *Neue Gedichte* 1921; *Geschichte der thüringischen Literatur* 1938. **67**

**BARTHEL, LUDWIG FRIEDRICH**, Lyriker, Erzähler, Essayist, wurde am 12.6.1898 in Marktbreit/Mainfranken geboren. Er nahm am 1. Weltkrieg teil. Danach studierte und promovierte er in Würzburg zum Dr. phil. Er war mit Rudolf G. Binding befreundet, dessen Briefe er 1957 herausgab. B. starb am 14.2.1962 in München. Ähnlich wie Binding kann auch B. als Epigone der Neuroromantik bezeichnet werden. Er trat vor allem als Naturlyriker hervor, daneben aber auch als mythisierender und heroisierender Apologet des Krieges. Dieser erfuhr in seinen Gedichten jene kultische Erhöhung, die für die konservative Dichtung typisch war. Den NS besang er in überschwenglichen Hymnen, in die sich gelegentlich allerdings auch eine Andeutung von Zweifel mischte. Verf. u.a.: *Verklärter Leib* (G'e.) 1926; *Gedichte der Versöhnung* 1932; *Dem inneren Vaterlande* (G'e.) 1933; *Tannenberg. Ruf und Requiem* (G'e.) 1934; *Das Leben ruft* (Erz'n) 1935; *Dom aller Deutschen* (Gesänge) 1938; *Vom Eigentum der Seele* (Ess.) 1941; *Kelter des Friedens* (G'e.) 1952; Hrsg.: R.G. Binding: *Die Briefe* 1957. Er starb in München am 14.2.1962.  
**125, 137, 270, 279**

**BARTHEL, MAX**, Lyriker und Erzähler, wurde am 17.11.1893 in Loschwitz bei Dresden geboren. Er besuchte die Volksschule und gin'g anschliessend als ungelernter Arbeiter in die Fabrik. Er gehörte der sozialistischen Jugendbewegung an. Vor 1914 durchwanderte er halb Europa. Im 1. Weltkrieg kämpfte B. vier Jahre als Musketier an der Westfront. 1916 veröffentlichte er seinen ersten Gedichtband. Er schloss sich dem «Kreis der Werkleute auf Haus Nyland» an. 1919 kam er als Mitglied des Spartakus-Bundes ins Gefängnis, wurde aber freigesprochen. Danach wurde er mit der Redaktion einer kommunistischen Zeitung in Mannheim betraut. B. war Mitbegründer der Jugend-Internationale in Wien. Im Juli 1920 wurde er von Karl Radek zum II. Kongress der Kommunistischen Internationale nach Petrograd delegiert, wo er Lenin, Gorki, Bucharin u.a. kennenlernte. Er durchreiste Sibirien und Astrachan. 1923 brach er mit der KPD und trat der SPD bei. 1933 wurde er Lektor und Schriftleiter der «Büchergilde Gutenberg», 1934 Ausschussmitglied der «Union nationaler Schriftsteller», der NS Nachfolgeorganisation des aufgelösten PEN-Clubs. 1935 wurde Barthel – als «unzuverlässig» – aus dem Verlag entlassen. 1938 gab er in Dresden zwei Romanzeitschriften heraus. Er war Berichterstatter für das *Berliner Börsenblatt* bei KdF-Reisen in Rumänien, Norwegen und Madeira. 1942 wurde er als Polizeiwachmeister ein-

gezogen. Später wurde er noch mit einer Propagandaabteilung an verschiedene Fronten geschickt. Er lebte seit 1951 in Niederbreisig am Rhein und starb am 20.6.1975 in Waldbröhl/Rhld.

B.s frühes Schaffen war von seinem Bekenntnis zum Sozialismus und zur russischen Revolution bestimmt, die er in konventionellen und mittelmässigen Versen besang. Seine unreflektierte, gefühlsbetonte Haltung macht die Inkonsequenz seines Weges erklärlich; sie führte ihn von der Mitgliedschaft in der KPD und der SPD bis zur Akklamation des NS und liess ihn schliesslich in der «Volksgemeinschaft» die Verwirklichung seiner Träume erblicken. In seinem Roman *Das unsterbliche Volk* versuchte B. diesen Weg als exemplarisch darzustellen. «In diesem Roman gestaltet zum ersten Male ein Dichter die seelische Wandlung eines deutschen Arbeiters vom Kommunisten zum Gefolgsmann des Führers» (Klappentext). In jüngster Zeit erlangte B. traurige Berühmtheit durch seinen Versuch, auf dem Wege der Beleidigungsklage gegen Autor und Verlag eines Literaturlexikons vorzugehen, in dem auf sein seinerzeitiges Bekenntnis zum NS hingewiesen wird.

Verf. u.a.: *Verse aus den Argonnen* (G'e.) 1916; *Arbeiterseele* (G'e.) 1920; *Lasset uns die Welt gewinnen!* (G'e.) 1920; *Das unsterbliche Volk* (R.) 1933; *Deutsche Männer im roten Ural* (R.) 1938; *Argonnerwald* (G'e.) 1938; *Kein Bedarf an Weltgeschichte* (Autobiogr.) 1950. **150**

**BAUER, JOSEF MARTIN**, Erzähler und Hörspielautor, wurde am 11.3.1901 in Taufkirchen/Vils geboren. Sein Vater war Bäcker. Er besuchte ein humanistisches Gymnasium und dann ein Priesterseminar, das er jedoch vorzeitig verliess. B. war zeitweilig Land- und Fabrikarbeiter und wurde 1927 Schriftleiter einer Lokalzeitung in Oberbayern. 1930 erhielt er den Jugendpreis deutscher Erzähler. Er nahm am 2. Weltkrieg teil und geriet in russische Gefangenschaft. Nach dem Kriege lebte er als freier Schriftsteller. Er starb in Dorfen in Oberbayern am 15.3.1970.

B.s frühe Erzählungen haben ihr Vorbild in der Heimatdichtung. In seinen während des 2. Weltkriegs entstandenen Reportagen über den Russlandfeldzug zeigte er sich als unbekümmerter Landsler, dem sein Gewerbe Freude macht und der sein Herrenmenschentum zynisch-dreist zur Schau stellt. Der Haltung des Deutschen, der sich in allen Situationen überlegen fühlt, ist B. auch nach dem Kriege treu geblieben. Der überaus grosse Erfolg, der seinem Kolportage-Roman über Sibirien, *So weit die Füsse tragen*, beschieden war, ist auf diese Haltung zurückzuführen; die in ihm hervorgekehrte Selbstgefälligkeit machte es zu einem der behabtesten Russlandbücher des deutschen Wohlstandspiessers. Die jüngsten Werke B.s zeugen von seiner Verwurzelung in der katholischen Glaubenswelt.

Verf. u.a.: *Achtsiedel* (R.) 1931; *Die Nothaffen* (R.) 1931; *Die Salzstrasse* (R.) 1932; *Die Kraniche der Nogaia. Tagebuchblätter aus dem Feldzug im Osten 1942*; *Unterm Edelweiss in der Ukraine. Eine Gebirgs-Division im Kampf gegen Sowjet-Russland* 1943; *So weit die Füsse tragen* (R.) 1955 (1961: 500. Tsd.); *Kranich mit dem Stein* (R.) **243, 244**

**BAUMANN, HANS**, Lyriker, Dramatiker und Kinderbuchautor, wurde am 22.4.1914 in Amberg/Oberpfalz geboren. Sein Vater war Berufssoldat, und B. wuchs in der Kaserne auf. Er trat früh der Hitlerjugend bei. B. wurde Volksschullehrer und übte für kurze Zeit seinen Beruf in einem Dorf im Bayerischen Wald aus. 1934 wurde er in die Reichsjugendführung nach Berlin berufen. Er trat vor allem als Dichter der HJ hervor. Sein Lied von den «morschen Knochen» erlangte traurige Berühmtheit. B., der sich von seiner Vergangenheit distanziert, betätigt sich heute erfolgreich als Autor von Kinder- und Jugendbüchern. Viele davon wurden übersetzt und sind im Ausland erschienen. In über 200 Liederbüchern (zum Schulgebrauch, zum Gebrauch der Bundeswehr und der Gewerkschaften) wurden nach 1945 Lieder von B. aufgenommen.

1956 erhielt er den Gerstäckerpreis und 1958 einen amerikanischen Preis für ein Jugendbuch, 1959 den Gerhart-Hauptmann-Preis der Berliner Freien Volksbühne für sein Drama *Im Zeichen der Fische*, das er unter einem Pseudonym eingereicht hatte. Nachdem seine Autorschaft bekannt geworden war, wurde der Preis zurückgezogen. Das auch von der Kritik sehr umstrittene Stück wurde 1962 in Hamburg uraufgeführt. B. lebt heute in Mumau/Obb.  
Verf. u.a.: *Horch auf, Kamerad!* (L'r.) 1936; *Wir zünden das Feuer* (G'e.) 1936; *Morgen marschieren wir* (Soldatenliedersmlg. hrsg. im Auftrage des Oberkommandos der Wehrmacht) 1939; *Die helle Flöte* (L'r.) 1948; *Im Zeichen der Fische* (Dr.) 1960. **184, 237, 268, 274**

**BENN, GOTTFRIED**, vorwiegend Lyriker und Essayist, wurde am 2.5.1886 in Mansfeld/Westpriegnitz als Sohn eines Pfarrers geboren. Er wuchs in Sellin/Neumark auf, besuchte das Gymnasium in Frankfurt/Oder und studierte Germanistik und Theologie in Marburg und Berlin. Anschließend Studium der Medizin in der Kaiser-Wilhelm-Akademie für das militärische Bildungswesen. Nach dem Studium und einer kurzen Zeit als Militärarzt arbeitete er in Berliner Krankenhäusern. 1912 veröffentlichte er sein erstes Gedicht. Am 1. Weltkrieg nahm er als Militärarzt teil. Nach seiner Entlassung liess er sich in Berlin als Spezialist für Haut- und Geschlechtskrankheiten nieder. Er behielt seine Praxis bis zum Jahre 1935. 1932 wurde B. Mitglied der Preussischen Akademie der Künste. 1933 bekannte er sich zunächst zum NS-Staat. Er wollte die neuen Machthaber für den Expressionismus gewinnen. Enttäuscht und von den Nazis als «Entarteter» unflätig beschimpft, wandte er sich jedoch bald von diesen ab. 1935 erschien B.s letzte Publikation während der NS-Zeit. 1938 wurde er aus der Reichsschrifttumskammer ausgestossen und erhielt Schreibverbot. 1935 bereits hatte er sich reaktivieren lassen. Seinen Entschluss, wieder Militärarzt zu werden, versuchte er mit dem Argument, es sei dies eine «aristokratische Form der Emigration», zu rechtfertigen. Erst 1947 trat B. wieder mit Veröffentlichungen hervor. Er erhielt 1951 den Büchnerpreis. Auch nach dem Kriege war B. wieder als Arzt tätig. Vor allem aber war dies für ihn eine Epoche immenser literarischer Produktivität und öffentlicher Anerkennung, die diejenige noch um ein Vielfaches übertraf, die er in den zwanziger Jahren genossen hatte. B. starb am 7. 6.1956 in Berlin, wenige Monate nach der Feier seines 70. Geburtstages.

B. gehörte zu den profiliertesten Repräsentanten des Expressionismus. Wie kaum ein anderer hat er die Hinfälligkeit des Daseins sichtbar gemacht und gleichzeitig die Buntheit der Welt, den ganzen Duft des Lebens ins Wort gebannt. Mit dem Ende der «klassischen» Form des Expressionismus in den frühen zwanziger Jahren hatten die meisten seiner Vertreter – bis dahin zumeist einem gleichsam unartikulierten Humanismus und Pazifismus zugetan – ihre Kunst in den Dienst politischer Richtungen gestellt: des Kommunismus (Becher), des Zionismus (Brod), des Nationalsozialismus (Johst). B. zählte zu den wenigen, die sich einem unmittelbaren Engagement verweigerten. Sein Nihilismus und sein Ästhetizismus bewahrten ihn freilich nicht davor, sich am Ende doch noch der Politik zu verschreiben, und zwar der schlechtestmöglichen: dem Faschismus. Während er sich allerdings im Bereich des Ästhetischen vorwiegend apologetisch und defensiv verhielt, trat er in mehreren Aufsätzen nachdrücklich für den biologischen Züchtungsgedanken und für die Rassenlehre des NS ein. Durch die Angriffe von Borries von Münchenhausen geriet er 1934 selber in «Ahnenschwierigkeiten», die ihn veranlassten, den Nachweis der «arischen Reinheit» seiner «Erbmasse» zu erbringen. Er tat es mit peinlicher Akribie (*Lebensweg eines Intellektualisten*, 1934). B.s Eintreten für das Dritte Reich war die Folge eines grotesken Missverständnisses, das er selber erst als solches wahrnahm, als es bereits zu spät war; seine Ursachen, die in dem von ihm zum Prinzip erhobenen Irrationalismus zu suchen sind, durchschaute er nie. Von bibliographischen Angaben kann hier abgesehen werden; sie sind in der Rowohlt-Monogra-

phie *Gottfried Benn* von Walter Lennig (Reinbek 1962) zu finden. Nur die unmittelbar im Zusammenhang mit diesem Buch stehenden Schriften seien genannt: *Der neue Staat und die Intellektuellen* 1933 (darin u.a.: *Antwort an die literarischen Emigranten*)-, *Kunst und Macht* 1934 (darin u.a.: *Expressionismus; Lebensweg eines Intellektualisten; Rede auf Marinetti*); *Doppelleben. Zwei Selbstdarstellungen* 1950. **52, 65, 84, 92, 136, 146, 291**

**BERENS-TOTENOHL, JOSEFA**, vorwiegend Erzählerin, wurde am 30.3.1891 in Grevenstein/Sauerland als drittes von 10 Kindern geboren. Ihr Vater war Schmied. Sie verbrachte ihre Jugend auf dem Land und konnte erst mit 20 Jahren das Lehrerinnenseminar besuchen. 10 Jahre war J.B.-T. Volksschullehrerin auf dem Lande. Später ging sie nach Düsseldorf und beschäftigte sich neben ihrem Beruf mit Malerei. 1923 gab sie ihren Lehrerberuf auf und arbeitete als freie Malerin und Schriftstellerin. Sie zog sich in ihre Heimat, ins «Totenohl» an der Lenne, zurück. Sie starb am 6.6.1969 in Meschede. – J.B.-T. war Mitglied der Hoffmann-von-Fallersleben-Gesellschaft. 1936 erhielt sie den Westfälischen Literaturpreis. Sie war eine Vertreterin des «Blut und Boden»-Schrifttums. Verf. u.a.: *Der Femhof* (R.) 1934; *Frau Magdalene* (R) 1935 (beide Romane 1957 neu hrsg. u. d. T.: *Die Leute vom Femhof*); *Das schlafende Brot* (G'e.) 1936; *Die Frau als Schöpferin und Erhalterin des Volkstums* (Vortr.) 1938; *Einer Sippe Gesicht* (Versepos) 1941; *Die Liebe des Michael Rother* (R.) 1953. **81, 121, 124**

**BERTRAM, ERNST**, Lyriker, Essayist, Literaturhistoriker, wurde am 27.7.1884 in Elberfeld geboren. Sein Vater war Kaufmann. B. studierte Literaturwissenschaften und Kunstgeschichte in Bonn, München und Berlin. 1907 promovierte er zum Dr. phil. Er habilitierte sich 1919 in Bonn und wirkte ab 1922 als Professor für Germanistik an der Universität in Köln. B. war Vorstandsmitglied der Goethe-Gesellschaft. Er erhielt 1942 den Görres-Preis und 1944 den Rheinischen Literaturpreis. Er starb am 2.5.1957 in Köln.

B. stand dem George-Kreis nahe und publizierte in den *Blättern für die Kunst*. Ein versponnener, deutschtümelnder Schöngest, half B. lange vor 1933 dem Faschismus in Deutschland geistig den Boden bereiten. Für ihn waren die westlichen Länder von «Termitenvölkern» besiedelt. Er gefiel sich in einem schrulligen Nationalismus, Konservatismus und Romantizismus, der die deutsche Geschichte ins Nordisch-Mythologische umdeutete und die realen historischen Sachverhalte idealisierte und verschleierte. Gleichzeitig fühlte er sich freilich auch als Wahrer des antiken Erbes, das er mit dem germanischen zu vermählen suchte. 1933 bekannte sich B. zwar zum Dritten Reich, weigerte sich aber, Mitglied der NSDAP und der Reichsschrifttumskammer zu werden. Gegenüber der Bücherverbrennung nahm er eine positive Haltung ein, wenngleich er gewisse Werke von der Verfemung ausgeschlossen wissen wollte. Mit Thomas Mann hatte ihn eine langjährige Freundschaft verbunden; B. bemühte sich, den Dichter, dessen Konservatismus während des 1. Weltkrieges (*Betrachtungen eines Unpolitischen*) im Zeichen dieser Freundschaft stand, nun für einen Staat zu gewinnen, den er selber teils bejahte, teils ertrug, teils ignorierte. 1946 musste B. sein Lehramt niederlegen. Er wurde von der Spruchkammer als Aktivist eingestuft und erhielt Schreibverbot; sein Vermögen wurde beschlagnahmt. Das Schreibverbot wurde später aufgehoben, nachdem sich Thomas Mann in einer noblen Geste für ihn eingesetzt hatte.

Verf. u.a.: *Nietzsche. Versuch einer Mythologie* 1918; *Das Gedichtwerk* 1922; *Das Nornenbuch* (G'e.) 1925; *Wartburg* (Spruchg'e.) 1933; *Deutscher Aufbruch* (Rede) 1933; *Griecheneiland* (G'e.) 1934; *Deutsche Gestalten. Fest- und Gedenkreden* 1934; *Von der Freiheit des Wortes* 1936. **18, 54, 66, 69, 86, 99, 101, 136, 181**



**BEUMELBURG, WERNER**, Erzähler und Publizist, wurde am 19.2.1899 in Traben-Trarbach geboren. Sein Vater war Pfarrer. 1914 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und wurde 1917 zum Offizier ernannt. Er erwarb sich das Eisene Kreuz 1. und 2. Klasse. Nach dem Krieg studierte B. an der Universität Köln Staatswissenschaften und wurde Schriftleiter in Düsseldorf und Berlin. 1933 wurde B. in die gleichgeschaltete Dichterakademie berufen und zu ihrem Schriftführer ernannt. 1937 erhielt er den Kunstpreis des Westmarkgaues. Am 2. Weltkrieg nahm er als Major teil. Später lebte er als freier Schriftsteller in Würzburg, wo er am 9.3.1963 starb.

B. gehörte in der Weimarer Zeit der national-revolutionären Richtung an. Die Bücher, die ihn bekannt machten, haben den 1. Weltkrieg zum Thema, den B. im Geiste der «Konservativen Revolution» als Zeit edler Kameradschaft und nationaler Selbstbestätigung verklärte und verherrlichte. Die historischen Romane, die er während der Zeit des Dritten Reiches veröffentlichte, atmen denselben Geist.

Verf. u.a.: *Douaumont 1923; Sperrfeuer um Deutschland 1929; Die Gruppe Bosemüller* (R.) 1930; *Deutschland in Ketten. Von Versailles bis zum Youngplan 1931; Das jugendliche Reich. Reden und Aufsätze zur Zeitwende 1933; Das ehrene Gesetz. Ein Buch für die Kommenden 1934; Kampf um Spanien. Die Geschichte der Legion Condor 1939; Hundert Jahre sind wie ein Tag* (R.) 1950; *Nur Gast auf dunkler Erde* (R.) 1951; *Jahre ohne Gnade. Chronik des 2. Weltkrieges 1952; . . . und einer blieb am Leben* (R.) 1958. **178**

**BINDING, RUDOLF**., Lyriker, Erzähler, Essayist, wurde am 13.8.1867 in Basel als Sohn des bekannten Strafrechtslehrers Karl Binding geboren. B. studierte Jura und Medizin ohne Abschluss. Vor seinem Studium war er bereits aktiver Soldat. Am 1. Weltkrieg nahm er als Rittmeister teil. Später liess er sich in Buchschlag/Hessen nieder, wo er eine Zeitlang als Bürgermeister amtierte. 1933 identifizierte er sich in seinem Brief *Antwort eines Deutschen an die Welt*, der an Romain Rolland gerichtet war, mit der Ideologie des Dritten Reiches. Er wurde zum stellvertretenden Präsidenten der Deutschen Akademie der Dichtung ernannt. Während der NS-Zeit erhielt er mehrere Auszeichnungen. Er starb am 4.8.1938 in Stamberg/Obb.

B., der Offizier und Herrenreiter, kultivierte das Ideal des deutschen Gentleman. Er schuf eine formstrenge, an klassischen Mustern orientierte Prosa und Lyrik, deren distinguierter Konservativismus ihn zum Lieblingsautor des deutschen Bürgertums machte. Seine Novelle *Opfergang* (1912) war neben Rilkes *Cornet* vermutlich das meistgelesene Inselbuch. Der NS musste ihn seines larmoyanten Wesens wegen abtossen. Trotzdem fiel B. ihm vorübergehend zum Opfer, weil er, wie er selber bekannte (*Die Briefe*, S. 319), «in der Tat nach seiner Idee dem am nächsten kommt, was ich vom Staate [. . .] fordern würde». Es waren die Prinzipien von Zucht, Pflicht und Wehrhaftigkeit einerseits, der Glaube, es handele sich um eine spontane Erhebung zur Wiederherstellung der deutschen «Einheit» andererseits, die ihn für diesen gewannen. Trotzdem verband sich B. zur gleichen Zeit mit seiner jüdischen Lebensgefährtin Elisabeth Jungmann, blieb seinen jüdischen Freunden (Schriftstellern und Verlegern) treu, verweigerte 1933 seine Unterschrift unter ein Treuegelöbnis für Hitler, unterbreitete 1935 dem Innenminister Frick einen Antrag, Thomas Mann zu seinem 60. Geburtstag zu ehren, und haderte mit Goebbels und Baldur v. Schirach über die NS Kulturpolitik. Der NSDAP war er nie beigetreten. Die Entwicklung nach 1933 betrachtete er mit wachsender Resignation. Sein Tod im Jahre 1938 bewahrte ihn vor dem Zwang einer konsequenten Gewissensentscheidung. Dass bei der Totenfeier das offizielle Deutschland nicht vertreten war, ehrt ihn. Es macht freilich sein fatales Eintreten für den NS 1933 nicht ungeschehen; indem er seine – in Europa als glaubwürdig angesehene – Stimme für ihn in die Waagschale warf, hat er seiner Etablierung einen grösseren Dienst erwiesen als mancher fanatische Nationalsozialist.

Verf. u.a. *Der Opfergang* (N.) 1912; *Gedichte* 1913; *Keuschheitslegende* (N.) 1919; *Stolz und Trauer* (G'e.) 1922; *Aus dem Kriege* (Briefe und Tagebücher) 1925; *Reitvorschrift für eine Geliebte* 1926; *Erlebtes Leben* 1928; *Antwort eines Deutschen an die Welt* 1933; *Von Freiheit und Vaterland* (Ess.) 1939; *Dies war das Mass. Die ges. Kriegsdichtungen und Tagebücher* 1939; *Die Briefe*, hrsg. von L. F. Barthel 1957. **173, 204**

**BLOEM, WALTER**, vorwiegend Erzähler, wurde am 20.6.1868 in Elberfeld geboren. Sein Vater war Rechtsanwalt. B. studierte Jura und promovierte zum Dr. jur. Bis 1904 arbeitete er in Barmen als Rechtsanwalt, dann lebte er als freier Schriftsteller in Berlin. Von 1911 bis 1914 war er Regisseur am Hof theater in Stuttgart. Am 1. Weltkrieg nahm er als Offizier teil. Später lebte er auf seiner Besitzung Burg Rieneck in Unterfranken sowie in Berlin. Im 2. Weltkrieg, an dem er ebenfalls als Offizier teilnahm, kam er in russische Gefangenschaft. Nach seiner Rückkehr lebte er in Lübeck, wo er am 19.8.1951 starb. B.s militant-nationalistische Romane machten ihn zu einem der meistgelesenen Autoren seiner Zeit. Im Dritten Reich spielte er keine nennenswerte Rolle.

Verf. u.a.: *Der krasse Fuchs* (R.) 1906; *Das eiserne Jahr* (R.) 1911; *Volk wider Volk* (R.) 1912; *Das verlorene Vaterland* (R.) 1914; *Gottesferne* (R.) 1920; *Teutonen* (R.) 1926; *Wir werden ein Volk* (R.) 1929; *Frontsoldaten* (R.) 1930; *Hindenburg der Deutsche* 1932; *Unvergängliches Deutschland* 1933; *Der Volkstribun* (R.) 1936; *Faust und Gretchen auf dem Römerberg* (R.) 1937.

**67**

**BLUNCK, HANS FRIEDRICH**, Erzähler, Lyriker und Dramatiker, wurde am 3.9.1888 in Altona geboren. Sein Vater war Lehrer. B. studierte in Kiel und Heidelberg Jura und schloss sein Studium mit der Promotion ab. Er war Anhänger der Jugendbewegung. Von 1914 bis 1918 nahm er als Offizier am Weltkrieg teil. 1920 wurde er Regierungsrat und 1925 Syndikus der Universität Hamburg. Seit 1935 lebte er als freier Schriftsteller auf seinem Gut Mölenhoff bei Grebin/Holstein. Er starb am 26.4.1961.

Von 1933 bis 1935 war B. Präsident der Reichsschrifttumskammer. Ausserdem war er Mitglied des Reichskultursenats und des Senats der Akademie der Dichtung. 1938 erhielt er die Goethe-Medaille. Weiterhin wurde er ausgezeichnet mit dem Ehrenring des deutschen Sprachverbandes und der Wartburg-Dichter-Rose. Im März 1949 wurde er vom Entnazifizierungsausschuss in Kiel als Mitläufer eingestuft; es wurde ihm eine Sühne von 10'000 DM auferlegt.

B. galt als namhafter Vertreter der «nordischen Renaissance» und der niederdeutschen Volkstumsbewegung. Die Thematik seiner Schriften war teils landschaftsgebunden, teils basierte sie auf der deutschen Geschichte, die im Sinne der völkischen Weltanschauung bzw. der NS «gedeutet» wurde. Die Wertschätzung, die er während der Zeit des Dritten Reiches genoss, fand ihren sichtbaren Ausdruck in der 1938 erschienenen zehnbändigen Gesamtausgabe seiner Schriften. In einem 1950 erschienenen Rechtfertigungsversuch bestritt er trotzdem seine geistige Mitschuld am NS und bezeichnete sich als «Antifaschisten auf dem Sessel der Schrifttumskammer». Nach 1945 flüchtete er sich in eine unverfängliche Sagen- und Märchenwelt.

Verf. u.a.: *Das werdende Volk* (R.-Trilogie) 1922-1924; *Die Urvätersaga* (R.-Trilogie) 1926-1928; *Märchen von der Niederelbe*, 2 Bde. 1922-1923; *König Geiserich* (R.) 1936; *Balladen und Gedichte* 1937; *Sage vom Reich* (Epos) 1941-1943; *Buch der Balladen* 1950; *Neue Märchen* 1951; *Lebensbericht*, Bd. 1 1953; *Unwegsamen Zeiten* (*Lebensbericht*, Bd. 2) 1952; *Sagen vom Rhein* 1957. **51, 56, 63, 70, 147, 185, 207, 233, 259, 264, 272, 273**

**BÖHME, HERBERT**, Lyriker und Erzähler, wurde am 17.10.1907 in Frankfurt/Oder geboren. Sein Vater war Lehrer. B. studierte u.a. Philosophie und promovierte zum Dr. phil. Nach 1933 war er kurze Zeit am Rundfunk tätig. Während des Dritten Reiches war er Mitglied des Kulturkreises der SA, SA-Führer und Referent in der obersten SA-Führung. Er war Herausgeber der Gedichtsammlung *Rufe in das Reich* sowie der Schriftenreihe *Junges Volk*. B. lebte seit den dreissiger Jahren in Lochham bei München, wo er am 23.10.1971 starb. In jüngster Zeit trat er als Präsident des «Deutschen Kulturwerkes europäischen Geistes» hervor, einer rechtsradikalen Organisation, die mit über 70 «Pflegestätten» ihr Netz über das gesamte Bundesgebiet gesponnen hat. Er ist der Begründer des Türmer-Verlags und Herausgeber der in diesem Verlag erscheinenden *Klüter-Blätter*.

Verf. u.a.: *Morgenrot* (G'e.) 1933; *Des Blutes Gesänge* (G'e.) 1934; *Gesänge unter der Fahne* (Kantaten) 1935; *Der Glaube lebt. Rufe der Zeit* 1935; *Der Kirchgang des Grosswendbauern* (Erz'n.) 1936; *Ruf der SA, ein Appell mit Liedern* 1938; *Ausgewählte Gedichte* 1939; *Die Ordnung der Werte. Reden, Aufsätze und Bekenntnisse* 1967; *Vermächtnis und Auftrag. Letzte Reden, Aufsätze, Sprüche* 1973. **126, 262, 270, 271**

**BREHM, BRUNO**, Erzähler, wurde am 23.7.1892 in Laibach/Krain geboren. Sein Vater war k. u. k. Offizier aus deutsch-böhmischer Familie. Im 1. Weltkrieg war B. bei der Artillerie und wurde zum Offizier befördert. Schwer verwundet kam er in russische Gefangenschaft, wo er Dwingler kennenlernte. Später kämpfte er an der mazedonischen und italienischen Front und wurde nochmals verwundet. Nach dem Krieg studierte er in Wien Kunstgeschichte und promovierte zum Dr. phil. Er arbeitete kurze Zeit in einem Verlag und lebte später als freier Schriftsteller. Nach dem Anschluss Österreichs war er in Wien Ratsherr und wurde 1941 Präsident der Wiener Kulturvereinigung. 1939 wurde B. mit dem Nationalen Buchpreis ausgezeichnet. Nach dem 2. Weltkrieg, den er als Ordonnanzoffizier mitmachte, liess er sich in Alt-Aussee/Salzkammergut nieder, wo er am 5.6.1974 starb.

B. vertrat bereits in seinen Schicksalsromanen über die Donaumonarchie den grossdeutschen Volksgedanken, dessen «Realisierung» durch den NS er begeistert feierte. Seine 1950 erschienene Auseinandersetzung mit Hitler *Der Trommler* (R.) ist in Stil und Argumentation wenig überzeugend.

Verf. u.a.: Romantrilogie über den 1. Weltkrieg: 1. *Apis und Este*, 2. *Das war das Ende*, 3. *Weder Kaiser noch König* 1931-1933 (dass. 1951 in einem Band u. d. T.: *Die Throne stürzen*); *Die grössere Heimat. Ausländische Erzählungen* 1934; Hrg.: *Soldatenbrevier* 1937; *Aus der Reichschul'!* (R.) 1952; *Das Zwölfjährige Reich* (R.-Trilogie): 1. *Der Trommler*, 2. *Der böhmische Gefreite*, 3. *Wehe den Besiegten allen* 1961; *Heimat in Böhmen* 1967. **57, 202, 229**

**BRÖGER, KARL**, Lyriker und Erzähler, wurde am 10.3.1886 in Nürnberg geboren. Sein Vater war Arbeiter. Selbst ebenfalls Arbeiter, kam er vor dem 1. Weltkrieg in die Schriftleitung einer Arbeiterzeitung. Bekannt wurde B. durch sein Gedicht *Bekennnis eines Arbeiters* (1914). Er nahm am 1. Weltkrieg teil und wurde schwer verwundet. Nach dem Krieg schloss er sich den Sozialdemokraten an und wurde Schriftleiter der sozialdemokratischen *Fränkischen Tagespost* in Nürnberg. 1933 soll er kurze Zeit verhaftet gewesen sein. In den folgenden Jahren bekannte er sich – wenn auch nur zögernd – zum NS, von dem er die Auflösung der Klassengegensätze erhoffte. Der Arbeiterdichter B. wurde von den Nazis missbraucht; seine Gedichte aus dem 1. Weltkrieg, in denen er das Kameradschaftserlebnis verklärte, passten gut in ihr Konzept; ihr Sänger ist er – im Gegensatz etwa zu Lersch – dennoch nicht geworden. B. starb am 4.5.1944 in Nürnberg.

Verf. u.a.: *Kamerad, als wir marschiert* (G'e.) 1916; *Soldaten der Erde* (G'e.) 1918; *Der Held im Schatten* (biogr. R.) 1919; *Flamme* (G'e.) 1920; *Unsre Strassen klingen* (G'e.) 1925; *Nürnberg. Der Roman einer Stadt* 1935; *Geschichten vom Reservisten Anzinger* 1939; *Sturz und Erhebung. Ges. Ausgabe der Gedichte* 1944. **183**

**BRONNEN, ARNOLT**, Dramatiker und Erzähler, wurde am 19.8.1895 in Wien geboren. Er war ein angenommener Sohn des Gymnasialprofessors und Dramatikers Ferdinand Bronner. B. nahm am 1. Weltkrieg teil, war später Zeitungsverkäufer und kaufmännischer Angestellter. Ab 1922 lebte er als freier Schriftsteller und wurde später Dramaturg bei der UFA. 1933 kam er als Dramaturg zur Reichsrundfunkgesellschaft, 1936 als Programmleiter an den Fernsehsender Paul Nipkow in Berlin. Während des Krieges wurde er eingezogen. Er schloss sich in Österreich der kommunistischen Widerstandsbewegung an und wurde kurz vor Kriegsende wegen Hochverrats verhaftet. 1945 wurde er Bürgermeister von Goisem/Oberösterreich, danach Kulturredakteur der *Neuen Zeit* in Linz. Kurze Zeit war er Chefdramaturg der Scala in Wien. 1955 ging er nach Berlin-Ost und arbeitete dort als Publizist und Theaterkritiker. Er starb am 12.10.1959.

B. kam vom Expressionismus her. Seine politische Entwicklung war zickzackhaft. In den frühen zwanziger Jahren galt er als linksradikaler Snob und Enfant terrible der Literatur. Seine exaltierten Stücke riefen Theaterskandale hervor. Von Brecht, mit dem er befreundet war, distanzierte er sich, nachdem er in den Sog des NS geraten war. Er schrieb einige Bücher, in denen er die Freikorps verherrlichte; in *Roszbach* glorifizierte er Hitlers Putschversuch in München. Zu Goebbels unterhielt er enge Beziehungen. Später hatte er sich, um seinen «Ariernachweis» zu erbringen, Goebbels als Produkt eines «Fehltritts» offeriert; trotzdem gelang es ihm nach 1933 nicht, zu reüssieren; 1937 wurde wegen seiner «nichtarischen» Abstammung sogar Schreibverbot über ihn verhängt. 1951 bezeichnete er seine ehemalige enge Beziehung zu Goebbels als den «tragischsten Irrtum» seines Lebens.

Verf. u.a.: *Vatermord* (Dr.) 1920; *Die Geburt der Jugend* (Dr.) 1922; *Die Exzesse* (Dr.) 1923; *Katalaunische Schlacht* (Dr.) 1924; *Ostpolzug* (Dr.) 1926; O[ber]. 5[schlesien] (R.) 1929; *Roszbach* (R.) 1930; *Deutschland – kein Wintermärchen* (Reportage) 1956; *Aisopos. Berichte aus Helias* 1956; *amolt bronnen gibt zu Protokoll* (Autobiogr.) 1954; *Tage mit Brecht* 1960. **217**

**BURTE, HERMANN** (eigentlich HERMANN STRÜBE), Dichter, Dramatiker und Erzähler, wurde am 15.2.1879 in Maulburg/Wiesental geboren. Sein Vater war Buchhalter und Dialektdichter. B. besuchte die Kunstgewerbeschule und die Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe, wo er auch zeitweilig als Zeichenlehrer tätig war. Durch ein Stipendium wurde ihm eine zweijährige Studienreise nach Frankreich und England ermöglicht. Danach lebte B. als Maler und Schriftsteller in Lörrach/Baden, wo er am 22.3.1960 starb.

Er erhielt folgende Auszeichnungen: 1912 den Kleist-Preis für seinen Roman *Wiltefer, der ewige Deutsche*, 1927 den Staatlichen Schiller-Preis (zusammen mit Fritz von Unruh und Franz Werfel), 1936 den Johann-Peter-Hebel-Preis, 1938 die Goethe-Medaille. Bereits 1924 wurde ihm der Dr. phil. h.c. der Universität Freiburg/Br. verliehen. 1953 erhielt B. den Ehrenring der deutschen Lyrik, 1957 die Jean-Paul-Medaille.

B. wurde durch seinen Roman *Wiltefer der ewige Deutsche* bekannt, der unverdautes Gedankengut Nietzsches mit völkischer Weltanschauung und der Lehre vom «Reinen Krist», einer germanisierenden Umdeutung des Christentums auf antisemitischer Grundlage, verband. Seine alemanischen Gedichte weisen ihn als Heimatdichter aus. Dem NS war er treu ergeben.

Verf.: u.a.: *Wiltfeber der ewige Deutsche* (R.) 1912; *Katte* (Dr.) 1914; *Madlee* (G'e. in alemannischer Mundart) 1923; *Anker am Rhein* (G'e.) 1937; *Das unsichtbare Bild* (Nibelungen-Dr.) 1941 **54, 66, 70, 94, 153, 250, 280**

**CAROSSA, HANS**, Lyriker und Erzähler, wurde am 15.12.1878 in Bad Tölz geboren. Seine Familie war aus Oberitalien eingewandert; sein Vater war Landarzt. C. studierte Medizin in München, Würzburg und Leipzig. 1903 liess er sich als Arzt in Passau, später in München, nieder. Am 1. Weltkrieg nahm er als Bataillonsarzt teil und wurde verwundet. Bis 1929 übte er seinen Beruf aus, dann siedelte er in die Nähe von Passau über, wo er als freier Schriftsteller lebte. Er starb am 12.9.1956 in Rittsteig bei Passau.

C. hatte folgende Auszeichnungen erhalten: den Gottfried-Keller-Preis der Stadt Zürich, 1928 den Dichterpreis der Stadt München, 1938 den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt, 1939 den San-Remo-Preis; 1948 wurde ihm der Ehrendoktor der philosophischen Fakultäten der Universitäten Köln und München verliehen; im gleichen Jahr erhielt er das Ehrenbürgerrecht der Stadt Passau.

C.s Lyrik und Prosa basieren auf der Forderung nach Mass und Harmonie. Sein schmales Gesamtwerk ist erfüllt von einem weltfrommen Humanismus und steht unter den Leitbildern von Goethe und Stifter. Unter dem NS gab er dem gebildeten Bürgertum jenen Halt, dessen es bedurfte, um sich – zwar in geistiger Isolation, doch risikolos – seine «Ideale» zu bewahren. C. liess es, wenn auch widerwillig, zu, dass die Nazis seinen Namen missbrauchten; er wurde 1941 zum Präsidenten einer von Goebels inspirierten «Europäischen Schriftstellervereinigung» gemacht. Er zählte zu jenen Repräsentanten der «inneren Emigration», deren politische Detachiertheit sie für die Machthaber des Dritten Reiches akzeptabel machte. In den letzten Kriegstagen protestierte C. gegen Pläne der Nazis, deren Ausführung die Zerstörung Passaus zur Folge gehabt hätte.

Verf. u.a.: *Gedichte* 1910; *Doktor Bürgers Ende* (R.) 1913; *Rumänisches Tagebuch* 1924; *Der Art Gion* (Erz.) 1931; *Führung und Geleit. Ein Lebensgedenkbuch* (1933); *Geheimnisse des reifen Lebens* (R.) 1936; *Das Jahr der schönen Täuschungen* (R.) 1941; *Ungleiche Welten* (Lebensber.) 1951, *Sämtliche Werke*, 2 Bde. 1962. **181, 282, 297**

**CLAUDIUS, HERMANN**, Lyriker und Erzähler, Mundartdichter, wurde am 24.10.1878 in Langenfelde/Holstein geboren. C. ist ein Urenkel von Matthias Claudius. Sein Vater war Bahnmeister. Von 1904 bis 1934 war C. Volksschullehrer. Er stand anfangs der Sozialdemokratie nahe. Er schrieb vorwiegend schlichte, volksliedartige Gedichte sowie Erzählungen und Romane von starker Heimatgebundenheit. Der naiv-apolitische Gehalt und die intellektuelle Anspruchslosigkeit seiner Werke gewannen den Nazis eine anerkennende Haltung ab, die er seinerseits durch ein vielzitiertes «Führergedicht» belohnte; das brachte ihn zu Unrecht in den Ruf eines ausgesprochenen Nazi-Dichters. Während der Zeit des Dritten Reiches war C. Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung. Er lebte als freier Schriftsteller in der Nähe von Hamburg, wo er am 8.9.1980 starb.

Verf. u.a.: *Mank Muern* (platttdt. Grossstadtlyrik) 1912; *Hörst du nicht den Eisenschritt?* (G'e.) 1914; *Lieder der Unruhe* 1920; *Brücke in die Zeit* (G'e.) 1922; *Heimkehr. Lieder von Gott, Ehe und Armut* 1925; *Und weiter wachsen Gott und Welt* (G'e.) 1936; *Matthias Claudius (Biogr.)* 1938; *Deutsche Sonette* 1942; *Ulenbüttler Idylle* (G'e.) 1948; *Gesammelte Werke*, 2 Bde. 1957; *Skizzenbuch meiner Begegnungen* 1966. **119, 138, 284**

**DINTER, ARTHUR**, Bühnenschriftsteller, Romanautor und Traktätchenverfasser, wurde am 27.6.1876 in Mülhausen/Elsass geboren. Er studierte Naturwissenschaften und Philosophie und promovierte

zum Dr. phil. nat. Er war eine Zeitlang Lehrer, später Regisseur, u.a. am Schiller-Theater in Berlin. Sein antisemitisches Machwerk *Die Sünde wider das Blut* (1917) erschien 1921 bereits in der 15. Auflage. 1934 hatte es die 250'000 überschritten. D. fühlte sich zum Religionsstifter berufen; er forderte die Wiederherstellung der «reinen» Heilandslehre, der zufolge Christus ein «Arier» gewesen sei. Zwecks Propagierung seiner Lehre gründete er 1927 die «Deutsche Volkskirche». Ihr Organ war *Das Geistchristentum*. 1924 zog D. als Abgeordneter der NSDAP in den Thüringischen Landtag ein, fiel bei seinen Parteigenossen jedoch bald in Ungnade. 1927 wurde er als thüringischer Gauleiter abgesetzt und bald darauf aus der Partei ausgeschlossen. Man warf ihm vor, Politik und Religion vermischt zu haben, d.h. man fürchtete, die christlichen Wählerstimmen durch ihn zu verlieren. 1937 wurde seine «Deutsche Volkskirche» verboten. D. lebte in Dörrberg bei Gräfenroda/Thüringen. Er starb am 21.5.1948 in Offenburg/Baden.  
 Verf. u.a.: *Goethe, Chamberlain, Brentano und die Rassenfrage* 1916; *Die Sünden der Zeit* (R.-Trilogie): 1. *Die Sünde wider das Blut*, 2. *Die Sünde wider den Geist*, 3. *Die Sünde wider die Liebe* 1917-1922; *War Jesu Jude? Ein Nachweis aufgrund der Geschichte Galiläas, der Zeugnisse der Evangelien und Jesu eigener Lehre* 1934; *Das Glaubensbekenntnis der deutschen Volkskirche* 1935. **154**

**DWINGER, EDWIN ERICH**, Erzähler, wurde am 23.4.1898 in Kiel geboren. Sein Vater war deutscher Seeoffizier; seine Mutter war Russin. D. lief von der Schule weg, um sich als Kriegsfreiwilliger zur Front zu melden. Er war Fähnrich, wurde 1915 verwundet, geriet in russische Gefangenschaft und kam nach Sibirien. Er entfloh und kämpfte auf weissrussischer Seite gegen die Rotarmisten. Erst 1920 kehrte er nach einer nochmaligen Gefangenschaft nach Deutschland zurück und liess sich auf einem Gutshof im Allgäu nieder. Während des Dritten Reiches war er für einige Zeit Reichskulturinspektor. 1935 erhielt er den Dietrich-Ekkart-Preis der Stadt Hamburg. Im spanischen Bürgerkrieg kämpfte er auf der Seite Francos. Auch am 2. Weltkrieg nahm er teil. D. lebte als Landwirt und Schriftsteller auf seinem Gut im Allgäu und besass dort eine Reitschule. Er starb am 17.12.1981 in Gmund am Tegernsee. D. galt als «Künder einer ausgesprochenen soldatischen Weltanschauung» (Nadler); er kam aus dem Lager der Nationalrevolutionäre. Er war von einem militanten Antikommunismus besessen; sein Freikorps-Roman *Die letzten Reiter*, wurde 1953 neu aufgelegt.  
 Verf. u.a.: *Korsakoff* (R.) 1926 (Neuaufl. 1953 u. d. T.: *Hanka*), *Die deutsche Passion* (R.-Trilogie): 1. *Die Armee hinter Stacheldraht. Das sibirische Tagebuch* 1929 (Neuaufl. 1950); 2. *Zwischen Weiss und Rot. Die russische Tragödie* 1930; 3. *Wir rufen Deutschland. Heimkehr und Vermächtnis* 1932; *Die letzten Reiter – Der Zug nach Kurland* (R.) 1935 (Neuaufl. 1953); *Und Gott schweigt. . . ? (Bericht und Aufruf)* 1936; *Spanische Silhouetten. Tagebuch einer Frontreise* 1937; *Panzerführer* (Tagebuchblätter) 1941; *Der Tod in Polen. Die volksdeutsche Passion* (R.) 1940; *General Wlassow* 1951; *Wenn die Dämme brechen. . . Der Untergang Ostpreussens* (R.) 1950; *Das Glück der Erde. Reiterbrevier für Pferdefreunde* 1957; *Die zwölf Gespräche-Dokumente* 1966. **53, 187, 238, 241**

**ERNST, PAUL**, Erzähler, Dramatiker, Ästhetiker, Kulturpolitiker, wurde am 7.3.1866 in Elbingerode/Harz geboren. Sein Vater war Grubensteiger. E. studierte zuerst Theologie, dann Staatswissenschaften, Literatur und Volkswirtschaft in Göttingen, Tübingen, Berlin und Bern. In Bern promovierte er zum Dr.rer.pol. Während seiner Studienzeit in Berlin schloss er sich der Sozialdemokratie an und war einige Jahre Schriftleiter einer sozialdemokratischen Zeitung. E. trat auch als Redner auf, zog sich aber bald von der Politik zurück und lebte ab 1900 als freier Schriftsteller. Kurze Zeit war er als Dramaturg in Düsseldorf tätig.

Einige Jahre lebte er in Weimar. 1925 zog er als Bauer und Dichter in die Steiermark. Von den Nationalsozialisten empfing er zahlreiche Ehrungen. Er starb am 13.5.1933 in St. Georgen/Steiermark. E. begann seinen Weg im Gefolge des Naturalismus; er war befreundet mit Amo Holz und Richard Dehmel und hatte Verbindung zu dem naturalistischen Literatenkreis «Durch». Seine aus dieser Zeit stammenden sozialen Dramen waren eher gläubig-sentimental als realistisch. Sein späterer Werdegang führte E. über den Idealismus zum völkischen Nationalismus. Aus E.s neoklassizistischer Zeit stammen neben Erzählungen und Novellen auch jene Dramen, deren lehrhafter Aufwand und idealistisch-nationalistisches Pathos die Nazis veranlassten, ihn für sich zu reklamieren. Er «beschwor», heisst es in der Literaturgeschichte von Langenbucher, «seherisch ein neues Zeitalter». Der gewesene Sozialist hatte sich selber noch zum NS bekannt, bevor er kurz nach der «Machtergreifung» starb.

Verf. u.a.: *Lumpenbagasch* (Dr.) 1898; *Der schmale Weg zum Glück* (R.) 1903; *Canossa* (Dr.) 1908; *Preussengeist* (Dr.) 1915; *Gesammelte Werke*, 15 Bde. 1916-1922; *Der Zusammenbruch des Marxismus* 1918; *Der Zusammenbruch des Deutschen Idealismus* 1919; *Komödiantengeschichten* 1920; *Das Kaiserbuch* (Versepos) 1923-1928; *Romantische Geschichten* 1930; *Grundlagen der neuen Gesellschaft* 1930; *Jugenderinnerungen* 1930; *Tagebuch eines Dichters* 1934.

**86, 98**

**FINCKH, LUDWIG**, vorwiegend Erzähler und Lyriker, wurde am 21.3.1876 in Reutlingen geboren. Sein Vater war Apotheker. F. studierte zuerst Jura in Tübingen, wechselte dann aber zur Medizin über und wurde nach Abschluss seines Studiums praktischer Arzt in Heilstätten und Krankenhäusern. Er liess sich 1905 in Gaienhofen am Bodensee nieder. Nach dem 1. Weltkrieg unternahm er einige Vortragsreisen in die Tschechoslowakei, nach Ungarn, Rumänien und Jugoslawien. Ziel dieser Reisen war, wie es in einer zeitgenössischen Literaturgeschichte heisst, «das Deutschtum wachzurufen und es zu stützen». Dieser «Kampf um die deutsche Seele, Blut und Erde, Sprache und Schrift» habe ihm die offene Feindschaft der «anderen Seite» eingetragen, «die ihn viele Jahre verfolgte». Bereits vor und vor allem auch während der Zeit des Dritten Reiches tat sich F. besonders durch seine Schriften zur «Sippenkunde» und «Ahnenforschung» hervor. Er lebte bis zu seinem Tode am 8. 3. 1964 als freier Schriftsteller in Gaienhofen am Bodensee.

Verf. u.a.: *Der Rosendoktor* (R. Hermann Hesse gewidmet) 1906; *Rapunzel* (Erz.) 1909; *Der Bodenseher* (R.) 1914; *Mutter Erde* (G'e.) 1917; *Ahnenbüchlein* 1921; *Der Ahnenhorst* 1923; *Der Vogel Rock* (R.) 1923; *Bruder Deutscher. Ein Auslandsbüchlein* 1925; *Heilige Ahnenschaft* 1926; *Das deutsche Ahnenbuch* 1934; *Trommler durch die Nacht* (G'e.) 1936; *Ein starkes Leben. Roman vom unbekanntem Auslandsdeutschen Konrad Krez* 1936; *Herzog und Vogt. Roman des oldenburgischen Blutzeugen von Finckh* 1940; *Das Sonnenhaus* (Erz.) 1951; *Rosengarten* (G'e.) 1953; *Das Hochzeitsbüchlein* 1956; *Ausgew. Werke*, 2 Bde. 1956; *Himmel und Erde* (Autobiogr.) 1961. **272**

**FRENSSEN, GUSTAV**, Erzähler, Publizist, wurde am 19.10.1863 in Barlt/Holstein geboren. Sein Vater war Tischler. F. studierte Theologie in Tübingen, Berlin und Kiel. Von 1890 bis 1902 war er Pfarrer in Hennstedt und Hemme. 1902 schied er aus dem Kirchendienst aus, nachdem sein Heimatroman *Jörn Uhl* mit ausserordentlichem Erfolg veröffentlicht worden war. Er lebte als freier Schriftsteller in Blankenese, Meldorf und Barlt, wo er am 11.4.1945 starb.

1933 wurde ihm der Dr. theol. h.c. von der Heidelberger Universität zugesprochen. Im gleichen Jahre wurde er Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung. Auch erhielt er 1933 den Wil-

helm-Raabe-Preis und 1938 die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft. Weltanschaulich vollzog F. eine Wandlung vom protestantischen Christentum zu einem völkisch-germanischen Gottglauben, der in seiner Schrift *Der Glaube der Nordmark* die abstrusesten Blüten trieb wie z.B. diese: «Weichliche Christen sind ein Unding. Wie der Löwe, der auf Bettel geht! Das Christentum ist eine Form des Herrenmenschentums in dem vornehmsten seelischen Sinn des Wortes [ ... ] Tu, was dein germanisches Gewissen und Gutseinwollen dir gebietet [...] denn das ist die Stimme Gottes.» F.s eher heidnische denn christliche Lehre, die den Antisemitismus mit dem «nordischen» Mythos verband, brachte ihm die entsprechende Anerkennung ein; das Machwerk erschien während des 2. Weltkriegs in einer Felddausgabe (o. J.) im 221.-230. Tausend.

Verf. u.a.: *Dorfpredigten*, 3 Bde. 1899-1903; *Jörn Uhl*(R.) 1901; *Hilligenleifr*(R.) 1906; *Das Leben des Heiland* 1907; *Bismarck* (Epos) 1914; *Grübeleien* 1920; *Der Pastor von Poggsee* (R.) 1921; *Meino der Prahler* (Erz.) 1933; *Die Witwe von Husum* (Erz.) 1935; *Der Glaube der Nordmark* 1936; *Lebensbericht* 1940. **73, 198**

**GAISER, GERD**, Erzähler und Lyriker, wurde am 15.9.1908 in Oberriexingen/Württemberg geboren. Sein Vater war Pfarrer. G. studierte Theologie an den evangelisch-theologischen Seminaren Schöntal und Urach, brach dann sein Studium ab, um Malerei und Kunstgeschichte an den Kunstakademien Stuttgart und Königsberg und an der Universität Tübingen zu studieren. 1934 promovierte er mit einer kunstgeschichtlichen Dissertation zum Dr. phil. Am 2. Weltkrieg nahm er als Leutnant bei einer Fliegerstaffel teil und geriet in Italien in Gefangenschaft. Nach dem Krieg arbeitete er zunächst als Holzfäller und wurde dann Zeichenlehrer an einem Gymnasium in Reutlingen. 1951 erhielt G. den Fontane-Preis der Stadt Berlin für seinen Roman *Eine Stimme hebt an*. Im Wintersemester 1961/62 las er an der Universität München über Poetik. Seit 1962 war er Dozent an der Pädagogischen Hochschule in Reutlingen, wo er am 9.6.1976 starb.

G.s geistige Haltung scheint weitgehend von der Ideologie der Jugendbewegung bestimmt. Während des Krieges publizierte er einige Prosastücke sowie einen Gedichtband mit NS Tendenz. Seinen literarischen Namen jedoch erwarb er sich erst nach dem Krieg durch sein erzählerisches Werk, das sich zum grossen Teil mit der bundesrepublikanischen Wohlstandsgesellschaft, und zwar aus der Perspektive eines romantischen Antikapitalismus, auseinandersetzt. G. wurde in die Diskussion um die Nazi-Literatur weniger wegen seiner literarischen Erstlingswerke, die man vergessen könnte, als wegen der fragwürdigen Ausdrucksmittel seiner gegenwärtigen Prosa hineingezogen.

Verf. u.a.: *Reiter am Himmel* (G'e.) 1941; *Eine Stimme hebt an* (R.) 1950; *Die sterbende Jagd* (R.) 1953 (Teile dieses Fliegerromans wurden bereits während des Dritten Reiches in der Zeitschrift *Das innere Reich* veröffentlicht); *Schlussball* (R.) 1958; *Am Pass Nascondo* (Erz.) 1960; Mitarb. *Jahr und Jahrgang 1908* 1968; *Revanche* (Erz'n. Mit e. autobiogr. Nachwort) 1971.

**114, 247**

**GRIESE, FRIEDRICH**, vorwiegend Erzähler, wurde am 2.11.1890 in Lehsten bei Wahren/Mecklenburg als Sohn eines Bauern geboren. Nach Besuch eines Lehrerseminars war er Volksschullehrer in Strahlendorf bei Parchim und später in Kiel, wo er 1931 Rektor wurde. Diese Zeit wurde unterbrochen durch zwei Kriegsjahre, die er als Soldat an der Front verbrachte. 1935 baute er sich auf einem von der Regierung geschenkten Grundstück bei Parchim den Hof Rethus, wo er als freier Schriftsteller lebte. Nach der «Neuordnung» der Deutschen Akademie der Dichtung wurde



er 1934 deren Mitglied. Von 1945-1946 war G. im Zuchthaus Neu-Strelitz interniert. 1947 liess er sich bei Uelzen nieder und lebte seit 1955 in, später bei Lübeck. Er starb in Lübeck am 1.6. 1975.

1934 erhielt G. den Lessingpreis der Stadt Hamburg, 1936 den John-Brinkmann-Preis, 1964 den Mecklenburgischen Kulturpreis von der Landsmannschaft der Mecklenburger.

G. ist ein von Hamsun beeinflusster Erzähler, der seinen Stoff vorwiegend im bäuerlichen Leben seiner Heimat suchte. Die Tatsache, dass sein Werk das «Blut- und Erdhafte» mythisierte und das «Dämonisch-Übermächtige» der Natur verherrlichte, sicherte ihm während des Dritten Reiches eine breite Wirkung. Er galt als einer der Repräsentanten des «Blut und Boden»-Schrifttums.

Verf. u.a.: *Das Korn rauscht* (Erz'n.) 1923; *Die letzte Garbe* (Nov'n.) 1927; *Mensch, aus Erde gemacht* (Dr.) 1932; *Ruf der Erde* 1933; *Mein Leben* (Autobiogr.) 1934; *Der Ruf des Schicksals* 1934; *Die Wagenburg* (Erz.) 1935; *Bäume im WindfR.* 1937; *Unsere Arbeit ist Glaube* 1940; *Der Wind weht nicht, wohin er will* (Autobiogr.) 1960; *Das nie vergessene Gesicht* (R.) 1962; *Leben in dieser Zeit 1870-1968* 1970. **64, 117**

**GRIMM, HANS**, Erzähler, wurde am 22.3.1875 in Wiesbaden geboren. Sein Vater war Universitätsprofessor. Nach dem Abitur studierte G. für kurze Zeit in Lausanne und machte dann in England eine kaufmännische Lehre durch. Bis 1910 lebte er in Südafrika, zunächst als kaufmännischer Angestellter in Port Elizabeth, später als selbständiger Kaufmann in East London. Danach studierte er in München und Hamburg Staatswissenschaften. 1916 wurde er zusammen mit Hermann Claudius Rekrut und später Kanonier. 1917 erhielt er vom Kolonialamt den Auftrag, ein Buch über Afrika zu schreiben. Es erschien 1918 unter dem Titel *Der Ölsucher von Duala*. 1918 erwarb er sich einen Gutshof bei Lippoldsberg/Weser, wo er bis zu seinem Tode am 27.9.1959 lebte.

1927 wurde G. der Dr. phil. h.c. der Universität Göttingen verliehen. 1932 wurde er mit der Goethe-Medaille ausgezeichnet. 1933 wurde er Senator der Deutschen Akademie der Dichtung. Von 1934 an hielt er regelmässig die sogenannten «Lippoldsberger Dichtertreffen» ab, die der Pflege der «völkischen Dichtung» dienen sollten. Rudolf G. Binding, Friedrich Bischoff, Hermann Claudius, Rudolf Alexander Schröder, Ernst v. Salomon, Hans Carossa, E.G. Kolbenheyer, Werner Beumelburg u.a. gehörten zu den Teilnehmern. 1951 gründete G. den Klosterhausverlag in Lippoldsberg. Die Tradition der Lippoldsberger Dichtertreffen hielt er nach dem 2. Weltkrieg aufrecht; sie wird auch nach seinem Tode weitergeführt.

G. war der literarische Exponent des deutschen Kolonialismus. Der Titel des Romans *Volk ohne Raum* wurde zum geflügelten Wort im NS Deutschland, sein Verfasser zu einer Art von klassischem Nationalautor. G. war zwar nicht Mitglied der NSDAP, doch stand er ihren Intentionen nahe. Mit Goebbels hatte er interne Feinden. Nach dem Kriege warb er um Verständnis für Hitler und die Nationalsozialisten und wurde damit zum geistigen Wortführer des deutschen Neofaschismus.

Verf. u.a.: *Südafrikanische Novellen* 1913; *Der Ölsucher von Duala* (Tagebuch) 1918; *Volk ohne Raum* (R.) 1926 (Neuauf. 1956); *Das deutsche Südwesterbuch* 1929; *Der Richter in der Karu und andere Geschichten* 1930; *Lüderitzland. 7 Begebenheiten* 1934 (1951 u. d. T.: *Geschichten aus Südwest-Afrika*); *Wie ich den Engländer sehe* 1939; *Die Erzbischofschrift. Antwort eines Deutschen* (An den Erzbischof von Canterbury gerichtet) 1950; *Warum-Woher-Aber-wohin? Vor, unter und nach der geschichtlichen Erscheinung Hitler* 1954; *Suchen und Hoffen. Aus meinem Leben 1928 bis 1934* 1960; *Gesamtausgabe*, 36 Bde. 1969 ff.

**58, 102, 135, 186, 197, 230, 231**

**JELUSICH, MIRKO**, vorwiegend Erzähler und Dramatiker, wurde am 12.12.1886 in Semil bei Prag geboren. Sein Vater war Kroat, seine Mutter Sudetendeutsche. J. verbrachte seine Kindheit und

Jugend in Wien, wo er später studierte und zum Dr. phil. promovierte. Im 1. Weltkrieg war er Artillerieoffizier in der österreichischen Armee. Nach dem Krieg gründete er den «Kampfbund für deutsche Kultur» und war Schriftleiter an der *Deutsch-österreichischen Tageszeitung*. In dieser Stellung warb er gegen die Regierung Schuschnigg für den «Anschluss». Nach der Annexion Österreichs wurde er zum kommissarischen Leiter des Wiener Burgtheaters ernannt. Auf eigenen Wunsch gab er dieses Amt nach kurzer Zeit wieder auf. 1943 erhielt J. den Grillparzer-Preis der Stadt Wien. Nach dem Krieg lebte er als freier Schriftsteller in Wien, wo er im Juni 1969 starb. J. wurde vor allem durch seine biographischen Geschichtsromane bekannt, in denen er grosse historische Gestalten als «Führer» verherrlichte.

Verf. u.a.: *Caesar* (R.) 1929; *Cromwell* (R.) 1933; *Hannibal* (R.) 1934; *Der Traum vom Reich* (R.) 1941; *Ehrene Harfe* (G'e.) 1942; *Samurai* (Dr.) 1943; *Talleyrand* (R.) 1954. **285**

**JOHST, HANNS**, Lyriker, Erzähler und Dramatiker, wurde am 8.7.1890 in Seehausen bei Dresden geboren. Sein Vater war Volksschullehrer. J. wollte Missionar werden und ging mit 17 Jahren als Pfleger zu Bodelschwingh nach Bethel. Danach studierte er in Leipzig, Wien und München Medizin, Philosophie und Kunstgeschichte und wurde Schauspieler. Als Kriegsfreiwilliger nahm er am 1. Weltkrieg teil. 1918 liess er sich als freier Schriftsteller am Starnberger See bei München nieder. Während des Dritten Reiches hatte er folgende Ämter inne: Preussischer Staatsrat, Präsident der Reichsschrifttumskammer, Präsident der Deutschen Akademie der Dichtung, Reichskulturinspektor. Er bekleidete den Rang eines SS-Brigadeführers. Auf dem Reichsparteitag in Nürnberg 1935 erhielt er als erster den Preis der NSDAP für Kunst und Wissenschaft. Ausserdem war er Inhaber der Wartburg-Dichter-Rose. Nach dem Krieg war er in einem Internierungslager und hat dort in der Zeitschrift *Lancelot* neuere französische Dichtung übersetzt. 1949 stufte ihn die Hauptprüfkammer München als Hauptschuldigen ein und verurteilte ihn zu zehnjähriger Berufsbeschränkung, drei Jahren Arbeitslager und Einziehung der Hälfte seines Vermögens. J. lebte dann am Starnberger See und starb in Ruhpolding am 23.11.1978.

J.s Frühwerk wird in der Regel dem Expressionismus zugeordnet. Eine solche Zuordnung kann sich allerdings nur auf wenige Werke beziehen. Mehr als eine modische Durchgangsstation ist der Expressionismus für ihn kaum gewesen. Die Jahre nach dem 1. Weltkrieg sahen ihn bereits als völkischen Nationalisten. Der dem Expressionismus abgeschauten «Brisanz» – einer pseudoexpressionistischen Sprachgebärde – ist er freilich treu geblieben, nur dass er sie dem NS nutzbar machte. J.s Tätigkeit nach 1933 erschöpfte sich in Funktionärstum und dem Verfassen von Pamphleten und Reden. Nach 1945 veröffentlichte er einen Roman, in dem er dem «Kulturmihilismus» der Gegenwart das «unvergängliche deutsche Herz» entgegenstellte.

Verf. u.a.: *Der junge Mensch. Ein ekstatisches Szenarium* 1916; *Der Einsame* (Grabbe-Dr.) 1917; *Rolandsruf* (G'e.) 1918; *Der König ÇDr.* 1920; *Propheten* (Dr.) 1922; *Wechsler und Händler* (Kom.) 1923; *Thomas Paine* (Dr.) 1927; *So gehen sie hin. Ein Roman vom sterbenden Adel* 1930; *Schlageter* (Dr.) 1933; *Ruf des Reiches. Echo des Volkes! Eine Ostfahrt* 1940; *Gesegnete Vergänglichkeit* (R.) 1955. **51,149, 203, 210, 216, 256, 260, 264, 286**

**JÜNGER, ERNST**, Erzähler, Kulturkritiker, Tagebuchautor, wurde am 29.3.1895 in Heidelberg geboren. Sein Vater war Apotheker. Als Primaner liess J. sich ohne das Wissen seiner Eltern von der Fremdenlegion anwerben. 1914 meldete er sich als Freiwilliger zur Front. Er war Leutnant und Stosstruppführer, wurde 14mal verwundet und erhielt den Orden «Pour le mérite». Bis 1923 war er Angehöriger der Reichswehr. Anschliessend studierte er Zoologie und Philosophie in Leipzig

und Neapel. Er lebte in Berlin, Goslar, Überlingen und Kirchhorst bei Hannover als freier Schriftsteller. J. war Mitherausgeber rechtsgerichteter Zeitschriften. Im NS-Staat hatte er keinerlei Funktionen inne. Er lehnte eine Berufung in die «neugeordnete» Dichterakademie ab und versagte selbst dem *Völkischen Beobachter* seine Mitarbeit. Am 2. Weltkrieg nahm er als Offizier teil. In Paris stand er dem Widerstandskreis um General von Stülpnagel nahe. 1944 wurde J. wegen «Wehrunwürdigkeit» aus der Armee ausgestossen, jedoch mit der Führung einer Volkssturmeinheit beauftragt. «Diese führte ich noch», heisst es in einer Zuschrift J.s an die *Deutsche Soldatenzeitung* vom 9.5.1960, «als die Lemuren, die sich das Kommando angemasst hatten, längst desertiert waren. Ich habe unter anderem dafür gesorgt, dass in meinem Bezirk keine weissen Fahnen gehisst wurden.» Nach 1945 wurde J. ein Schreibverbot auferlegt, das jedoch bald wieder aufgehoben wurde. 1956 wurde er mit dem Kulturpreis der Städte Bremen und Goslar ausgezeichnet. Ausserdem wurde ihm das Grosse Verdienstkreuz durch Bundespräsident Heuss verliehen. J. lebt heute in Wilfingen/Württemberg als freier Schriftsteller.

J.s erstes aufsehenerregendes Buch, *In Stahlgewittern, Tagebuch eines Stosstruppführers* (1920), schildert zwar sachlich und ohne patriotische Schönfärberei den Krieg als grausige «Materialschlacht», zeigt aber auch die für J. typische Einstellung, die das Kriegererlebnis positiv als tiefste Erlebnismöglichkeit des Menschen wertet. J. wurde zum Exponenten eines «heroischen Realismus» und zugleich einer «stählernen Romantik». Er war der bedeutendste Kopf der konservativ-revolutionären Bewegung, genauer: ihres nationalrevolutionären Flügels. Um ihn gruppierte sich ein Kreis gleichgesinnter Schriftsteller, Publizisten und Politiker: es waren die massgeblichen Repräsentanten des faschistoiden Denkens in Deutschland. Die Auffassung J.s, dass die Menschenordnung von Zeit zu Zeit, «um sich von neuem zu gebären, ins Feuer tauchen muss», fand ihre theoretische Rechtfertigung in J.s Schrift über die *Totale Mobilmachung* (1931). Für kurze Zeit den Ideen der «Nationalholschewisten» verpflichtet, stand seine Vorstellung eines Staates der Zukunft unter dem Motto eines «preussischen Sozialismus». Obgleich J. mit seinen Anschauungen den Nationalsozialisten wesentliche Impulse gab, wollte er sich nicht mit ihnen arrangieren. Sein elitäres, aristokratisches Denken, das sich mit dem ihm eigenen Ästhetizismus paarte, hielt ihn persönlich von den Nazis fern. J.s Schriften, die während des 2. Weltkrieges erschienen, zeugen von des Autors Degout gegenüber der Wirklichkeit des Dritten Reiches. Seine Haltung in der Gegenwart ist von einem universalistischen Konservativismus geprägt. Aus dem herrlichen Apologeten kriegerischer Ruchlosigkeit ist am Ende ein esoterischer Grübler geworden. Als kulturkritischer Essayist gibt sich J., dessen stilistische Brillanz von Manierismus oft schwer zu unterscheiden ist, vieldeutbar. J. hat einige seiner Schriften mehrfach überarbeitet, korrigiert und retuschiert, wo dass in der Gesamtausgabe seiner Werke nur selten die ursprünglichen Originalfassungen enthalten sind.

Verf. u.a.: *In Stahlgewittern* (Tageb.) 1920; *Der Kampf als inneres Erlebnis* 1922; *Feuer und Blut* 1925; *Das abenteuerliche Herz* (Aufzeichnungen) 1929 (Neufass. 1938); *Die totale Mobilmachung* 1931; *Der Arbeiter* 1932; *Auf den Marmorklippen* (R.) 1939; *Gärten und Strassen* (Kriegstageb.) 1942; *Der Friede* 1948; *Strahlungen* (Kriegstageb.) 1949; *Heliopolis* (R.) 1949; *Der Waldgang* 1951; *Jahre der Okkupation* (Tageb.) 1958; *An der Zeitmauer* 1959; *Gesamtausgabe*, 10 Bde. 1960 ff. Sämtliche Werke, Bd. 1 ff., 1978 ff. **84, 88, 101, 174, 175, 176, 214, 221, 294**

**JÜNGER, FRIEDRICH GEORG**, Lyriker, Erzähler und Essayist, wurde am 1.9.1898 in Hannover geboren. Er ist der Bruder von Ernst Jünger. J. nahm am 1. Weltkrieg teil und studierte danach Jura. Er lebte bis 1937 in Berlin als freier Schriftsteller und zog dann nach Überlingen am Bodensee, wo er am 20.7.1977 starb.

F.G.J. gehörte ebenso wie sein Bruder Ernst zum Kreise der Nationalrevolutionäre; sein Pamphlet

*Aufmarsch des Nationalismus* (1926) kann als deren programmatische Schrift angesehen werden. Wie sein Bruder Ernst distanzierte er sich vom NS. J. hatte Verbindung mit dem «Widerstandskreis» um Ernst Niekisch, in dessen «Widerstands-Verlag» auch einige seiner Werke erschienen. Nach dem Erscheinen des Gedichtes *Mohn* (1934) wurde er von der Gestapo überwacht. 1939 wurde sein Essay *Die Perfektion der Technik* (ein Gegenstück zu Ernst Jüngers *Arbeiter*) verboten. Er erschien 1946 und erregte einiges Aufsehen. J. ist nach 1933 im Wesentlichen als Dichter hervorgetreten, in dessen Werk, an klassischen Vorbildern geschult, sich zunächst noch «zuchtvolle Form» mit «herrscher» Gesinnung, später mit dem Kult des Naturschönen, verbindet. Verf. u.a.: *Aufmarsch des Nationalismus* (Ess.) 1926; *Gedichte* 1934; *Der Krieg* (Epos) 1936; *Der Taurus* (G'e.) 1937; *Die Perfektion der Technik* 1946; *Die Silberdistelklause* (G'e.) 1947; *Die Perlenschnur* (G'e.) 1947; *Gedichte* 1949; *Der erste Gang* (R.) 1954; *Spiegel der Jahre* (Erinn.) 1956; *Gedächtnis und Erinnerung* 1957; *Ausgew. Werke* 1960; *Sämtliche Gedichte* 1974. Erzählende Schriften (1 ff.), 1979 ff. **82, 89, 90, 174, 211, 213**

**KOLBENHEYER, ERWIN GUIDO**, Erzähler, Dramatiker, Lyriker und Philosoph, wurde am 30.12.1878 in Budapest als Sohn eines ungarndeutschen Architekten geboren. K. studierte an der Wiener Universität Naturwissenschaften, Philosophie und Psychologie und promovierte 1905 zum Dr. phil. 1926 wurde ihm der Dr. med. h.c. zugesprochen. Im 1. Weltkrieg war K. Leiter eines Kriegsgefangenenlagers. 1919 liess er sich in Tübingen nieder, lebte ab 1932 in Solln bei München und nach dem 2. Weltkrieg in der Nähe von Wolfratshausen/Obb. Er starb am 12.4.1962. Von 1926 an war K. Mitglied der Preussischen Dichterakademie, aus der er 1931 zusammen mit Emil Strauss und Wilhelm Schäfer aus Protest gegen das Übergewicht der demokratischen Autoren austrat. Nach der «Neuordnung» der Akademie durch die Nazis wurde er wieder ihr Mitglied. K. erhielt zahlreiche Auszeichnungen, u.a.: 1926 den Adalbert-Stifter-Preis, 1929 den Tschechoslowakischen Staatspreis; 1932 die Goethe-Medaille, 1936 den Literaturpreis der Stadt München, 1937 den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt, 1938 den Adlerschild des Deutschen Reiches, 1943 den Grillparzer-Preis der Stadt Wien. K. hatte der NSDAP angehört. Er wurde 1948 von der Münchener Spruchkammer als Belasteter in Gruppe II eingestuft, erhielt 180 Tage Sonderarbeit, Entzug der Hälfte des Vermögens und 5 Jahre Berufsverbot. In einem Berufungsverfahren 1950 stufte man ihn jedoch als «Minderbelasteten» ein. Es wurde eine Kolbenheyer-Gesellschaft gegründet, die es sich zur Aufgabe macht, sein Werk zu pflegen und eine neue Gesamtausgabe zu besorgen. K.s Werk besteht zum grössten Teil aus historischen Romanen und Dramen mit einer stark archaisierenden Tendenz. Literarische Qualitäten sind diesem Werk nicht abzusprechen; sie resultieren aus einem nicht unbeträchtlichen Gespür für historisches Kolorit. Es verrät jedoch eine reaktionäre nationalistische Staatsauffassung, die in K.s pseudophilosophischen Schriften (z.B. *Die Bauhütte*) ihre metaphysisch-biologische Begründung erfährt. Der Mensch wird zum Exponenten der «Rasse» erklärt, die Geschichte aus «biologischen Nötigungen» verstanden. So ist es kein Wunder, dass K. ihren Sinn allein in der Existenz von «Schwellenzeiten» sieht, einer Umschreibung für die deutschen Hegemonialbestrebungen. Über eine zu seinem 75. Geburtstag von der Kolbenheyer-Gesellschaft, der Sudetendeutschen Landsmannschaft und dem «Deutschen Kulturwerk europäischen Geistes» veranstaltete Feier berichtete *Die Zeit* (28.1.1954): «Der Schriftsteller E.G.K. dankte im Münchner Sophiensaal seinen Anhängern dreimal mit dem zum Hitlergruss erhobenen rechten Arm . . . Hermann Burte beglückwünschte K. im Namen der Veranstalter als einen ‚Mann, der nicht zu Kreuze kriecht‘, und ertotete für die Anrede demonstrativen Beifall.»

Verf. u.a.: *Giordano Bruno* (Dr.) 1903; *Amor Dei* (Spinoza<sup>^</sup>R., von den Nazis ignoriert) 1908; *Meister Joachim Pausewang* (R.) 1910; R.-Trilogie: *Die Kindheit des Paracelsus*, *Das Gestirn des Paracelsus*, *Das Dritte Reich des Paracelsus* 1917-1925; *Die Bauhütte. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart*. 1925 (1952 u. d. T.: *Philosophie der Bauhütte*); *Lyrisches Brevier* (G<sup>e</sup>.e.) 1928; *Deutsches Bekenntnis* 1933; *Unser Befreiungskampf und die deutsche Dichtkunst* 1932; *Das gottgelobte Herz* (R.) 1938; *Ges. Werke*, 8 Bde. 1939 ff.; *Sebastian Karst über sein Leben und seine Zeit* (autobiogr. R.), 3 Bde. 1957-1958; *Ges.-Ausg. d. Werke*, 14 Bde. 1957 ff.  
**82, 125, 234, 281**

**LERSCH, HEINRICH**, vorwiegend Lyriker, wurde am 12.9.1889 in Mönchen-Gladbach geboren. Sein Vater war Kesselschmied. L. wurde ebenfalls Kesselschmied und verbrachte seine Gesellenjahre hauptsächlich mit Wanderungen durch die Schweiz, Österreich, Italien, Belgien, Holland und Deutschland. Im 1. Weltkrieg wurde er schwer verwundet. Erst 1925 löste er sich von seinem väterlichen Betrieb. Er stand dem Dichterkreis der «Werkleute auf Haus Nyland» nahe. Ab 1932 lebte er als freier Schriftsteller in Bodendorf/Ahr. Er starb am 19.6.1936 in Remagen.

L. war der bedeutendste der sogenannten «Arbeiterdichter». Er kannte das proletarische Milieu aus eigenem Erleben und hat es in kraftvollen Versen besungen. Die intellektuelle Reflexion war ihm fremd. Dem Sozialismus stand er im Grunde fern. Bereits während des 1. Weltkrieges hatte er das Soldatentum verherrlicht; die Kameradschaftsidee verband sich bei ihm später mit dem NS Konzept der Volksgemeinschaft. Er machte sich schliesslich zum Sprachrohr der Nazis, die ihn ihrerseits als den deutschen Arbeiterdichter feierten. 1933 wurde er in die Deutsche Akademie der Dichtung berufen.

Verf. u.a.: *Herz, aufglühe dein Blut* (G<sup>e</sup>.e.) 1916; *Mensch im Eisen* (G<sup>e</sup>.e.) 1924; *Hammerschläge* (R.) 1930; *Mit brüderlicher Stimme* (G<sup>e</sup>.e.) 1934; *Im Pulsschlag der Maschinen* (N<sup>n</sup>.) 1935; *Briefe und Gedichte aus dem Nachlass* 1939; *Das dichterische Werk* 1944; *Ausgewählte Werke in zwei Bänden* 1966. **108, 144, 145, 178, 203**

**MENZEL, HERYBERT**, Lyriker und Erzähler, wurde am 10.8.1906 in Obomik/Posen geboren. Sein Vater war Landbriefträger, die Vorfahren Bauern und Schäfer. M. studierte in Breslau und Berlin Jura, schloss sein Studium jedoch nicht ab. Er wurde früh Mitglied der NSDAP und gehörte der SA an. M. erhielt verschiedene Preise, u.a. 1939 den Kulturpreis der SA und 1938 ein Drittel des Literaturpreises der Stadt Berlin. Er ist im Februar 1945 gefallen. M. gehörte zu den typischen Nazi-Barden. «Für Deutschlands Erwachen», sagte er von sich selbst, «durfte ich als SA-Mann kämpfen. Als Schriftsteller bin ich meiner Heimat Meldegänger.»

Verf. u.a.: *Im Bann* (G<sup>e</sup>.e.) 1930; *Im Marschschritt der SA* (G<sup>e</sup>.e.) 1933; *Gedichte der Kameradschaft* 1936; *Wenn wir unter Fahnen stehen* (L<sup>r</sup>.r.) 1938; *Ewig lebt die SA. Eine Feier* (Kantate) 1938; *Anders kehren wir wieder* (G<sup>e</sup>.e.) 1943. **139, 275**

**MIEGEL, AGNES**, Lyrikerin und Erzählerin, wurde am 9.3.1879 in Königsberg geboren. Ihr Vater war Kaufmann. A.M. erhielt eine Ausbildung als Lehrerin und betrieb Sprachstudien, die sie nach Frankreich, England und Italien führten. Von 1920-1926 war sie an der *Ostpreussischen Zeitung* in Königsberg Feuilleton-Redakteurin. Ab 1927 lebte sie dort als freie Schriftstellerin. 1944 flüchtete sie aus Königsberg und verbrachte die Zeit bis 1946 in einem dänischen Lager. Erst von 1949 an hatte sie wieder Veröffentlichungserlaubnis. Ab 1948 lebte sie in Bad Nenndorf; von 1956 an

zahlte ihr die Stadt Hameln (wie bereits seit 1926 die Stadt Königsberg) einen «Ehrensold» auf Lebenszeit. A.M. starb am 27.10.1964.

1924 wurde A.M. der Dr. phil. h.c. der Universität Königsberg verliehen. 1933 wurde sie in die «neugeordnete» Dichterakademie berufen. Sie erhielt folgende Auszeichnungen: 1913 den Kleist-Preis, 1936 den Herder-Preis, 1939 den Königsberger Literaturpreis, 1940 den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt («Der beschwörenden Gestalterin der Kräfte des preussischen Lebensraumes, die in ihren Werken das Bild des ostdeutschen Menschen in Reinheit geformt hat»), 1957 die Ehrenplakette des Ostdeutschen Kulturrats, 1959 den Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. An ihrem 80. Geburtstag konnte Ex-Vertriebenen-Minister Dr. Theodor Oberländer mit Stolz darauf hinweisen, dass «nicht weniger als 13 Oberschulen in der Bundesrepublik den Namen Agnes Miegel tragen».

A.M. war vor allem als Balladendichterin hervorgetreten; sie hatte Verbindung mit dem «Göttinger Kreis» und stand Lulu von Strauss und Torney und Borries von Münchhausen nahe, in dessen *Göttinger Musenalmanach* sie ihre ersten Balladen und Lieder veröffentlichte. Nach dem 1. Weltkrieg setzte ihre der Heimatdichtung verpflichtete Ostpreussen-Hymnik ein. Ihre nationalistisch-übersteigerte Heimatverbundenheit liess sie später in das Kielwasser der NS-Ideologie geraten. Der ostpreussischen Thematik blieb A. M. auch nach 1945 treu.

Verf. u.a.: *Gedichte* 1901; *Balladen und Lieder* 1907; *Geschichten aus Alt-Preussen* 1926; *Ges. Gedichte* 1927; *Herbstgesang* (G'e.) 1932; *Deutsche Balladen* 1935; *Ostland* (G'e.) 1940; *Du aber bleibst in mir* (Flüchtlingsg'e.) 1949; *Die Meinen* (Erinnerungen) 1951; *Aus der Heimat* (Erz'n.) 1954; *Ges. Werke*, 7 Bde. 1953-1965. **235, 236, 245, 286**

**MÜNCHHAUSEN, BORRIES**, Freiherr von, Lyriker, wurde am 20.3.1874 in Hildesheim geboren. Er entstammte dem Geschlecht des berühmten «Lügenbarons». M. war Sohn eines Kammerherm und verlebte seine Jugendjahre auf den väterlichen Gütern bei Göttingen, Hannover und Altenburg. 1895 bis 1899 studierte er Jura und Staatswissenschaften in Heidelberg, Berlin, München und Göttingen (Dr. jur.). Im 1. Weltkrieg war er Rittmeister. Ab 1920 lebte er auf seinem Familiensitz in Windischleuba als Gutsherr. M. war Senator der Deutschen Akademie der Dichtung, Inhaber der Silbernen Wartburg-Dichter-Rose, Domherr zu Wurzen und Dr. phil. h.c. Er starb 1945 durch Selbstmord.

Mit Agnes Miegel und Lulu von Strauss und Torney gehörte Münchhausen zu den Erneuerern der deutschen Ballade im 20. Jahrhundert. Er gab (1897 bis 1923) den *Göttinger Musenalmanach* heraus. Sein Werk basiert auf dem neuromantischen Lebensgefühl; es wurde vor allem von der Jugendbewegung begeistert aufgenommen. Der von ihm bevorzugte Stoff ist vorwiegend der Heldensage, dem Märchen, der Bibel, der Geschichte entnommen. M.s ritterlich-junkerliche Grundhaltung liess ihn in den Nazis Gesinnungsgenossen erblicken. Er bezahlte seinen Irrtum 1945 durch den selbstgewählten Tod.

Verf. u.a.: *Gedichte* 1896; *Juda* (G'e.) 1900; *Balladen* 1901; *Ritterliches Liederbuch* 1903; *Balladen und ritterliche Lieder* 1908; *Die Standarte* (G'e.) 1916; *Fröhliche Woche mit Freunden* (Betracht.) 1922; *Das Balladenbuch* (Ges.-Aus.) 1924; *Idyllen und Lieder* 1928; *Das Liederbuch* 1928; *Geschichten aus der Geschichte, einer alten Geschlechtshistorie nacherzählt* 1934; *Das dichterische Werk*, 2 Bde. 1950. **250**

**SALOMON, ERNST v.**, Erzähler, Verfasser von Film-Drehbüchern, wurde am 25.9.1902 in Kiel geboren. Sein Vater war aktiver Offizier und später Kriminalrat. S. wurde in den Kadettenschulen in Karlsruhe und Berlin erzogen. Er folgte jedoch nicht der Offizierslaufbahn, sondern schloss sich kurz nach Ausbruch der Revolution nationalistischen Kreisen an. S. kämpfte im Baltikum und in

Oberschlesien und war Mitglied des Freikorps Ehrhardt, das führend beim Kapp-Putsch beteiligt war. 1922 wurde er wegen versuchter Beihilfe an der Ermordung Rathenaus zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt. Er beteiligte sich auch an den Bauernunruhen in Schleswig-Holstein. Während der NS-Zeit betätigte er sich hauptsächlich als Filmautor für die UFA. Er war Herausgeber der Freikorps-Zeitschrift *Der Reiter gen Osten*. 1945 wurde er verhaftet und bis 1946 in einem amerikanischen Lager interniert. Er lebte früher in Hamburg, dann in Stöckte bei Winsen/ Luhe, wo er am 9.8.1972 starb.

Von den meisten Autoren der «Konservativen Revolution» unterscheidet sich S. durch seine beträchtliche Intelligenz. Seine Bücher sind trotz des gelegentlich zur Schau getragenen Zynismus von dem Drang erfüllt, die Wirren der Zeit wahrheitsgetreu und illusionslos darzustellen; als zeitgeschichtliche Dokumente bleiben sie lesenswert. Im Dritten Reich hat S. sich wenig hervorgetan. Sein Weg zur UFA war eine Art Rückzug auf der Linie des geringsten Widerstandes; S. verstand es, das Dritte Reich zu überleben, ohne mit ihm ernstlich in Konflikt zu geraten. Sein 1951 erschienenes Buch *Der Fragebogen* ist Zeitbild und Autobiographie, Anklage- und Rechtfertigungsschrift zugleich.

Verf. u.a.: *Die Geächteten* (R.) 1930; *Die Stadt* (R.) 1932; *Die Kadetten* (R.) 1933; Hrsg.: *Das Buch vom deutschen Freikorpskämpfer* 1938; *Der Fragebogen* 1951; dazu eine Reihe von Drehbüchern. **87, 177**

**SCHÄFER, WILHELM**, vorwiegend Erzähler, wurde am 10.1.1868 in Ottrau/Oberhessen geboren. Er stammt aus einer Schwälmer Bauernfamilie. Sein Vater war Schuster und Bäcker. Sch. wollte zunächst Maler werden; schliesslich liess er sich jedoch als Volksschullehrer ausbilden. Sieben Jahre lang übte er im Rheinland diesen Beruf aus. Dann ging er für einige Zeit nach Berlin und freundete sich mit Richard Dehmel an. Er begründete 1905 in Düsseldorf die Zeitschrift *Rheinlande*. Sch. war Mitglied und später Senator der Deutschen Akademie der Dichtung. 1924 wurde Sch. zum Dr. phil. h.c. der Universität Marburg ernannt. Er erhielt 1937 den Rheinischen Literaturpreis, 1941 den Frankfurter Goethe-Preis; 1948 wurde er Ehrenbürger der Staatlichen Kunstakademie in Düsseldorf. Sch. lebte seit 1915 am Bodensee und starb am 19.1.1952 in Überlingen. Sch.s Frühwerk war dem Naturalismus verpflichtet, von dem er sich jedoch bald löste. Er wandte sich der Anekdote zu, durch die er die Kunst der Erzählung erneuern wollte. In den *Dreizehn Büchern der deutschen Seele* kehrt er ein prononciertes Deutschtum hervor. Seine «völkische» Haltung bewies er, indem er 1931 zusammen mit Kolbenheyer und Emil Strauss die Preussische Dichterkademie aus Protest gegen ihre demokratisch eingestellte Leitung verliess.

Verf. u.a. *Anekdoten* 1908; *Die Halsbandgeschichte* 1910; *Die unterbrochene Rheinfahrt* (Erz.) 1913; *Erzählende Schriften*, 4 Bde. 1921; *Die dreizehn Bücher der deutschen Seele* 1922 (Neuausg.: 1949); *Der Hauptmann von Köpenick* (R.) 1930; *Deutsche Reden* 1933; *Theoderich, König des Abendlandes* (R.) 1939; *Wider die Humanisten* (Rede) 1943. **55, 90, 206**

**SCHAUWECKER, FRANZ**, vorwiegend Erzähler, wurde am 26.3.1890 in Hamburg als Sohn eines Zollbeamten geboren. Er studierte in München, Berlin und Göttingen Geschichte und Germanistik. Am 1. Weltkrieg nahm er als Kompanieführer teil und wurde schwer verwundet. Danach lebte er als freier Schriftsteller, zeitweilig auch als Redakteur, in Berlin. Später lebte er in Günzburg/Donau, wo er am 31.5.1964 starb. Sch. zählte zu den Nationalrevolutionären. Bereits seit 1919 bekämpfte er die Republik. Sein Werk dreht sich wie das von Ernst Jünger um das Kriegserlebnis, das er heroisch verklärte. Sch.s Roman *Aufbruch der Nation* war von starker politischer Wirkung; der Titel wurde zum Kennwort für das NS-Kampfprogramm.

Verf. u.a.: *Im Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkrieg* 1919; *Aufbruch der Nation* (R.) 1929; *Deutsche allein. Schnitt durch die Zeit* 1931; *Krieg der Deutschen* 1933; *Die Entscheidung* (Dr.) 1933; *Wendekreis der Liebe* (G'e.) 1937; *Der Panzerkreuzer* 1938; *Der weisse Reiter* (R.) 1944. **200**

**SCHIRACH, BALDUR VON**, wurde am 9.5.1907 in Berlin geboren. Sein Vater war Offizier und später Theater-Intendant in Weimar und Wiesbaden. Sch. studierte in München Kunstgeschichte und Germanistik. Im Jahre 1924 trat er noch als Schüler in die NSDAP ein. Er war massgeblich an Aufbau und Führung der NS-Hochschulbewegung beteiligt. 1933 wurde er von Hitler zum Jugendführer des Deutschen Reiches ernannt. Ab 1940 war er Reichsstathalter und Gauleiter der NSDAP in Wien. Ausserdem hatte er folgende Ämter inne: Reichsleiter für Jugenderziehung der NSDAP, Mitglied des Reichstages, Mitglied des Reichskultursenats, Mitglied der Arbeitskammer, Mitglied der Akademie für deutsches Recht. 1938 erhielt Sch. den Nationalen Buchpreis für die Herausgabe der Gedichtsammlung *Das Lied der Getreuen*.

1946 wurde Sch. im Kriegsverbrecherprozess in Nürnberg zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung 1966 lebte er in Kröv an der Mosel, wo er am 8.8.1974 starb.

Verf. u.a.: *Die Feier der neuen Front* (G'e.) 1929; *Die Fahne der Verfolgten* (G'e.) 1933; *Das Lied der Getreuen* (G'e.) 1938; *Ich glaubte an Hitler* 1968. **219, 268**

**SCHOLZ, WILHELM VON**, Dramatiker, Lyriker und Erzähler, wurde am 15.7.1874 in Berlin geboren als Sohn des nachmaligen Staatsministers (letzter Finanzminister Bismarcks) Adolf von Scholz. Sch. studierte Literaturgeschichte und Philosophie in Berlin, Lausanne, Kiel und München. Er promovierte 1897 zum Dr. phil. mit einer Dissertation über A. von Droste-Hülshoff. In Weimar, wo Sch. nach der Jahrhundertwende lebte, verband ihn eine enge Freundschaft mit Paul Ernst. Für kurze Zeit war Sch. Leutnant bei den Leibgrenadiere in Karlsruhe. Von 1914 bis 1922 war er 1. Dramaturg und Spielleiter am Württembergischen Hof- (später Landes-)theater in Stuttgart. Von 1926 bis 1928 war Sch. Präsident der Preussischen Dichterakademie, nach 1933 Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung. Während des Dritten Reiches wurde er mit der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. 1949 wurde er zum Präsidenten des Verbandes deutscher Bühnenschriftsteller und Komponisten gewählt. 1955 erhielt er den Humanisten-Ring des Kulturwerks der vertriebenen Deutschen. 1959 die Eichendorff-Plakette. Sch. lebte als freier Schriftsteller auf dem väterlichen Gut Seeheim bei Konstanz. Er starb am 29.5.1969.

Ausgesprochen konservativ in Stil und Gesinnung, ist das Werk von Sch. durch die Verehrung klassischer Vorbilder geprägt. Er zählt (wie Paul Ernst) zu den Vertretern der neuklassizistischen Richtung. Seine am klassischen Erbe orientierte Grundhaltung hinderte ihn nicht, den Machthabern des Dritten Reiches sympathisierend gegenüberzustehen. Zusammen mit Binding und Kolbenheyer verteidigte er sie 1933 in offenen Briefen an Romain Rolland und verherrlichte sie in späteren Jahren in Gedichten und Reden. Freilich war es jene Lesebuch-Klassik der deutschen Oberlehrer, die er verehrte und die sich bei ihm und anderen seit eh und je vorzüglich mit dem Pseudo-Patriotismus verband. Noch 1953 hielt es Sch. für nötig, in einem offenen Brief an den Bundespräsidenten gegen die «beängstigende Überfremdung der deutschen Theater und Verlage» durch ausländische Werke zu protestieren.

Verf. u.a.: *Der Jude von Konstanz* (Dr.) 1905; *Gefährliche Liebe* (Dr.) 1913; *Die Unwirklichen* (Erz'n.) 1916; *Zwischenreich* (Erz'n.) 1922; *Ges. Werke*, 5 Bde. 1924; *Perpetua* (R.) 1926; Beitrag in: *Sechs Bekenntnisse zum neuen Deutschland*. R.G. Binding, E.G. Kolbenheyer [u.a.] ant-



worten Romain Rolland 1933; *Claudia Colonna* (Dr.) 1941; *Das deutsche grosse Welttheater. Freie Neuschöpfung nach Calderon* 1941; *Die Gedichte*, Gesamtausg. 1944; *Die ausgew. Gedichte* 1953; *Das Drama, grosse Dramaturgie* 1956; *Das Inwendige* (Ausgew. Erz'n) 1959; *Ausgew. Schauspiele* 1964. **246, 284, 288**

**SCHUMANN, GERHARD**, Lyriker, wurde am 14.2.1911 in Esslingen/Neckar geboren. Sein Vater war Studienrat. Sch. wurde in evangelisch-theologischen Seminaren erzogen und studierte ab 1930 Germanistik in Tübingen. Während seines Studiums wurde er NS-Studentenführer und später SA-Oberführer. Während der Zeit des Dritten Reiches war Sch. Chefdramaturg des Württembergischen Staatstheaters. Ausserdem war er Mitglied des Reichskulturernats, Präsidialrat der Reichsschrifttumskammer und Mitglied des SA-Kulturkreises. 1935 erhielt er den Schwäbischen Dichterpreis und 1936 den Nationalen Buchpreis. Nach dem Kriege war Sch. Geschäftsführer des «Europäischen Buchklubs» in Stuttgart. Er gründete später den Hohenstaufenverlag in Esslingen/Neckar, mit dem er nach Bodmann am Bodensee übersiedelte.

Die Qualität der lyrischen Produktionen Sch.s in der NS-Zeit entspricht der Höhe der von ihm innegehabten Ränge; sie zählen zu dem Makabersten, was das Nazi-Schrifttum hervorgebracht hat. Heute ist Sch. nicht nur verlegerisch, sondern auch literarisch aktiv; er verfasst vornehmlich «heitere und besinnliche» Verse. 1971 erhielt er den Lyrik-Ehrenring des «Deutschen Kulturwerks».

Verf. u.a.: *Fahne und Stern* (G'e.) 1934; *Die Lieder vom Reich* 1935; *Wir aber sind das Korn* (G'e.) 1936; *Wir dürfen dienen* (G'e.) 1937; *Bewährung* (G'e.) 1940; *Die Lieder vom Krieg* 1941; *Gesetz wird zu Gesang* (G'e.) 1942; *Gudruns Tod* (Dr.) 1943; *Freundliche Boshheiten* (G'e.) 1955; *Die Tiefe trägt* (G'e.) 1957; *Stachel-Beeren-Auslese* (G'e.) 1960; *Leises Lied* (G'e.) 1962; *Der Segen bleibt* (G'e.) 1968; *Kunst und Leben. Memoiren und Essays* 1974.

**91, 120, 220, 249, 261, 269, 275, 278**

**SEIDEL, INA**, Lyrikerin und Erzählerin, wurde am 15.9.1885 in Halle geboren. Ihr Vater war Arzt. I.S. verbrachte ihre Jugend in Braunschweig. Sie war verheiratet mit dem Pfarrer und Schriftsteller Heinrich Wolfgang Seidel, dem Sohn des Schriftstellers Heinrich Seidel (*Leberecht Hühnchen*). Nach einer schweren Krankheit im Alter von 22 Jahren, die ihr für lange Zeit die Bewegungsfreiheit raubte, begann I.S. schriftstellerisch zu arbeiten. Sie lebte lange Zeit in München, Eberswalde und Berlin. Während des Dritten Reiches war sie Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung. 1941 erhielt sie den Dichterpreis der Stadt Wien, 1948 den Wilhelm-Raabe-Preis der Stadt Braunschweig und 1958 den Grossen Kunstpreis des Landes Nordrhein-Westfalen. Seit 1934 lebte I.S. als freie Schriftstellerin in Starnberg/Obb. Sie starb am 2.10.1974 in Ebenhausen bei München.

Das Werk der I.S. kreist vorwiegend um kindliche und frauliche Erlebnisbereiche. Es steht unter dem Einfluss der Neumontik. Schicksalsglaube und Naturfrömmigkeit verquicken sich in ihm mit protestantischem Ethos und theosophischen Ideenmomenten. Molltöne herrschen in ihm vor; eine Art nachtwanderisches Wähnen um die blutmässige Bedingtheit allen Daseins tritt an die Stelle rationalen Erkennens. Der Hang zum unreflektiert Visionären liess I.S. vorübergehend in Hitler eine mythische Gestalt erblicken, die sie in romantischen Versen besang. Sie mag ihren Irrtum nach 1945 bedauern haben; ihr Roman *Michaela*, ein Produkt eigener Gewissenserforschung, zeigt dennoch nur das klägliche Bild einer Intellektuellenschicht, die dem Verhängnis geistig wehrlos gegenüberstand. «Zuviel von jenem romantisierenden Humanismus, der sich in

jener kritischen Zeit als Traum und Schein erwiesen hatte, war in diesen Roman übernommen und in seiner Scheinlebensbedeutigkeit konserviert worden.» (K.A. Horst)

Verf. u.a.: *Neben der Trommel her* (G'e.) 1915; *Weltinnigkeit* (G'e.) 1918; *Sterne der Heimkehr* (R.) 1923; *Die Fürstin reitet* (Erz.) 1926; *Renée und Rainer* (Erz.) 1930; *Das Wunschkind* (R.) 1930; *Ges. Gedichte* 1937; *Lennacker* (R.) 1938; *Unser Freund Peregrin* (Erz.) 1940; *Das unverwesliche Erbe* (R.) 1954; *Gedichte 1905-1955* 1955; *Michaela* (R.) 1959; *Berlin, ich vergesse dich nicht* 1962; *Vor Tau und Tag* (Autobiogr.) 1962; *Lebensbericht* 1970. **118, 182, 283**

**STEGUWEIT, HEINZ**, Lyriker, Erzähler, Dramatiker, wurde am 19.3.1897 in Köln als Sohn eines Kaufmanns geboren. St. besuchte nach dem Gymnasium eine Handelshochschule. Im 1. Weltkrieg kämpfte er als Leibgrenadier an der Ost- und Westfront. Er wurde mehrmals verwundet. Von 1918 bis 1925 arbeitete er als Bankangestellter. Danach lebte er als freier Schriftsteller in Köln. St. war während des Dritten Reiches Kulturredakteur des *Westdeutschen Beobachters* und Landesleiter der Reichsschrifttumskammer. Er erhielt im Jahre 1938 den Rheinischen Literaturpreis und 1939 den Erzählerpreis des Verlages Velhagen & Klasing. 1960 erhielt er den 2. Erzählerpreis der Bundeszentrale für Heimatdienst und des Westdeutschen Autorenverbandes. St. ist Ehrenbürger der Wartburg und Ehrenmitglied der Deutschen Lebensrettungsgesellschaft. Er lebte bis zu seinem Tode am 25.5.1964 in Halver/Westfalen als Verfasser von Kinder- und Jugendbüchern.

St. galt als «Dichter der Frontgeneration». Das Kriegserlebnis erscheint in seinen Büchern teils sentimental, teils humorvoll verklärt. St. trat auch als Verfasser rheinischer Volkserzählungen, Anekdotchen und Hörtörchen hervor. Auch betätigte er sich als Verfasser des von den Nazis stark geförderten Laienspiels.

Verf. u.a.: *Das Laternchen der Unschuld* (rhein. Schwänke) 1925; *Der Tornister* (*Gesch.*) 1926; *Der Jüngling im Feuerofen* (R.) 1932; *Heilige Unrast* (R.) 1934; *Am ewigen Ufer* (Erz'n.) 1936; *Das fröhliche Steguweitbuch* 1936; *Und alles ist Melodie* (G'e.) 1937; *Es weihnachtet sehr* (Erz'n. und G'e.) 1940; *Der schwarze Mann* (R.) 1950; *Eulenspiegel darf nicht sterben* (Jugendb.) 1955; *Der Spatz, Philippi und seine Abenteuer* (Jugendb.) 1957. **119, 140, 219**

**STEH, HERMANN**, Erzähler und Dramatiker, wurde am 16.2.1864 in Habelschwerdt/Schlesien geboren. Sein Vater war Sattlermeister. St. wurde Volksschullehrer und war in verschiedenen Dörfern Schlesiens tätig. Schliesslich erhielt er eine feste Anstellung in einem schlesischen Gebirgsdorf. Er hatte mit der Schulaufsichtsbehörde Schwierigkeiten hinsichtlich seiner religiösen Anschauungen. Wegen eines Ohrenleidens liess er sich früh pensionieren und lebte seit 1913 als freier Schriftsteller im Riesengebirge. St. wurde der Grad eines Dr. h.c. verliehen. Er erhielt 1933 den Goethe-Preis und 1934 den Adlerschild des Deutschen Reiches. St. starb am 11.9.1940 in Oberschreiberhau/Schlesien.

St. begann mit scheinbar naturalistischen Schilderungen pathologischer Seelenzustände; auch stand er den Sozialanschauungen des Naturalismus nahe. Bald liessen seine Romane jedoch den Einfluss der überlieferten schlesischen Mystik erkennen. Das Eindringen in die Geheimnisse der Psyche stand im Dienste eines «Gottsuchertums», dem es mehr um die Deutung von Mysterien als um die Erkenntnis und Gestaltung menschlicher Verhaltensweisen ging. St.s «Innerlichkeit» machte ihn zum Lieblingsautor des deutschen Spiessers, als der er auch dann noch galt, als eine nicht unbedächtige Gestaltungskraft unter einem angestrengten lehrhaften Bemühen dahinschwand. Die Tiefendeutung der deutschen Seele endete mit einem Bekenntnis zu den Machthabern des Dritten Reiches, die ihrerseits nicht mit Ehrungen für den Dichter zurückhielten. «Ich

sehe und kenne», sagte Hanns Johst, «keinen anderen Massstab für Hermann Stehr als masslose Verehrung. Er ist der grösste lebende deutsche Dichter.» Sein Andenken wird heute durch eine Hermann-Stehr-Gesellschaft gepflegt.

Verf. u.a.: *Leonore Griebel* (R.) 1900; *Der begrabene Gott* (R.) 1905; *Der Heiligenhof* (R.) 1918; *Peter Brindeisener* (R.) 1924; *Ges. Werke*, 12 Bde. 1926-1937; *Meister Cajetan* (N.) 1931; *Mein Leben* 1934; *Das Stundenglas* (Reden, Schriften, Tageb.) 1936; *Das Geschlecht der Maechler*, 3 Bde. 1942-1944. **99, 114**

**STRAUSS, EMIL**, Erzähler, wurde am 31.1.1866 in Pforzheim geboren. Er stammte aus einer österreichischen Musiker- und einer badischen Pfarrersfamilie. Sein Vater war Schmuckwarenfabrikant. In Freiburg, Lausanne und Berlin studierte er Philosophie, Germanistik und Volkswirtschaft. In Berlin verkehrte er zeitweilig mit Dehmel, Gerhart Hauptmann und Max Halbe. 1892 ging er für einige Zeit nach Brasilien, nachdem er eine Zeitlang in der Landwirtschaft tätig war. In Brasilien war er zunächst Kolonist und später Vorsteher eines Knabeninternats. Nach seiner Rückkehr lebte er als Landwirt und Schriftsteller am Bodensee, im Schwarzwald, in Hellerau bei Dresden und nach dem 1. Weltkrieg im Hegau. 1925 liess er sich als freier Schriftsteller in Freiburg/Br. nieder. St. war Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung. 1921 erhielt er den ersten Dichterpreis des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein, 1926 den Dr. h.c. der Universität Freiburg, 1936, anlässlich seines 70. Geburtstages, die Goethe-Medaille durch Hitler und den Erwin-von-Steinbach-Preis. Er wurde zum Ehrenbürger von Freiburg ernannt. Im gleichen Jahr berief ihn Goebbels in den Reichskultursenat. 1941 ehrte man ihn mit dem Johann-Peter-Hebel-Preis und 1942 mit dem Grillparzer-Preis. 1956 wurde ihm anlässlich seines 90. Geburtstages der Professorentitel verliehen. Heidegger und Hermann E. Busse befanden sich unter den zahlreichen Gratulanten. St. starb am 10.8.1960 in Freiburg/Br. St. war ein eigenwilliger und literaturgeschichtlich schwer einzuordnender Autor. Hermann Hesse bemerkte einmal über ihn: «Falls wir Deutsche zu den Völkern gehörten, welche Freude an ihrer eigenen Sprache haben, so würde Emil Strauss bei Lebzeiten zum Klassiker ernannt werden. Eine schönere, gesündere Prosa als er schreibt heute niemand.» St., der sich weniger literarisch als weltanschaulich an gewissen Ideen der Heimatdichtung orientierte, stellte dem «Asphalt» der Grossstadt die ländliche Idylle und Einsamkeit gegenüber. 1931 trat er mit Kolbenheyer und Wilhelm Schäfer aus der Preussischen Dichterkademie aus. Der Austritt stand unter dem Motto einer Gegnerschaft gegen die Herrschaft «Berlins» über die Akademie. «Volkhafte» und «rassische» Nebentöne sind im Werk von St. in Fülle zu finden; sie verschafften ihm die entsprechende Anerkennung seitens der Nazis.

Verf. u.a. *Menschenwege* (Erz.'n.) 1899; *Der Engelwirt* (Erz.) 1901; *Freund Hein* (R.) 1902; *Der nackte Mann* (R.) 1912; *Vaterland* (Dr.) 1923; *Das Riesenspielszeug* (R.) 1934; *Lebenstanz* (R.) 1940; *Ges. Werke* 1949 ff.; *Ludens* (Erinnerungen und Versuche) 1955. **115, 148**

**STRAUSS UND TORNEY, LULU VON**, Lyrikerin und Erzählerin, wurde am 20.9.1873 in Bückeberg geboren. Ihr Vater war Generalmajor. Nach dem Schulbesuch lebte sie als freie Schriftstellerin in Bückeberg. Sie machte viele Reisen nach Holland, Italien, England, Frankreich und in die skandinavischen Länder. 1916 heiratete sie den Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs in Jena, der 1930 starb. 1912 erhielt sie den Preis der Fastenrath-Stiftung, 1921 den Marie-Ebner-Eschenbach-Preis. Sie starb am 19.6.1956 in Jena.

L. v. St. u. T. war dem «Göttinger Kreis» verbunden und eng mit Agnes Miegel befreundet. Wie diese trat sie vor allem als Balladendichterin hervor; daneben schrieb sie Romane und Novellen aus dem Erlebnis ihrer heimatlich-bäuerlichen Welt. Ihre Natur- und Bauernlyrik bewegt sich in

gängigen Symbolen; gerne verweilt sie bei einer Ähren- und Ackerromantik, deren Pathos das spätere «Blut und Boden»-Schrifttum in vielem vorwegnimmt.

Verf. u.a.: *Gedichte* 1898; *Bauernstolz* (N.) 1901; *Balladen und Lieder* 1902; *Judas* (R.) 1911 (1937 u. d. T.: *Der Judashof*); *Reif steht die Saat* (Balladen) 1919; *Der jüngste Tag* (R.) 1922; *Auge um Auge* (N.) 1933; *Erde der Väter* (G'e.) 1936; Hrsg.: *Eugen Diederichs. Leben und Werk. Briefe und Aufzeichnungen* 1936; *Das verborgene Angesicht. Erinnerungen* 1943. **118, 146**

**THIESS, FRANK**, vorwiegend Erzähler, wurde am 13.3.1890 in Eluisenstein bei Uexküll/Livland geboren. Sein Vater war Baumeister. Th. besuchte das Gymnasium in Berlin und Aschersleben und studierte in Berlin und Tübingen Germanistik, Geschichte und Philosophie. Er promovierte zum Dr. phil. 1915-1919 war Th. aussenpolitischer Redakteur am *Berliner Tageblatt*, 1920-1921 Dramaturg und Regisseur der Volksbühne Stuttgart, 1921-1923 Theaterkritiker in Hannover. Von 1923 an lebte Th. als freier Schriftsteller teils in Berlin, teils in Steinhude am Meer. Während der NS-Zeit lebte er vorwiegend in Österreich, kurze Zeit auch in Rom. Seit 1952 war er in Darmstadt ansässig. Er starb dort am 22.12.1977.

Th. war vorübergehend Vizepräsident der Akademie der Wissenschaften und Literatur in Mainz. Er war der Verfasser kultivierter Romane und Novellen um psychologische und erotische Konflikte und Grenzsituationen sowie um kultur- und zeitgeschichtliche Probleme. Auch trat er als vielseitiger kulturkritischer Essayist hervor.

Wider Erwarten beeilte sich Th. 1933, dem neuen Regime seine Aufmerksamkeit zu machen, indem er seinen gesellschaftskritischen Roman aus der Inflationszeit, *Der Leibhaftige* (1924), mit einem Vorwort versah, das ihn den Machthabern empfehlen sollte. 1941 lieferte er mit dem Roman *Das Reich der Dämonen* eine verschlüsselte Kritik an der Diktatur, die zum Verbot des sogleich vergriffenen Buches führte. Nach 1945 machte Th. sich zum Wortführer der «inneren Emigration»; seine ressentimentgeladenen Invektiven gegen Thomas Mann trugen nicht wenig dazu bei, das Misstrauen gegenüber den «inneren Emigranten» im Ausland zu verstärken und eine Verständigung zwischen diesen und den tatsächlichen Emigranten hinauszuschieben. 1968 wurde Th. mit dem umstrittenen Konrad-Adenauer-Preis für Wissenschaft, Kultur und Publizistik der Deutschland-Stiftung bedacht.

Verf. u.a.: *Die Verdammten* (R.) 1917; *Der Leibhaftige* (R.) 1924; *Abschied vom Paradies* (R.) 1927; *Frauenraub* (R.) 1927; *Die Zeit ist reif* (Reden) 1932; *Stürmischer Frühling* (R.) 1937; *Das Reich der Dämonen* (R.) 1941; *Caruso* (R.) 2 Bde. 1942-1946; *Vulkanische Zeit* (Vorträge, Reden, Aufsätze) 1949; *Geister werfen keine Schatten* (R.) 1955; *Sturz nach oben* (R.) 1961. *Verbrannte Erde* (Autobiogr. I) 1963; *Freiheit bis Mitternacht* (Autobiogr. II) 1965; *Jahre des Unheils: Fragmente erlebter Geschichte* 1972. **199**

**VESPER, WILL**, Lyriker und Erzähler, wurde am 11.10.1882 in Wuppertal-Barmen geboren. Er stammt aus einer protestantischen Bauernfamilie. V. studierte in München Germanistik und Geschichte und war von 1906 an literarischer Beirat des Verlages C.H. Beck, München. Ab 1911 betätigte er sich als freier Schriftsteller. Von 1915 bis 1918 nahm er am 1. Weltkrieg teil und war gegen Ende des Krieges wissenschaftlicher Hilfsarbeiter beim Generalstab. Von 1918 bis 1920 arbeitete er als Kulturschriftleiter der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* in Berlin. Von 1923 bis 1943 gab er die Zeitschrift *Die Schöne Literatur* (später: *Die Neue Literatur*) heraus. 1933 wurde er Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung und war Gauobmann des NS-Reichsverbandes deutscher Schriftsteller. Ab 1938 lebte er als Landwirt auf seinem Gut Triangel bei Gifhorn/Nie-

dersachsen. Nach dem 2. Weltkrieg trat er zum erstenmal wieder auf einem der Lippoldsberger Dichter-Treffen vor die Öffentlichkeit. Er starb am 11.3.1962 in Gifhorn.

V. schrieb Romane über die deutsche Vergangenheit und die germanische Urzeit. Seine Einstellung war schon frühzeitig chauvinistisch-national und antisemitisch, später betont nationalsozialistisch. Die von ihm herausgegebene führende Literaturzeitschrift des Dritten Reiches strotzte von giftigen Invektiven gegen die Gegner des NS-Staates, vor allem gegen die ins Exil gegangenen Schriftsteller. Die Artikel waren in der Regel mit seinen Initialen gekennzeichnet. Kaum ein anderer der Nazi-Autoren konnte sich hinsichtlich der Anzahl der verfassten «Führer»-Gedichte mit ihm messen. Nach V.s Tod haben Angehörige auf seinem Gut eine Versandbuchhandlung eingerichtet, die vorwiegend rechtsgerichtetes Schrifttum vertreibt.

Verf. u.a.: Hrsg.: *Die Ernte* (Anthologie) 1906 (zahlreiche Neuauflagen); *Tristan und Isolde* (R.) 1911; *Parzival* (R.) 1911; *Vom grossen Krieg* 1914-1915 (G'e.) 1915; *Martin Luthers Jugendjahre. Bilder und Legenden* 1918; *Das harte Geschlecht* (R.) 1931; *Kranz des Lebens* (G'e., Gesamtausg.) 1934; *Rufe in die Zeit* (G'e.) 1937; *Geschichten von Liebe, Traum und Tod* (N'n., Gesamtausg.) 1937; *Kämpfer Gottes* (Erz'n., Gesamtausg.) 1938; *Der tapfere Kernbeisser. Märchen um Triangel* 1952; *Letzte Ernte* (Nachlassbd. mit Erz'n. u. G'n.) 1962. **207, 277**

**WEHNER, JOSEF MAGNUS**, Erzähler und Bühnenautor, wurde am 14.11.1891 in Bernbach/Rhön geboren. Sein Vater war Volksschullehrer. W. studierte in Jena und München Philologie. 1914 meldete er sich als Kriegsfreiwilliger. 1916 wurde er bei Verdun schwer verwundet. In den zwanziger Jahren war er Redakteur an der *Münchener Zeitung*, später freier Schriftsteller; ab 1931 war er Mitarbeiter (Theaterkritiker) an den *Münchener Neuesten Nachrichten*. W. war Mitglied der Deutschen Akademie der Dichtung. 1928 erhielt er den Dichterpriis der Stadt München und 1973 die Ehrengabe der Stiftung zur Förderung des Schrifttums. W. starb in München am 14.12.1973. W.s Werke zeigen eine starke Neigung zum Katholizismus. Dieser verband sich bei ihm frühzeitig mit völkisch-chauvinistischem Ideengut. Sein Kriegsroman *Sieben vor Verdun* war als heroischer und nationalistischer Anti-Remarque gedacht und machte W. zum Erfolgsautor der Nazis. Nach 1945 stellte W. einen betonten Katholizismus zur Schau.

Verf. u.a.: *Der Weiler Gottes* (Epos) 1921; *Die Tropfenlegende* (N.) 1923; *Struensee* (Biogr.) 1924; *Sieben vor Verdun* (R.) 1930; *Die Wallfahrt nach Paris* (R.) 1932; *Das unsterbliche Reich* (Reden und Aufs.) 1933; *Schlageter* (Biogr.) 1934; *Stadt und Festung Beigerad* (R.) 1936; *Hindenburg* (Biogr.) 1935; *Bekenntnis zur Zeit* 1940; *Vom Glanz und Leben deutscher Bühne* (Ges. Theaterkritiken) 1944; *Blumengedichte* 1950; *Der Kondottiere Gottes* (R.) 1956. Ausserdem verfasste W. in den fünfziger Jahren eine Reihe von Mysterienspielen: *Johannes; Saul und David; Das Rosenwunder* u.a. **184, 208**

**WEINHEBER, JOSEF**, vorwiegend Lyriker, wurde am 9.3.1892 in Wien geboren. Sein Vater war Metzger, Viehhändler, dann Gastwirt. W. verlor früh seine Eltern und lebte sechs Jahre im Waisenhaus. Er besuchte das Gymnasium und wurde mit 19 Jahren Beamter im Post- und Telegrafendienst. In Abendkursen bildete er sich weiter. 1932 liess er sich pensionieren. Danach lebte er als freier Schriftsteller. Für seinen Roman *Das Waisenhaus* erhielt er 1924 den Preis der Stadt Wien. 1935 wurde er mit dem Mozart-Preis ausgezeichnet. 1936 wurde er zum Professor ernannt. 1940 erhielt er den Grossen Dichterpriis der Stadt Wien, 1942 wurde er Dr. h.c. der Universität

Wien, 1942 Ehrenmitglied der Akademie der Bildenden Künste in Wien. Er starb durch eigene Hand am 8.4.1945 in Kirchstetten/Niederösterreich.

W. war ein Köhner von beträchtlichen Graden; er war ein vielseitiges Formtalent, doch vorwiegend an klassischen Mustern geschult. Man ist versucht, ihn als einen Epigonen von Rang zu bezeichnen. Obgleich bereits 1920 sein erster Gedichtband erschien, machte ihn erst seine 1934 erschienene Gedichtsammlung *Adel und Untergang* gleichsam über Nacht berühmt. Die Nazis nahmen sich seiner an; es ist der einzige Fall, bei dem sie Instinkt für Literatur verrieten. Sie förderten den bis dahin unbekanntem Dichter, der es ihnen auf seine Weise dankte, bis er gegen Ende des Krieges seinen Irrtum erkannte und in tiefer Depression seinem Leben ein Ende setzte. Verf. u.a.: *Der einsame Mensch* (G'e.) 1920; *Das Waisenhaus* (R.) 1924; *Adel und Untergang* (G'e.) 1934; *Wien wörtlich* (G'e.) 1935; *Späte Krone* (G'e.) 1936; *O Mensch, gib acht* (G'e.) 1937; *Zwischen Göttern und Dämonen* (G'e.) 1938; *Dokumente des Herzens* (G'e.) 1944; *Sämtl. Werke*, 5 Bde. 1953-1956. **98, 141, 143, 284**

**ZERKAULEN, HEINRICH**, Lyriker, Erzähler und Dramatiker, wurde am 2. 3. 1892 in Bonn geboren. Sein Vater war Schuster. Er besuchte das Gymnasium und studierte in München und Marburg Pharmazie. 1914 meldete er sich als Freiwilliger zur Front. Nach schwerer Verwundung wurde er 1916 Journalist und Feuilletonredakteur. Er lebte in Düsseldorf und Essen, später als freier Schriftsteller in Dresden. Nach 1945 lebte er zuerst in Greiz. Er flüchtete in die Westzone und wurde als Mitläufer eingestuft. Er starb am 13. 2. 1954 in Hofgeismar.

Z. trat zunächst als rheinischer Heimatdichter hervor. Zu grösserem Erfolg gelangte er jedoch erst während der Zeit des Dritten Reiches, vor allem durch historische Romane. Verf. u.a.: *Leyer und Schwert* (Kriegsg'e.) 1915; *Lieder vom Rhein* (G'e.) 1923; *Die Welt im Winkel* (R.) 1928 (1938 u. d. T.: *Der Strom der Väter*) –, *Musik auf dem Rhein* (Beethoven-R.) 1930 (Neuaufl. 1949); *Jugend von Langemarck* (Dr.) 1933; *Gesegneter Tag* (Ges.ausg. der G'e.) 1935; *Herr Lukas aus Kronach* (R.) 1938; *Der feurige Gott* (Beethoven-R.) 1943 (Neuaufl. 1954); *Zwischen Nacht und Tag. Erlebnisse aus dem Camp 94* 1951. **203, 273**

**ZIESEL, KURT**, Erzähler und Publizist, wurde am 25.2.1911 in Innsbruck geboren. Er studierte in Wien an der Hochschule für Bodenkultur. In den zwanziger Jahren schloss er sich den österreichischen Nationalsozialisten an. 1933 ging Z. als Journalist nach Deutschland. Er volontierte beim *Völkischen Beobachter* und arbeitete an verschiedenen NS-Zeitungen als Korrespondent. 1934 wurde er vorübergehend aus der NSDAP ausgeschlossen und erhielt Berufsverbot. Danach war er Redakteur an der *Westfälischen Zeitung* in Dortmund, an der *Preussischen Zeitung* in Königsberg und Chefredakteur des *Hanseatendienstes* der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg. 1938 kehrte er als freier Schriftsteller nach Österreich zurück. Am 2. Weltkrieg nahm er in der Panzerwaffe teil, wurde aber bereits 1941 zu einer Kriegsberichterstattereinheit versetzt. Nach dem Kriege zog er sich fünf Jahre auf seinen Bauernhof im Wiener Wald zurück. Bis 1960 gab Z. in München einen *Europäischen Kulturdienst* heraus. Er lebt heute in Breitbrunn/Chiemsee. Z. hat bereits im Dritten Reich eine Reihe von Romanen veröffentlicht sowie eine Anthologie der Kriegsdichtung herausgegeben. Auch nach 1945 trat er mit Romanen hervor, denen ein mittelmässiger Erfolg beschieden war. Mit seiner Schrift *Das verlorene Gewissen* (1957) indessen erregte Z. grosses Aufsehen. Er wendet sich hier wie auch in anderen Schriften einerseits gegen Persönlichkeiten aus Literatur, Presse und öffentlichem Leben, indem er auf ihre NS Vergangenheit hinweist; andererseits verteidigt er darin namhafte Schriftsteller der NS-Zeit wie Grimm und

Kolbenheyer. Ein nicht ungeschickter Demagoge, verbindet Z. seine «Enthüllungs»-Geschichten mit vehementen Angriffen gegen die deutsche Gegenwartsliteratur, die er als von einer neuen «Schrifttumskammer» (gemeint ist die Gruppe 47) beherrscht darstellt. Er fungiert als geschäftsführendes Vorstandsmitglied der 1966 ins Leben gerufenen Deutschland-Stiftung, die seit 1967 einen Konrad-Adenauer-Preis für Wissenschaft, Literatur und Publizistik für Werke und Arbeiten von «staaterhaltender Kraft» vergibt.

Verf. u.a.: *Verwandlung der Herzen* (R.) 1938; *Der kleine Gott* (R.) 1939; Hrsg.: *Krieg und Dichtung* (Antholog.) 1940; *Und was bleibt, ist der Mensch* (R.) 1951; *Daniel in der Löwengrube* (R.) 1952; *Das Leben verlässt uns nicht* (Kriegstageb.) 1953; *Solange wir lieben* (R.) 1956; *Das verlorene Gewissen. Hinter den Kulissen der Presse, der Literatur und ihrer Machttträger von heute* 1958; *Die verratene Demokratie* 1960; *Der rote Rufmord* 1961; *Die Literaturfabrik. Eine polemische Auseinandersetzung mit dem Literaturbetrieb im Deutschland von heute* 1962; *Freiheit und Verantwortung* 1966; *Schwarz und Weiss in Afrika* 1973. **172**

**ZILLICH, HEINRICH**, vorwiegend Erzähler und Lyriker, wurde am 23.5.1898 in Kronstadt/Siebenbürgen geboren. Sein Vater war Fabrikdirektor. Z. besuchte das Gymnasium. Im 1. Weltkrieg meldete er sich freiwillig zu den Tiroler Kaiserjägern und kam an die italienische Front. 1919 wurde er vom rumänischen Heeresdienst eingezogen, um gegen Ungarn zu kämpfen. Danach studierte er in Berlin an der Handelshochschule und dann an der Universität Staatswissenschaften und promovierte zum Dr. rer. pol. Nach Beendigung seines Studiums ging er nach Siebenbürgen zurück und gründete dort die Zeitschrift *Klingsor*, die er bis 1936 leitete. Bis 1939 war er Herausgeber dieser Zeitschrift; ausserdem war er als Schriftleiter der *Siebenbürgischen Handelszeitung* tätig. 1936 liess er sich als freier Schriftsteller bei München nieder. 1937 wurden ihm der Literaturpreis der Stadt Berlin und der Volksdeutsche Schrifttumspreis der Stadt Stuttgart verliehen. Er wurde zum Dr. phil. h.c. der Universität Göttingen ernannt. 1953 wurde er Preisträger des Südostdeutschen Kulturwerks. 1968 erhielt er den Kulturpreis der Siebenbürger Sachsen. Z. zählt zu den Verfechtern eines militanten Auslandsdeutschtums. Seine Erzählungen spielen zumeist in Siebenbürgen und haben den deutschen «Volkstumskampf» zum Gegenstand. Z. publizierte auch in der rechtsradikalen Presse der Bundesrepublik. Er lebt in Starnberg/Obb.

Verf. u.a.: *Siebenbürger Flausen* (Gesch'n.) 1925; *Strömung und Erde* (G'e.) 1929; *Komme, was will* (G'e.) 1935; *Zwischen Grenzen und Zeiten* (R.) 1936; *Der Weizenstrauss* (R.) 1938; *Die ewige Kompanie* (Gesch. u. Anekd'n.) 1941; *Grünk oder Das grosse Lachen* (R.) 1949; *Der Schicksalsweg der Siebenbürger Sachsen* (Rede) 1950; *Sturm des Lebens* 1956; *Siebenbürgisch-sächsische Heimatfibel* 1957; *Die grosse Glocke, Kindheits- und Jugenderinnerungen* 1963; *Schicksalsweg der Siebenbürger Sachsen* 1969. **233, 248, 278**

**ZÖBERLEIN, HANS**, Erzähler und Filmautor, wurde am 1.9.1895 in Nürnberg als Sohn eines Schuhmachers geboren. Er wurde Maurer und Steinhauer. Am 1. Weltkrieg nahm er teil und wurde schwer verwundet. Z. erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse und andere Kriegsauszeichnungen. Er beteiligte sich bei der Niederwerfung der Räterepublik in München. Z. trat sehr früh in die NSDAP und in die SA ein und brachte es bis zum SA-Brigadeführer. Er lebte als Architekt in München, nachdem er eine Bauschule besucht hatte. Z. war Mitglied des SA-Kulturkreises und Präsident des Ordens der Bayerischen Tapferkeitsmedaille. Ausserdem war er Inhaber des Blutordens und des Goldenen Ehrenzeichens der Partei. 1933 wurde ihm der Dichterpreis der Stadt München, 1938 der Kulturpreis der SA verliehen. Wegen seiner Beteiligung an den Morden von

Penzberg (28. April 1945) wurde Z. 1948 zum Tode verurteilt; die Strafe wurde 1949 in lebenslängliche Haft umgewandelt. Vorzeitig entlassen, starb er am 13.2.1964. Z. zählte zu den «Kündern» deutschen Fronterlebens. Sein Kriegsroman *Der Glaube an Deutschland* wurde von Hitler mit einem Geleitwort versehen. Seine Bücher zählen zu den übelsten Machwerken der Nazi-Literatur. Unter Z.s Leitung entstand auch der Film *Stosstrupp* 1917.

Verf. u.a.: *Der Glaube an Deutschland* (R.) 1931; *Der Befehl des Gewissens. Ein Roman von den Wirren der Nachkriegszeit und der ersten Erhebung* 1937; *Der Druckposten* (Erz.) 1940; *Der Schrapnellbaum* (R.) 1940. **156**



*Frau Marei Hartlaub, Frau Ursula Wittsack, beide Frankfurt,  
und Frau Brigitte Breil, Wiesbaden, haben an den Vorarbeiten  
zur Erstausgabe dieses Buches mitgewirkt.  
Ihnen sei auch an dieser Stelle sehr herzlich gedankt.*

---

# Athenäum

---



**Ein unbekanntes Kapitel Zeitgeschichte: der Widerstand von Lehrern gegen die Gleichschaltung des Schulsystems im Dritten Reich**

200 Seiten,  
kartoniert

Anpassung und Ohnmacht – diese Formel prägt weithin das Bild vom Verhalten der Lehrerschaft im Dritten Reich. Dieser Band dokumentiert was bisher von der Forschung vernachlässigt wurde: die Opposition der Lehrerschaft gegen die Gleichschaltung des Schulsystems. Der Widerstand hatte viele Gesichter: z. B. den Unterricht mit doppeltem Boden, Solidarität mit Verfolgten, aktive Teilnahme am Widerstand.

Die Dokumentation ist chronologisch gegliedert und stützt sich vor allem auf schwer zugängliche Texte der Exilpresse. Eine ausführliche Einleitung, übersichtliche Informationen zur politischen und pädagogischen Entwicklung sowie kurze Erläuterungen zu den Texten erschließen die Sammlung.

**Athenäum Verlag · Königstein/Taunus**

# EXIL

## Literarische und politische Texte aus dem deutschen Exil 1933–1945

Herausgegeben von Ernst Loewy  
unter Mitarbeit von Brigitte Grimm,  
Helga Nagel und Felix Schneider

Diese Dokumentation über das literarische Exil während der NS-Zeit bringt insgesamt 230 ungekürzte Texte (vom Gedicht zum Romankapitel, von der politischen Rede zum Offenen Brief) von hundert verschiedenen Autoren – von prominenten wie fast vergessenen, auf die sie vor allem aufmerksam machen möchte.

### **Band 1**

#### **Mit dem Gesicht nach Deutschland**

*Fischer Taschenbuch Band 6481*

### **Band 2**

#### **Erbärmlichkeit und Größe**

*Fischer Taschenbuch Band 6482*

### **Band 3**

#### **Perspektiven**

*Fischer Taschenbuch Band 6483*



**Fischer Taschenbuch Verlag**

# Biographien / Erinnerungen Tagebücher Zeitgeschichte



**Wladislaw  
Bartoszewski**  
**Das Warschauer  
Ghetto**  
– wie es wirklich war  
Zeugenbericht  
eines Christen  
Band 3459

**Floris B. Bakels**  
**Nacht und Nebel**  
Der Bericht eines  
holländischen Christen  
aus deutschen  
Gefängnissen und  
Konzentrationslagern  
Band 3468

**Georg Denzler/  
Volker Fabricius**  
**Die Kirchen  
im Dritten Reich**  
Christen und Nazis  
Hand in Hand?  
Bd. 1: **Darstellung**  
Band 4320  
Bd. 2: **Dokumente**  
Band 4321



**Gottfried  
Bermann Fischer**  
**Bedroht, bewahrt**  
Weg eines Verlegers  
Band 1169

**Anne Frank**  
**Das Tagebuch  
der Anne Frank**  
Band 77

**Ernst Fraenkel**  
**Der Doppelstaat**  
Eine der großen  
Analysen des  
faschistischen  
Herrschaftssystems  
in Deutschland  
Band 4305

**Gustav M. Gilbert**  
**Nürnberger Tagebuch**  
Gespräche der  
Angeklagten mit dem  
amerikanischen  
Gerichtspräsidenten  
Band 1885



**John Heartfield**  
**Krieg im Frieden**  
Fotomontagen zur  
Zeit 1930–1938  
Band 3465

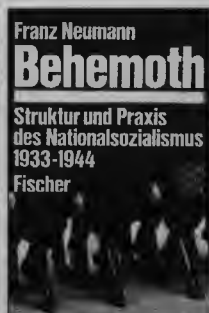
**Ruth Herzog**  
**Shalom Naomi?**  
Brief an ein Kind  
Band 5102

**Wilhelm Hoegner**  
**Flucht vor Hitler**  
Erinnerungen an die  
Kapitulation der  
ersten deutschen  
Republik 1933  
Band 3420

**Wieslaw Kielar**  
**Anus Mundi**  
**Fünf Jahre Auschwitz**  
Band 3469

**Joel König  
David**  
Aufzeichnungen  
eines Überlebenden  
Band 2196

# Biographien / Erinnerungen Tagebücher Zeitgeschichte



**Walter Kolbenhoff**  
**Von unserm Fleisch und Blut**  
Band 2034  
**Schellingstraße 48**  
Erfahrungen mit  
Deutschland  
Band 5867

**Jochen von Lang**  
**Der Sekretär**  
Martin Bormann:  
Der Mann, der Hitler  
beherrschte  
Band 3430

**Hermann Langbein**  
**... nicht wie die Schafe zur Schlachtbank**  
Band 3486

**Primo Levi**  
**Atempause**  
Eine Nachkriegsodyssee  
Band 2105

**Primo Levi**  
**Ist das ein Mensch?**  
Erinnerungen an  
Auschwitz  
Band 2226

**Ernst Loewy**  
**Literatur unterm Hakenkreuz**  
Das Dritte Reich  
und seine Dichtung  
Eine Dokumentation  
Band 4303

**Kazimierz Moczarski**  
**Gespräche mit dem Henker**  
Das Leben des  
SS-Gruppenführers  
und Generalleutnants  
der Polizei  
Band 3466

**Franz Neumann**  
**Behemoth**  
Struktur und  
Praxis des National-  
sozialismus  
1933-1944  
Band 4306

**Ernst Papanek**  
**Die Kinder von Montmorency**  
Band 3494

**Ernst Schnabel**  
**Anne Frank**  
**Spur eines Kindes**  
Band 5089

**Gerhard Schoenberner**  
**Der gelbe Stern**  
Die Judenverfolgung  
in Europa 1933-1945  
Band 3463

**Inge Scholl**  
**Die weiße Rose**  
Band 88

# Verboten und verbrannt – Bücher aus dem Exil

Theodor Balk  
**Das verlorene Manuskript**  
Band 5179

Hans Beckers  
**Wie ich zum Tode verurteilt wurde**  
Band 5967

Leonhard Frank  
**Von drei Millionen drei**  
Band 5187

Alexander Moritz Frey  
**Die Pflasterkästen**  
Band 5101

Hermann Grab  
**Der Stadtpark**  
und andere Erzählungen. Band 5951

Martin Gumpert  
**Der Geburtstag**  
Roman. Band 5954

Alfred Kantorowicz  
**Exil in Frankreich**  
Band 5957  
**Spanisches Kriegstagebuch**  
Band 5175

H. W. Katz  
**Die Fischmanns**  
Roman. Band 5955

## Fischer Taschenbuch Verlag

# **Verboten und verbrannt – Bücher aus dem Exil**

Hans Keilson  
**Das Leben geht weiter**  
Roman. Band 5950

Alfred Kerr  
**Die Diktatur des Hausknechts und Melodien**  
Band 5184

Egon Erwin Kisch  
**Geschichten aus sieben Ghettos**  
Band 5174

Heinz Liepman  
**Das Vaterland**  
Band 5170

Robert Lucas  
**Teure Amalia, vielgeliebtes Weib**  
Band 5177

Konrad Merz  
**Ein Mensch fällt aus Deutschland**  
Band 5172

Ernst Erich Noth  
**Weg ohne Rückkehr**  
Band 5952

Rudolf Olden  
**Hitler**  
Band 5185

Carl von Ossietzky  
**Rechenschaft**  
Publizistik aus den Jahren 1913–1933. Band 5188

## **Fischer Taschenbuch Verlag**

# **Verboten und verbrannt – Bücher aus dem Exil**

Karl Otten  
**Torquemadas Schatten**  
Band 5137

Theodor Plievier  
**Der Kaiser ging, die Generäle blieben**  
Band 5171

Gustav Regler  
**Im Kreuzfeuer**  
Band 5181

Nico Rost  
**Goethe in Dachau**  
Band 5183

Alice Rühle-Gerstel  
**Der Umbruch oder Hanna und die Freiheit**  
Roman. Band 5190

Wilhelm Speyer  
**Das Glück der Andernachs**  
Band 5178

Adrienne Thomas  
**Reisen Sie ab, Mademoiselle!**  
Band 5956

Paul Zech  
**Deutschland, dein Tänzer ist der Tod**  
Band 5189

**Fischer Taschenbuch Verlag**



# Erich Kästner



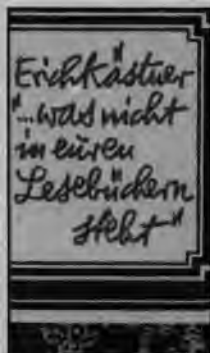
**Die kleine Freiheit**  
*Chansons und Prosa  
mit Zeichnungen von  
Paul Flora*  
Band 1807

**Der tägliche Kram**  
*Chansons und Prosa*  
Band 2025



**Notabene 45**  
*Ein Tagebuch  
Mit Zeichnungen von  
Paul Flora.* Band 2246

**Die Schule  
der Diktatoren**  
*Eine Komödie in  
neun Bildern*  
Band 8195



**„... was nicht  
in euren  
Lesebüchern  
steht“**  
Hrsg.: Wilhelm Rausch  
Band 875

**Wer nicht hören will,  
muß lesen**  
*Eine Auswahl*  
Band 1211

## Fischer Taschenbücher

**10. Mai 1933**

## **Bücherverbrennung in Deutschland und die Folgen**

Herausgegeben von Ulrich Walberer  
*Fischer Taschenbuch Band 4245*

*Mit Beiträgen von*

*Wolfgang Benz, Ursula Büttner, Volker Dahm,  
Hermann Glaser, Erich Kästner, Gabriele Krämer-  
Prein, Hans Mayer, Manfred H. Niessen, Gerhard  
Sauder, Ralf Schnell, Hans-Wolfgang Strätz, Frit-  
hjoef Trapp und Hermann Weiß*

Vor fünfzig Jahren wurden in Deutschland Tausende von Büchern verbrannt. Hochschulprofessoren hielten völkische Jubel-Reden. Wenig später wurden Menschen in Millionenzahl verbrannt.

Mit diesem Band wird eine Summe bisheriger Detail-Forschung gezogen. Fachleute aus mehreren wissenschaftlichen Disziplinen behandeln in ihren kritischen Beiträgen den Forschungsgegenstand aus verschiedenen Perspektiven und legen hier ihre erschütternden Ergebnisse einem breiten Publikum vor – Ergebnisse, an denen sich künftig niemand mehr wird vorbeistehlen können.

Warum die Anstrengungen fünfzig Jahre danach? Damit in Deutschland und anderswo keine Bücher ins Feuer geworfen werden. Denn: Wo man Bücher verbrennt, da könnte man bald auch wieder Menschen verbrennen.



**Fischer Taschenbuch Verlag**